Heinz Tovote

Hilde Vangerow u/ ihre Schwester







Hilde Vangerow

und ihre Schwester

Von **Heinz Tovote** sind im gleichen Verlage bis zum Oktober 1906 erschienen:

Romane

Moderne Liebestragoedie:

Im Liebesrausch	18. Aufl.	M. 3,50
Mutter!	9. Aufl.	M. 3,50
Frühlingssturm	10. Aufl.	M. 3,50
Das Ende vom Liede	13. Aufl.	M. 3,50

—

Frau Agna	11. Aufl.	M. 3,50
Hilde Vangerow	10. Aufl.	M. 4,—

—

Der Erbe	9. Aufl.	M. 2,50
Der letzte Schritt	12. Aufl.	M. 2,50
Sonnemanns	8. Aufl.	M. 2,50

Novellen

Fallobst. Wurmstichige Gesch.	11. Aufl.	M. 2,—
Ich. Nervöse Novellen	13. Aufl.	M. 2,—
Heimliche Liebe	20. Aufl.	M. 2,—
Heißes Blut	15. Aufl.	M. 2,—
Abschied	12. Aufl.	M. 2,—
Die rote Laterne	7. Aufl.	M. 2,—
Die Leichenmarie	8. Aufl.	M. 2,—
Klein Inge	9. Aufl.	M. 2,—

Theater

Ich lasse dich nicht! Drei Phasen eines Junggesellendramas	4. Aufl.	M. 2,—

Ueberſetzungen

Yvette, v. Guy de Maupassant	7. Aufl.	M. 2,—

—

Im Originaleinband M. 1,— mehr.

Heinz Tovote

Hilde Vangerow

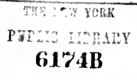
und ihre Schwester

Roman

Zehnte Auflage



Berlin, 1906, F. Fontane & Co.





Erster Teil

I.

— Ich bin wohl die Letzte, fragte Hilde Vangerow, etwas außer Atem, als das Hausmädchen ihr die nur angelehnte Tür zur Bartlingschen Wohnung öffnete.

— Ja, gnädiges Fräulein, aber Fräulein Trude — ich wollte sagen: unser Fräulein Doktor also, hat angeordnet, daß noch so lange mit dem Essen gewartet werden sollte.

— O, wie viel Menschen sind heute da!

Hilde ließ den Blick über die Reihe der Damenmäntel und Hüte gleiten. Dann trat sie an den Spiegel, wo das Mädchen rasch die beiden seitlichen Glühbirnen einschaltete.

Sie strich sich über das helle blonde Haar, und die Handschuhe in der Hand, ging sie auf die Tür des Salons zu, wo das Mädchen wartete, um sie vor ihr aufzustoßen.

Lautes Stimmengeschwirr tönte ihr entgegen.

Eine Versammlung von jungen und älteren Mädchen, die lebhaft aufeinander losredeten.

Hilde blieb an der Schwelle stehen.

Aus der Gruppe, die am nächsten zur Tür stand, löste sich jetzt eine blasse junge Dame und eilte auf die Eintretende zu.

— Ach, Hilde, — also doch noch! Ich hatte schon gedacht, du kämest nicht.

— Entschuldige, Trude, — aber Papa ...

— Es geht doch nicht schlechter?

— Nein, Trude, nein; aber du weißt ja, gegen Abend wird er oft unruhig, und da ...

— Aber, Liebste! ..

— Doch, doch! — heute muß ich mich regelrecht entschuldigen. Also sei nicht böse. Und nun, ehe die anderen dazwischen kommen: nochmals meine herzlichsten Glückwünsche. Heut' morgen in der Aula, als all die andern sich an dich drängten, da bin ich im Schwarm mit untergegangen.

— Aber, Hilde!

— Ich bin so stolz auf dich! —

Und in einer plötzlichen Aufwallung legte Hilde Vangerow den Arm um die kleinere Freundin und küßte sie, zum ersten Male in den langen Jahren ihrer Bekanntschaft.

Ein älteres Mädchen, das neben ihnen stand, mischte sich ein und sagte:

— Das sind wir alle, stolz auf unsere Freundin Bartling, eins der ersten deutschen Mädchen, das seinen Doktor macht. Es ist eine neue Bresche in der chinesischen Mauer, durch die unsere Entwicklung seit Jahrhunderten aufgehalten wurde. Ihr Fräulein Schwester will auch studieren, Fräulein Vangerow, höre ich?

— Susi ist ja noch so jung, erwiderte Hilde.

— Komm, Hilde, ich will dich rasch vorstellen, dann kann der Doktorschmaus beginnen. Meine Damen, wandte sie sich an eine Gruppe, die am Kamin plaudernd sich gebildet hatte, Fräulein Hilde

Vangerow, die talentvollste Landschafterin des kommenden Jahrhunderts.

— Aber, Trude, so 'n Unsinn!

— Gar nicht! ... Sonst, glaube ich, kennst du alle, mit Ausnahme von Fräulein Liebsch wohl.

Eine große hagere Person mit wenig gepflegten Haaren machte ihr eine ungelenke Verbeugung.

— Bitte, zu Tisch, zu Tisch! rief Trude Bartling. Feste Plätze gibt es nicht, nur Hilde und Käthe Siebald müssen neben mir sitzen. Das habe ich ihnen versprochen. Also: Bitte! ...

Die Glastüren zu dem großen Speisesaale wurden zurückgeschoben; zwei Hausmädchen in weißen Schürzen und Häubchen standen am Büfett neben dem alten Diener des Hauses als einzigem männlichen Wesen. Er hatte es sich nicht nehmen lassen, sein Fräulein auch heute, an ihrem Ehrentage, zu bedienen.

Die lange Tafel war gedeckt, wie nur bei den feierlichsten Gelegenheiten im Hause Bartling.

— Ich muß für meine Eltern um Entschuldigung bitten, aber sie wollten uns nicht stören und werden erst zum Dessert herumgereicht.

— Wie schade! rief ein kleines Fräulein in die Stille hinein.

— Ja, was habt ihr denn inzwischen mit meinem Stuhle gemacht? —

Ein großer, reich geschnitzter Armsessel stand an der Spitze der Tafel und war ganz mit Girlanden geschmückt. Baldachinartig rankten sich die Blumen hinter der Lehne empor, daß Trude ganz darin eingebettet saß.

— Wißt ihr, bequem ist das nun gerade nicht,

sagte sie lachend, aber das muß man heute wohl über sich ergehen lassen.

Dann wandte sie sich leiser zu Hilde und sagte:

— Es ist doch genau so wie früher bei einer von unseren Kindergesellschaften, wo es Schokolade mit Schlagsahne gab, nur daß wir nun alle große Mädchen sind, und die meisten von uns sich im Laufe der Jahre nicht eben verschönert haben.

Der alte Diener hatte überall Sekt eingeschenkt, als am unteren Ende der Tafel sich Fräulein Liebsch in ihrer hageren Größe erhob und, den Kneifer fest auf die Nase drückend, an ihr Glas schlug.

Mit ihrer rauhen Stimme begann sie, mit gelegentlichen Blicken in ihr Konzept, das sie offen in der linken Hand hielt, eine lateinische Ansprache an den neugebacknen Doktor.

Nur einige wenige konnten der hastig vorgebrachten Rede folgen, aber alle sahen verständnisinnig zu der Rednerin auf, und als sie endete und ihr Glas hob, klatschten alle Beifall und eilten dann auf Trude zu, um mit ihr anzustoßen.

Ganz leise sagte Hilde zu ihr:

— Auf gut deutsch, Trude: viel Glück für alle Zukunft! und daß wir uns nicht ganz verlieren. Auf unsere Freundschaft laß uns anstoßen! —

Dann gingen ihre Worte in dem Lärmen unter, das am Schlusse des Toastes entstand, — plötzlich fingen ein paar frische Stimmen ein Gaudeamus an; eine Dame eilte ins Nebenzimmer an den Flügel, und nochmals von vorn fingen sie an zu singen:

Gaudeamus igitur
Virgines dum sumus ...

Beim zweiten Verse haperte es schon, die meisten wiederholten den Text des ersten, und die Hausmusik, die das merkte, schloß mit einem brausenden Akkorde, als die Tür sich öffnete und, angelockt vom Gesange, Herr und Frau Bartling erschienen.

Ein allgemeines Begrüßen und Händeschütteln mit verlegenen Knixen von ein paar jüngeren Fräuleins, denen der Sekt schon zu Kopf gestiegen war.

Der alte Herr freute sich, wenn seine Tochter ein paar Freundinnen bei sich sah. Jetzt ging er ein wenig gebückt, seit schwere Krankheit ihn monatelang ans Bett gefesselt hatte.

Heute war er in seinem Elemente. Die jungen Damen studierten Gott sei Dank nicht alle; es gab auch solche darunter, die ein Kompliment mit Vergnügen aufnahmen.

Von allen Freundinnen seiner Trude hatte er eine immer am liebsten gehabt, seit sie als Schulmädel zu ihnen gekommen. Das war Hilde Vangerow.

Ihre schlanke hohe Gestalt, dieses gerade, offene Wesen, hatten sie ihm wie auch seiner Frau liebgemacht. Er hatte sie nie anders als Hilde gerufen, und sie sagte zu ihm Onkel Bartling.

Auf den ersten Blick hatte er sie aus der Schar herausgefunden, wie sie mit ihrer Größe die meisten überragte. Ihr helles, fast gelbliches Haar, das in schweren Flechten den zierlichen Kopf allzu schwer beinah krönte, ließ sie sofort auffallen, ein Haar, wie helle Gerste so blond, und doch mit einem so kräftigen Tone, der ihr etwas ganz Eigenartiges verlieh.

— Tag, Onkel Bartling! Das habt Ihr Euch

nicht träumen lassen, daß Ihr mal Trude als leibhaftigen Doktor vor Euch sehen würdet.

— Ja, Kind, ich habe es früher nie verstanden, aber jetzt scheint es mir ganz natürlich. Bloß mich selber gebe ich nicht zum Experimentieren her; dazu habe ich meine alten Knochen zu lieb. Ich bleibe meinem alten Geheimrat treu, der auch was von der Sache versteht. Aber nun möchte ich auch an dir noch was erleben. Das geht nicht, sich immer so verkriechen. Mut, Kind, Mut! Zeig' den Leuten mal, was in dir steckt. Da das letzte Bild mit den hängenden Birken ist famos.

— Aber, Onkel Burtling.

— Ach was, aber! aber! — Wenn sie dich herunterreißen, was schadet es groß? Du schnurrst dich ein, wie ein Kätzchen in der warmen Spinnstube, und wirst weichlich werden. Das willst du doch nicht! —

— Gewiß nicht.

— Na also; mach es der Trude nach. Und nicht mit irgend so 'nem kleinen Bildchen. Nicht bloß mit deinen Landschaften, auch die paar Porträts, die sind nicht das schlechteste, zum Beispiele meines . . .

— Ach, sieh doch den eitlen Onkel! Das sollte Ihnen wohl so gefallen!

— Da kommt ja unser Fräulein Doktor. Na, Kind? — Weißt du, eigentlich hätten wir Vetter Franz heute einladen müssen. Der wird mit den vier Semestern, die er dir über ist, schöne Augen in seinem Würzburg machen. Von unserem lieben Sohn Max will ich schon gar nicht reden. — Aber nun, Kinder, wollen wir uns wieder setzen. Karl hat Angst um das Eis. Dazu sind wir doch nur hereingekommen.

Allmählich fand jeder seinen Platz wieder.

Hilde ließ ihren Blick über die Tafelrunde schweifen. Sie kannte die meisten. Besonders sympathisch waren ihr nur wenige. Sie kannte die Triebfedern ihres Handelns. Ganz persönlicher Ehrgeiz und viel Eitelkeit erfüllte fast alle.

Sie wußte, daß für Trude der heutige Tag nur eine notwendige Formalität, ein Mittel zum Zwecke war. Auch darin fanden sie sich in ihrer Freundschaft.

Hilde wußte, daß sie mit ihrem Mangel an persönlichem Ehrgeize wohl immer im Hintergrunde bleiben würde. Sie fühlte sich nicht stark genug zum Kampfe, gegen die Vielen.

Wie sie so still dasaß und an ein Stückchen Natur dachte, das sie vor ein paar Tagen draußen in einer Gärtnerei in Tempelhof gesehen hatte, ein Feld, begrenzt von bunt blühendem gefüllten Mohn, und deutlich den Ausschnitt vor sich sah, wie ein Haus und ein Baum von selbst den Rahmen dazu gaben, setzte sich Frau Bartling leise zu ihr und flüsterte:

— So in Gedanken, Kind? Weißt du, Hilde, du müßtest einmal heraus, völlig heraus aus dieser drückenden Luft der Krankenstube. Das wäre nicht nur dir, sondern auch deinem Talente gut.

— Ich habe manchmal selbst solche Sehnsucht, hinauszukommen. Ich möchte irgendwo ein Stückchen Natur finden, das mir zusagt, um ganz dort zu leben und völlig darin aufzugehen. Alles, was ich bis jetzt gesehen und gemalt habe, ist ja gar nicht das Richtige.

— Du müßtest dich mal losreißen. Allmählich ist doch deine Schwester groß und verständig genug.

— Ach, Susi ist nicht zur Krankenpflegerin geschaffen; sie ist noch ein Kind, — und Papa selbst will auch nicht viel von ihr wissen. Sie lacht ihn nur aus und ulkt. Er will, daß man seine Krankheit furchtbar ernst nimmt. Susi tut das nicht. Die kann gar nicht begreifen, wie es einem anders als gut gehen kann. Und dann muß sie immer lärmen, immer laufen und singen. Und die Türen schlägt sie — das kann weder Mama noch Papa vertragen. Alle Tage kriegt sie ihre Strafpredigt.

— Ihr sprecht von Susi? — mischte Trude sich ein. Weshalb ist sie nicht mitgekommen? —

— Nein, Trude, das geht nicht — eine von uns muß zu Hause bleiben. Mama will morgen mit Susi zu dir kommen. Bist du um ein Uhr zu Hause? —

— Gewiß, aber vorher komme ich erst zu euch. Ich habe jetzt noch ein paar Tage für mich, gar nichts zu tun, in Erwartung, daß ich bald recht viel zu tun kriege.

Sie erhoben sich und gingen nach vorn in die Gesellschaftsräume, wo jetzt alle elektrischen Flammen aufglühten.

Hilde sah sich um, und zum ersten Male stieg der Wunsch in ihr auf, daß sie es auch so haben möchte.

Sie lebten ja ganz behaglich, mußten sich aber doch manches versagen. So hatte sie kein Atelier, sondern mußte sich mit einem Zimmer der Wohnung begnügen, das rechte Licht hatte sie nicht, und die Ruhe zur Arbeit fehlte auch.

Etwas wie Neid keimte in ihr auf, aber sie unterdrückte die Regung.

Der alte Diener sagte ihr leise, daß ihr Mädchen

gekommen sei. Es war noch früh, aber sie mußte gehen.

Der Vater bestand darauf, daß sie sich abholen ließ. Und sie wollte nicht das Geld für eine Droschke ausgeben, ging auch gern des Abends durch die stillen Straßen, weil sie nach einer Gesellschaft sonst nicht einschlafen konnte.

So verabschiedete sie sich von den alten Bartlings, die sie hinausbegleiteten, und verschwand, ohne daß sonst wer ihr Fortgehen merkte.

II.

Es hatte geregnet, und der Asphalt war feucht, daß der Schein der vereinzelten Laternen sich hell darin widerspiegelte.

Nebel hing in der Luft, aber er verschleierte nicht, schien nur zwischen den Bäumen zu stehen, so daß alles ein weiches und verschwommenes Aussehen bekam; die lange schmale Privatstraße war menschenleer; die Häuser traten mit tiefen Einbuchtungen immer wieder zurück, und das Trottoir bildete eine Schlangenlinie, während der Fahrdamm durch die weinbewachsene Mauer begrenzt wurde, die den Garten der Musikhochschule abschloß.

Weit vor sich, an dem Gitter, das die Straße des Nachts von der Außenwelt abschloß, sahen sie die elektrischen Wagen vorbeisausen.

Der Pförtner öffnete ihnen das kleine Türchen in dem großen schmiedeeisernen Torbogen, und sie traten auf die Potsdamer Straße hinaus, aus der Einsamkeit in das nächtliche Leben.

Aus den Restaurants und Cafés fiel helles Licht auf die regenfeuchte Straße, und von der Brücke her leuchtete es von den hohen Lichtmasten taghell über das Holzpflaster.

Obgleich es ein Umweg war, gingen sie dem Kanale zu, wo eine angenehme Nachtkühle unter den dichtbelaubten Bäumen hing.

Schweigend ging das alte Mädchen neben Hilde.

Als sie am Ufer waren, wo das Wasser schwarz lag, fragte Hilde zum ersten Male nach den Dingen zu Haus.

Der Vater war eingeschlafen, und alles still und in Ordnung gewesen.

— Aber, fügte Lising hinzu, Fräulein Hilde, der Herr Oberst gefällt mir gar nicht. Die andern sehen das wohl nicht so. — Gar nicht gefallen will er mir.

— Wieso denn?

— Sehn Sie, Fräulein, der Herr hat nicht mehr das rechte Interesse; er sieht so über die Dinge weg, die ihn früher geärgert haben.

— Aber Lising, da sollten wir doch froh sein, daß er auch mal etwas nicht sieht. Er erspart sich den Ärger und uns viel Aufregung.

— Nein, das Rechte ist dies nicht; so wie jetzt ist er noch nie gewesen, selbst als es ihm so furchtbar schlecht ging. Und dann gefällt mir die gnädige Frau auch nicht.

— Aber, Lising.

— Ja ja, Fräulein, da müssen wir besser aufpassen. Da ist wieder was nicht in Ordnung. Wenn ich bloß wüßte, woher sie das wieder haben kann.

— Das hättest du mir gleich sagen sollen.

— Ich? Ist mir ja erst gestern aufgefallen, und heute abend, als ich fortging, habe ich gemerkt, daß die Mama es wieder genommen hat.

Hilde schwieg, aber ihr Herz klopfte stärker.

Der Vater war seit dem Schlaganfalle im Sommer nicht wieder der Alte geworden.

Allen Ärger, den er sonst in der Kaserne hatte abladen können, mußten sie jetzt daheim über sich ergehen lassen. In alles mischte er sich ein, und selbst die alte Lising mußte sich alles mögliche sagen lassen. Er fand, daß dieses so, jenes aber so gemacht werden müsse, und nie war es ihm sauber genug.

Dann war plötzlich die Mutter so sonderbar geworden, klagte über allerhand eingebildete Leiden, und eines Tages war sie so seltsam, daß Hilde den Stabsarzt Dr. Biedekarken holte, der dahinterkam, was mit ihr war.

Gegen ihre eingebildeten Schmerzen hatte sie angefangen Morphium zu nehmen. Ihr linker Oberarm zeigte die Spuren, zahllose Pünktchen dicht nebeneinander.

Das gab einen gewaltigen Schrecken bei allen, denn niemand hatte eine Ahnung gehabt.

— So scheu geht die Mutter wieder herum, ganz wie damals, sagte Lising jetzt.

— Wenn nur das andere nicht auch wiederkommt.

— Ach, Fräulein Hilde, heute mittag war es ja schon; ich habe nur bloß noch nichts gesagt, weil ich Fräulein nicht die Freude zu heut' abend verderben wollte, aber drei ganz große Teppiche sind heute früh gekommen.

— Aber, Lising, wie ist das denn möglich, sie ist doch gar nicht fortgewesen.

— Doch, Fräulein Hilde, sie war mit Fräulein Susi in der Stadt einkaufen.

— Hat Susi sie denn allein gelassen.

— Ja! — Sie sagt, sie hat die Mutter in die Elektrische gesetzt, aber da muß sie dann wohl zurückgefahren sein. Denken Sie nur, Fräulein, für neunhundert Mark Teppiche, und so schwere, die Leute haben ordentlich gekeucht, als sie damit heraufkamen.

— Hast du ihnen auch ein anständiges Trinkgeld gegeben? Und hast du die Firma dir notiert?

— Ja, Fräulein, eine Mark, und ich habe es mir aufschreiben lassen, weil es zwei Namen waren. Der eine Mann hat es aufgeschrieben; es war so'n netter Mensch, der immer nur den Kopf geschüttelt hat und gesagt: Nee, so wat! nee aber so wat! ...

— Für neunhundert Mark!

— Ach, und nun wollen Fräulein wohl wieder hin und sich entschuldigen?

— Ja, Lising, was sollen denn die Leute von uns denken. Sie halten uns am Ende für Betrüger. Bis jetzt sind noch alle immer so nett zu mir gewesen, manchmal so, daß ich hätte weinen können, wenn sie versucht haben, mich zu trösten. Weißt du, Lising, das ist das schrecklichste, wenn man sich bemitleiden lassen muß.

— Aber, Fräulein, da meinen es die Leute doch gut.

— Mir wäre es viel lieber, sie wären böse und ärgerlich, denn dazu haben sie ein Recht.

— Die Leute sind freilich immer anständig ge-

wesen, bis auf den Einen; wissen Sie noch? Der behauptete, die Sachen wären gekauft, und wir müßten sie nehmen. Dreißig Mark hat die Geschichte damals gekostet.

— Ja, Lising, das war freilich böse. Wenn es noch was gewesen, was wir gebrauchen konnten, aber Gaskronen waren es, und nun wieder Teppiche. Immer so große Stücke, und die Leute freuen sich doch gewiß, wenn sie so was für verkauft halten, und dann der Ärger, wenn sie es wieder zurückkriegen.

— Wir dürfen die Mutter gar nicht aus den Augen lassen. Neulich wollte sie allein fort, da habe ich gesagt, die Stiefel seien beim Schuhmacher, und den Schlüssel zum Spind hatten Fräulein ja auch mitgenommen. Wenn aber Fräulein Susi nicht gerade nach Hause gekommen wäre, hätte ich die gnädige Frau nicht halten können; sie wäre einfach in Pantoffeln und dem alten Hauskleide fortgegangen, wie sie ging und stand.

— Ach, Lising, manchmal wünschte ich, wir wären in einer kleinen Stadt; da könnten es alle Menschen gern wissen und würden gewiß alle so zu ihr tun, als ob sie ihr die Sachen verkauften, und brauchten sie nicht erst zu schicken. Da hätte sie doch ihre Freude dran. Und du meinst, sie hat wieder was von dem Gifte?

— Ja, Fräulein Hilde, ich habe schon überall gesucht, in allen Ecken und Winkeln. Wenn man nur einmal dazu käme; aber das ist noch nie gewesen. Lassen sich Fräulein aber man ja nichts merken, auch nicht um die Teppiche, sonst finden wir gewiß nichts.

Sie waren vor dem Hause angekommen, und

Lising schloß auf. Leise gingen sie die Treppe hinauf, und noch leiser durch die Wohnung.

Susi war noch wach. Sie machte gleich Licht, als die ältere Schwester nach Hause kam. Mit ihren dunklen offenen Haaren saß sie im Bett auf. Ihr sonst so keckes Gesicht war ganz verweint, und sie hatte gar nicht einschlafen können. Sie traute sich gar nicht zu fragen, wie es bei Bartlings gewesen war, so hatte die neue Geschichte der Mutter sie erschreckt, und sie hatte es gar nicht erwarten können, daß Hilde endlich nach Haus kam.

Lange saßen sie auf und sprachen über die Eltern, aber dann ward Susi müde und schlief ein, und als Hilde ihr noch etwas sagen wollte, daß der alte Herr Bartling ihr so zugeredet hatte, doch auszustellen, bekam sie keine Antwort mehr, und so löschte sie das Licht, um auch einzuschlafen.

III.

Der Schnee lag draußen auf allen Straßen. Über Nacht war es Winter geworden. Nun war alles weiß. Der Himmel aber war wieder klar, und die Sonne schien kalt und hart.

Von ihrem Fenster aus konnte Hilde diese ganze Schneepracht übersehen, die im hellen Vormittagsscheine die Augen blendete.

Ein häßliches, grelles Licht fiel in ihre Atelierstube, wo ein großes Schneebild auf der Staffelei stand, neben einer kleinen Winterskizze, die sie tags zuvor mit erstarrten Fingern festgehalten hatte.

Wenn nur die Sonne nicht gewesen. Die ließ heute gar keine Stimmung aufkommen.

Und dabei erwartete Hilde Besuch, einen bedeutungsvollen Besuch.

Mit bangem Herzen hatte sie vor einiger Zeit zwei Bilder durch Verwendung ihres früheren Lehrers der Öffentlichkeit übergeben. Als sie in der Ausstellung hingen, traute sie sich gar nicht hin; bis das erste Urteil in der Zeitung stand — Trude Bartling brachte ihr das Blatt, und sie lebte in steter Angst, der Vater könne etwas davon erfahren —, da stieg in ihr der Wunsch auf, ihre Werke in der fremden Umrahmung zu sehen. Sie hing gut, und die beiden Sachen machten sich wirklich nicht schlecht. Die Heidestimmung mit der untergehenden Sonne war sogar sehr gut getroffen, das kleinere Bild etwas nichtssagend.

Sie blieb mit Trude Bartling davor stehen und horchte, was die Leute sagten. Sie hörte Urteile wie: Sehr hübsch! — Sieh mal, wie nett die Heide ist! — Sehr fein in der Stimmung!

Als Erster hatte Max Lamberg über sie geschrieben: ihr Bild eine überzeugende Talentprobe genannt, und darauf aufmerksam gemacht.

Dann war sie ihrem Kritiker auf einer Gesellschaft begegnet. Er hatte anfangs, ohne sie zu kennen, mit ihr geplaudert, bis sie sagte:

— Ich muß Ihnen übrigens noch danken für die liebenswürdigen Worte neulich über mich.

Ganz erstaunt fragte er:

— Liebenswürdige Worte? — Über Sie, mein gnädiges Fräulein? Ich entsinne mich nicht, — ich ... Verzeihen Sie, aber beim Vorstellen hört man

natürlich keinen Namen, und ich habe, offen gestanden, keine Ahnung, mit wem ich die Ehre — Wollen Sie mir nicht, bitte, helfen, — wann, — wieso, — und vor allem mit wem habe ich so nett geplaudert?

Sie errötete und sagte dann rasch:

— Ich heiße Hilde Vangerow.

— Ah! ... Sieh mal an.

Er trat einen Schritt zurück und sah sie von oben bis unten an, daß sie ganz verlegen wurde.

— Geben Sie mir Ihre Hand, sagte er dann.

Und als sie es zögernd tat, schüttelte er sie wie einen Kameraden und sagte:

— Ich gratuliere Ihnen zu Ihrer Zukunft. Donnerwetter noch mal, Sie können was! — Nein, wahrhaftig! — Jedes Wort habe ich mir zweimal überlegt und bin sehr vorsichtig gewesen, denn man kann sich zu leicht blamieren, wenn man falsch prophezeit — aber nun, unter vier Augen, kann ich Ihnen nur wiederholen: das Bild hat mir imponiert. — Es hat so blitzwenig Frauenzimmerliches und Zimperliches an sich, dafür eine gesunde, derbe Naturauffassung, wie ich sie liebe. Sie können was, mein Fräulein; das beweist dieses einzige Bild, das ich bis jetzt von Ihnen gesehen habe. Sagen Sie doch, haben Sie noch andere, die Sie dem an die Seite setzen können, oder ist das Ihr Bestes?

— O nein, meiner Empfindung nach habe ich schon Besseres geleistet.

— Ihrer Empfindung nach, ist sehr gut. Dann glaube ich daran — aber ich möchte nicht nur glauben, ich muß sehen. Kann und darf ich das?

— Aber gewiß.

— Also, sagen Sie mir, wann und wo; es eilt ja nicht, wenn ich auch brennend gern mich überführen möchte, ob ich recht hatte, so rasch zu urteilen.

— Paßt Ihnen übermorgen? — Elf Uhr?

— Gern! Und nun wo, bitte.

— Derfflingerstraße 7; aber ein Atelier habe ich nicht. Dazu hat es noch nicht gereicht.

— Das tut nichts. Wer was kann, wird sich auch unter ungünstigen Bedingungen durchsetzen, und vielleicht ist es gar besser, ein Bild, das wir nachher doch in eins von unseren gewöhnlichen Zimmern hängen, auch bei gleichem Lichte zu malen, damit es nachher seine volle Wirkung erzielen kann. —

Sie wurden unterbrochen; aber als sie fortging, erinnerte Lamberg sie daran, daß er am Montag kommen würde, um sich ihre Sachen anzusehen. —

Voller Erwartung sah Hilde von Zeit zu Zeit nach der Uhr. Der Zeiger wollte gar nicht vorrücken.

Sie ging im Zimmer umher und rückte an allen Gegenständen. Die ungerahmten Skizzen, die sie zahlreicher als sonst an die Wände gehängt und gestellt hatte, richtete sie gerade, stellte die Staffeleien bald so, bald so, wischte hier ein Stäubchen Pastellkreide fort, schob dort eine Vase etwas vor oder zurück.

Unruhig sah sie auf die Straße, bis es mit einem Male hinter ihr klingelte. Dann hörte sie die Korridortür gehen, und ihr eben noch so wild schlagendes Herz ebbte, und sie ward ganz ruhig.

Im gleichen Augenblicke verschwand die Sonne hinter den Wolken, und nun herrschte in dem Zimmer ein gleichmäßiges, angenehmes Licht, das all den Bil-

dern und Skizzen wieder ihre richtigen Farben gab, so daß sie den Wunsch hatte, diese Beleuchtung möchte eine Zeitlang vorhalten.

Max Lamberg trat ein, und sie ging ihm entgegen.

Er hatte Hut und Stock in der Hand und küßte ihr die Hand, die sie ihm entgegenstreckte.

Lächelnd sagte er, sich den blonden Schnurrbart streichend:

— Das gilt der Dame, — nun rasch zur Künstlerin, ehe ich mich wieder mit Ihnen verplaudere. Das sage ich Ihnen gleich: ehrlich will ich gegen Sie sein, denn das verdienen Sie.

— Wollen Sie nicht ablegen? —

— Gewiß. Wissen Sie, Ihr Ofen meint es gut.

— Soll ich das Fenster öffnen?

— Nein — nein, ich werde mich schon dran gewöhnen, also nun mal an die Arbeit!

Er trat vor die große Winterlandschaft und ging von rechts nach links, trat etwas zurück, als Hilde sagte:

— Bitte, von hier!

— Nein, nein, wehrte er ab, nicht helfen! — Der richtige Standpunkt muß im Bilde liegen, den muß der Beschauer selbst finden; wer hilft denn, wenn das Bild in der Ausstellung hängt; nicht wahr? — Sie wollen natürlich, ich soll Ihre Werke von der günstigsten Seite sehen; aber ich will das gar nicht. Lassen Sie mich nur ganz in Ruh'. Wenn Sie was zu tun haben, nicht stören lassen. Wenn ich was wissen will, frage ich schon. —

Sie sah ihn etwas verwundert an, denn manches kam ziemlich brüsk heraus; aber es verletzte sie nicht.

Dazu empfand sie zu sehr als Künstlerin und verstand ihn mit seinen Absichten.

So setzte sie sich denn auf einen Hocker und sah ihre in einer Vase steckenden Pinsel durch, während Max Lamberg eingehend jedes Bild im Atelier betrachtete.

Zuweilen nur fragte er:

— Woher ist dies?

— Aus Bornholm.

— Lohnt sich, nicht wahr? — Ich wollte vorigen Sommer hin, aber es ließ sich nicht machen. Ein andermal! Dies ist aus dem Spreewald?

— Ja — aber das liegt mir nicht. Es war auch zu schlechtes Wetter. Ich habe das Bild fast ganz aus der Erinnerung gemalt, da ist es nichts.

— Das dürfen Sie auch nicht. Sie müssen sich an die Natur halten, ganz streng.

Sie ließ ihn gewähren, wie er jetzt einige Pappen, die an der Wand lehnten, umdrehte und sie von sich hielt.

— Allerhand alte Skizzen, sagte sie.

— Ja, daraus kann man am besten ersehen, was einer wirklich in sich hat.

Dann sah er wieder die aufgestellten Bilder an, so ruhig, als ob Hilde gar nicht im Zimmer sei. —

— So, sagte er, und nun kommen Sie einmal her. Ich kann Ihnen natürlich nicht gleich alles so sagen, nur einige Einzelheiten. Was mir nicht gefallen hat, das müssen wir vorweg nehmen; das Lob kommt ganz am Ende, als süße Nachspeise. — Sehen Sie gleich mal hier: da haben Sie experimentiert; die ganze Partie wirkt nicht. Wie eine graue Sauce breitet sich das aus, und ich glaube im

Leben nicht, daß das Unterholz je so aussehen kann, da muß Luft und Licht hinein. Und hier der Baumschlag mit den flimmernden Sonnenflecken, das sieht aus, als ob Kalkflecke auf dem Bilde seien. — Sonne ist das nicht, — die wirkt ganz anders. Das hier ist wohl vom Heiligendamm — nicht? — Eine Partie aus dem Gespensterwald: die Buchenstämme aber sind da entschieden grauer — sie sind zu silbern. — Da haben Sie gewiß nicht genug Studien gemacht.

— Allerdings nicht, ich war nur vier Tage dort.

— Was mir dagegen rückhaltslos gefällt, das sind Ihre wenigen Dünenstücke. Die Behandlung der Sandhügel, das fahle Grün des Strandhafers mit den blauen Stranddisteln und ihren silbernen Blättern finde ich ganz vortrefflich. Dies Stück Natur sollten Sie eifriger kultivieren.

— Es interessiert mich auch sehr.

— Na also — vor allem immer in der Kunst das tun, was einem selbst Freude macht. Nur nicht hinhorchen, was Mode ist, gar nicht dran denken, daß ein anderer Mensch die Dinge überhaupt zu Gesicht bekommt. Einzig so kann man was Gutes schaffen. Schließlich ist alle Kunst etwas durchaus Individuelles, nichts anderes als Persönlichkeit, die sich manifestiert, deshalb nur arbeiten, was einem selbst Vergnügen macht. Das höchste menschliche Vergnügen ist die Kunst, wenn sie ernsthaft betrieben wird, und daß Sie keine Dilettantin sind, sondern berufen, das sagen mir alle diese Arbeiten. Nur sich nicht beirren lassen, auch nicht durch das, was ich Ihnen sage. Hören Sie sich alles ruhig an, denken Sie über das ein oder andere

nach, und Sie werden schon das Rechte finden. Nun aber haben wir genug von der Kunst geschwatzt, jetzt muß ich von Ihnen selbst was wissen. Also geboren — na, darauf kommt es nicht an.

— Aber weshalb nicht?

— Sie wollen mir sagen, wann Sie geboren sind?

— Aber gewiß, wenn es Sie interessiert.

— Das ist merkwürdig.

— Am 2. September 1870. Sie sehen, das Datum kann man nicht gut verschleiern.

— Freilich, dann sind Sie also ... gut! aber nun wo? — Das interessiert mich mehr.

— In Magdeburg, bei den Großeltern, wohin meine Mutter gereist war. Der Vater war mit in Frankreich.

— Was war doch Ihr Herr Vater? Ich vergaß, ich weiß ja, Oberst.

— Ja, er war Offizier, und ich bin geboren, während er im Felde stand. Die ersten zwei Jahre bin ich mit Mama ganz bei den Großeltern gewesen. Dann haben wir ein paar Jahre in Görlitz gelebt, und als Vater dann seinen Abschied nehmen mußte, sind wir nach Berlin gezogen. Zuerst haben wir in Halensee gewohnt, aber da war es doch zu einsam; das ist eigentlich alles, was ich Ihnen über mein Leben sagen kann. Es ist nicht viel, nicht wahr?

— Viel nicht, aber genug.

— Papa wollte nie viel von meiner Malerei wissen. Er darf gar nicht wissen, daß ich schon ausgestellt habe. Bei den Großeltern auf dem Gute habe ich zum ersten Male einen Maler gesehen, und wie der dann seine Staffelei aufstellte und seine

Farben mischte und langsam auf dem Bilde das Häuschen entstand, in dem wir wohnten, mit allem, was drum und dran war, und als gar meine weiße Ziege auf der grünen Wiese lebendig vor mir stand, da war ich vor Begeisterung ganz weg, und hatte nur den einen Wunsch, auch so zaubern zu können; denn ich hielt das Malen damals noch für Zauberei.

— Erlauben Sie mal, das ist es auch: eine holde Täuschung, so daß wir Wirklichkeit zu sehen glauben, während es nur richtig gesetzte Ölfarbenflecke sind. Der wahre Künstler ist und bleibt ein Hexenmeister.

— Wenn das nur wahr wäre. Und nicht so viel Arbeit dabei, Arbeit, daß man oft ganz entmutigt ist.

— Nun, gnädiges Fräulein, Sie dürfen sich jetzt nicht mehr vor der Öffentlichkeit verschließen, Sie müssen ans Tageslicht, damit Sie lernen, damit Sie die Wirkung sehen, die Ihre Arbeiten auf die Menge ausüben.

— Ich habe nicht den rechten Mut dazu.

— Sie haben jemand nötig, der Sie ein wenig treibt, einen guten Freund, der unnachsichtlich gegen Ihre Fehler ist — aber es auch versteht, das Treffliche in Ihnen zu entwickeln. Ich wollte, ich könnte Ihr Freund sein.

— Und weshalb können Sie es nicht?

— Wären Sie damit einverstanden?

— Ich habe niemanden, der mir zur Seite steht, in ehrlicher Weise mir zur Seite steht.

— Also wollen wir ein Schutz- und Trutzbündnis schließen?

— Ja, da schlage ich gern ein. Hier meine Hand.

Sie sah nicht das leichte Aufblitzen in seinen Augen, als er nach ihrer Hand griff. Mit zufriedenem Lächeln betrachtete er sie, die jetzt mit leicht geröteten Wangen vor ihm stand.

Schlank und anmutig lehnte sie sich an eine Staffelei und sagte:

— Mir ist zumute, als könne ich einer ganzen Welt Trotz bieten, und eben war ich noch so kleinmütig, daß ich an mir und meinem Können verzagen wollte. Man ist doch ein schrecklicher Stimmungsmensch.

— Ich darf also als Freund und Berater zu Ihnen kommen?

— Und wenn ich in meiner Arbeit für niemanden sonst zu sehen bin, Sie dürfen nicht nur, Sie müssen zu mir kommen, denn von nun an sind Sie mitverantwortlich für das, was ich tue und treibe.

— Darauf gehe ich ein. Und nun: quod bonum, faustum felixque sit.

— So viel Latein kann ich auch noch.

Er beugte sich über ihre Hand, die sie ihm entziehen wollte, aber er hatte sie schon geküßt.

— Nein! sagte sie, das sollte der Freund und Berater nicht.

— Weshalb nicht, fragte er keck, und sah sie an.

— Ich weiß nicht.

— Also, dann ganz schlicht, auf Wiedersehen!

Und mit einem zufriedenen Lächeln nahm er seinen Hut und ging.

Sie stand allein im Atelier und preßte die Hände gegen die Brust. Ihr war ein wenig seltsam zu-

mute. Ihre Wangen glühten, und sie sah ihre Zukunft in einem freundlicheren Lichte als jemals.

Dann schalt sie sich eine Törin, daß sie sich so vom Augenblicke packen ließ.

Nur weil ein ihr bis dahin ganz fremder Herr sich ihrer ein wenig annehmen wollte, weil ein Kritiker glaubte, daß sie einmal etwas erreichen könne, fühlte sie sich wie gehoben!

Ganz vergnügt rief sie ihre Schwester herein, stellte sie mitten in die Stube und indem sie auf ihre Bilder zeigte, sagte sie:

— Sieh hier, Susi, die Jugendwerke einer dereinst weltberühmten Meisterin der Malerei. Spaß beiseite, Max Lamberg hat mir eine große Zukunft prophezeit.

— Gott gebe es. Im übrigen mag ich deinen Herrn Lamberg nicht.

— Du magst ihn nicht? — Kennst du ihn denn?

— Gewiß, von Dittmers her. Ich halte ihn nicht für ehrlich.

— Aber, Susi?

— Na ja, er macht auf mich nun 'mal den Eindruck. Nicht was er da kritisch von sich gibt, — das wird ja hoffentlich seine Meinung sein —, aber ich finde ihn als Menschen nicht sympathisch.

— Erlaube 'mal, er sieht aus wie ein ehemaliger Offizier.

— Siehst du, da hast du es. — Er sieht so aus, aber ob er es war? — Schließlich stellt es sich heraus, Landsturm ohne Waffe. Nein, mein Geschmack ist er nicht.

— Das braucht er ja auch gar nicht zu sein. Auf den Geschmack hin habe ich ihn nicht geprüft.

Von Malerei aber versteht er was, und da wird er mir nützlich sein. Und ich will es zu was bringen, unter allen Umständen! Das geht so nicht weiter. Ich kann was, und will heraus.

— Du, wenn Lamberg das bewirkt hat, dann ist es gut, dann gefällt er mir auch. Aber, Kind, das predige ich dir ja seit x Jahren.

— Susi, sag nicht immer Kind zu mir. Das paßt sich nicht, ich bin fünf Jahre älter als du.

— Um Gottes willen, verehrte Meisterin, — oder muß man schon Altmeister zu dir sagen? Na, weißt du, dir ist dein zukünftiger Ruhm ja schon mächtig in die Nase gestiegen. Ich danke!

— Nun, sei nicht albern, Susi, und ärgere mich nicht. Ich bin in guter Laune, daß du Kindskopf sie mir nicht verderben sollst.

— Das will ich auch nicht. Und nun Hilde, sei friedlich, und werde meinetwegen die größte Malerin des Jahrhunderts. Aber ich glaube, es ist jetzt Essenszeit, und Papa ist heut' schrecklich brummig aufgelegt. Dabei wahre dein Geheimnis nur im Busen, denn du könntest sonst schlimm bei ihm anlaufen, wenn er von deinen Absichten hört. — Sag' ich es nicht, da klopft Lising schon. Rasch die Hände gewaschen und zu Tisch! —

IV.

Die helle Morgensonne fiel durch das breite Fenster in die Berliner Stube, daß der Dompfaff in seinem Bauer ganz aufgeregt war und beständig von einer Stange zur andern hüpfte.

Die altmodische Einrichtung des Eßzimmers sah in dem hellen Lichte noch abgenutzter aus, und nur das stattliche Büfett und ein paar alte Teller an den Wänden gaben dem Raume eine etwas abweichende Note.

Als Hilde mit Susi zu Tisch kam, hatte der Vater sich bereits gesetzt.

Ungeduldig klopfte er mit dem Stocke auf den Boden.

Lachend und unbekümmert eilte Susi auf den Vater zu und küßte ihn, so daß sein Schelten in ein unverständliches Brummen überging.

Als der Vater die Serviette faltete, sagte Hilde:

— Übrigens, was ich euch mitteilen wollte, ich habe mich entschlossen, auszustellen.

— Was ist los?... Was willst du tun?... Bilder ausstellen? — Daß dich der... Gibt's nicht! Basta!

— Bitte, Papa, schilt nicht, es wird dir doch nichts helfen. Bei Bartlings haben mir neulich alle Mut gemacht, und ich selbst will es auch.

— Schöne Sachen, dies Mädchen, das Doktor wird und nachher Männern, die im Bett liegen müssen, Besuche macht.

Hilde zuckte die Schultern und lachte:

— Vorläufig behandelt sie nur Frauen und Kinder. Hör mich mal an, Väterchen. Ich habe nun eine ganze Menge Geld und Zeit an meine Malerei gewandt, und ich will wissen, woran ich bin.

— Du willst vielleicht gar Bilder verkaufen!

— Und weshalb sollte sie das nicht, Papa? rief Susi.

— Ja, zum Teufel nochmal ...

— Ereifere dich nicht, Papa. Wenn jemand mir ein Bild abkaufen will, so werde ich das künftig genau so tun, wie das früher schon geschehen ist.

Er sah sie groß an, während die Mutter krampfhafte Zeichen machte, daß sie aufhören sollte.

— Nein, Mama, ich will keine Geheimnisse mehr haben. Gewiß, ich habe schon seit Jahren kleine Landschaften für eine Bilderhandlung gemalt und, ohne meinen Namen natürlich, verkauft. Ich dächte, es brauchte sich niemand seiner Arbeit zu schämen. Reg dich nicht auf, Papa; es wird dir nicht gelingen, mich von meinem Entschlusse abzubringen. Ich will nichts anderes als so viele Mädchen heutzutage, — will versuchen, für mich selber zu sorgen.

— Das brauchst du nicht. Dafür sind deine Eltern da.

— Und später?

— Was später?

— Nun, wenn ihr einmal nicht mehr seid?

— Aber Kind, Kind! jammerte die Mutter.

— Was denn Mama? — Wir können doch nicht ewig Papas Pension haben.

— Über so etwas spricht man nicht! warf jetzt der Vater hart ein. Ein Kind soll so vom Tode seiner Eltern sprechen! — Das habe ich denn doch noch nicht gehört.

Aber Hilde blieb ganz ruhig und sagte:

— Ich dächte, Papa, du hättest doch dein ganzes Leben nichts anderes getan, als dich und andere darauf vorzubereiten, dem Tode ins Auge zu sehen.

Ein Augenblick tiefster Stille herrschte am Tische. Dann sagte der Alte ruhiger:

— Hast recht, Mädel! Das habe ich. — Eine verfluchte Zucht, wie viel gescheiter ihr jetzt alle seid. Da kann man nicht gegen an. Hast aber recht!

— Also laß uns mal davon sprechen.

— Gut, wenn wir nicht mehr sind, wird eben dein Mann . . .

— Mein Mann? — Ich habe doch keinen. — Wer wird einen denn gleich heiraten. Ein Offizier, wie du das gerne möchtest? . . .

— Ja, Kind, du hast auch darin recht. Da sieht es freilich schlecht bestellt aus. Reichtümer haben wir nicht sammeln können.

— Siehst du. Ich möchte nicht so ganz abhängig sein. Soll ich Gouvernante werden, oder . . .

— Nein, Kind!

— Und Susi, die auch gern vorwärts kommen möchte? Also laß uns. Ich schicke ein paar Bilder zu Schulte. Es waren schon zwei ausgestellt, und beide sind verkauft.

— Na, da wirst du ja was erleben. Tu das nur! Dann wird dich irgend so ein grüner kritischer Jüngling ja tüchtig vermöbeln; vielleicht ist es der beste Weg, dich zu kurieren.

— Gott sei Dank. Nun siehst du die Geschichte doch im richtigen Lichte. Also, das mit dem Vermöbeltwerden laß nur meine Sorge sein.

— Und willst du das unter deinem Namen?

— Gewiß, Papa. Hab keine Sorge. So schlecht sind die Sachen nicht, daß dir daraus Schande erwachsen könnte.

— Wer hat dir das alles eingeredet? — Wohl hauptsächlich dieser Herr Lamberg?

— Es ist niemandem eingefallen. Aber sieh mal, von Trudes Freundinnen ist eigentlich jede etwas, und sie hat mich neulich vorgestellt als: eine unserer begabtesten Landschafterinnen. Mit diesem Neckworte laufe ich nun schon lange herum und fühle die Verpflichtung in mir, das entweder zu beweisen oder aber auf solche halb scherzhaft, halb ernst gemeinte Bezeichnung endgültig zu verzichten.

— Aber ausstellen. So vor aller Welt...

Der Oberst trommelte mit dem Löffel auf dem Tischtuche.

— Sieh mal, Papa, was du getan und gelernt hast, ist doch auch immer geprüft und zensiert worden.

— Weiß der Himmel, und nicht immer erfreulich.

— Und da sollte ich, deine Tochter, zurückschrecken, und mich dem nicht auszusetzen wagen?

— Du verstehst einen in die Enge zu treiben. Man kann wahrhaftig nichts dagegen sagen.

— Weiter will ich nichts, als daß du nichts sagst. Also abgemacht. Hilde Vangerow stellt sich und ihre Arbeiten zur öffentlichen Kritik aus, um zu ersehen, ob sie ihre Pinsel auswaschen und zum Fenster hinauswerfen soll, oder zu neuem Schaffen schwingen darf. —

— Kind, Kind, wie du mit deinem Vater umspringst, sagte die Mutter bewundernd, als Hilde sich zum Ausgehen fertig gemacht hatte. Mich hat er bei so was einfach angefahren, als sei ich einer seiner Rekruten, und dann fand ich kein Wort mehr.

— Ja, Mamachen, das ist eben die Überlegenheit der modernen Frau.

— Wenn es nur gut ausgeht, Kind. Bedenke, wenn daraus für Papa Ärger entstehen würde.

— Na, da wäre ich doch diejenige, die es ausbaden müßte. Und nun, Muttchen, mach dir keine Sorgen; den Kopf kostet es nicht, und das bißchen, was ich mir verdient habe, ist uns doch immer sehr gelegen gekommen.

Hilde war durch den Tiergarten gegangen und schritt nun durch das Brandenburger Tor. Ihre Siegesgewißheit sank ein wenig, wenn sie sich vorstellte, daß eines Tages ihre Bekannten, vor allem aber ganz fremde Menschen denselben Weg gehen würden, um nach ein paar flüchtigen Blicken auf die von ihr bemalte Leinwand über sie und ihr Können abzuurteilen.

Die ersten beiden Bilder waren noch untergegangen. Diesmal sollte es Ernst werden.

Aber mutig trat sie, heute nicht in die Ausstellungsräume, sondern in das Kontor, wo sie mit ausgesuchter Höflichkeit empfangen wurde, die merklich kühler wurde, als sie statt der erwarteten Käuferin sich als Malerin herausstellte. Sie empfand diese kleine Nuance sehr wohl, aber nahm es ruhig hin, als sie die Zusicherung hatte, daß sich einer der Herren bei ihr einfinden würde, um ein oder das andere Bild, auszuwählen.

Das drückte sie ein wenig herab, denn sie hatte damit gerechnet, wenigstens fünf oder sechs Arbeiten ausstellen zu können.

Leichteren Herzens besah sie sich ein paar Minuten die Ausstellung, und stellte sich vor, wo ihre Bilder wohl zu hängen kämen. Vielleicht in eine dunkle Ecke, wo niemand sie recht sah, vielleicht aber in den Oberlichtsaal, wo sie sich gewiß gut repräsentierten.

Dann schalt sie sich selbst eine Närrin, und ging die Besorgungen machen, die ihr von der Mutter aufgetragen waren.

*

In der nächsten Woche stellte sich ein Herr bei ihr ein, der sich ihre Sachen zeigen ließ. Sie hatte mit Max Lamberg schon ausgesucht, was in Betracht kommen konnte.

Der Herr besah sich wortlos die auf Staffeleien und an allerhand Gegenständen lehnenden Bilder, erst einmal, dann noch einmal, und wie er so gar nichts sagte, wurde ihr ganz bänglich zumute, es gefalle ihm vielleicht nichts davon.

Schließlich meinte sie:

— Ich hatte gedacht, dieser Buchenwald und, wenn es etwa ginge, noch dieses Heidebild dazu.

Der Herr strich sich den Bart, machte ein sehr ernstes Gesicht und sagte dann endlich:

— Mein sehr verehrtes gnädiges Fräulein, das geht nicht. Sehen Sie diese beiden Bilder, — nein, da müssen Sie mir schon erlauben, daß ich noch einige dazu wähle. Das wäre schade, wenn Sie nur mit den beiden Stücken vertreten wären.

Ihr war erst eiskalt geworden bei seinen ersten Worten; und nun wieder glaubte sie, ihn nicht recht

verstanden zu haben, als er sich mit den beiden allein nicht begnügen wollte.

— Nun lassen Sie mich mal sehen, was sich für eine kleine Kollektivausstellung eignen würde. Also erst mal diese beiden, von Ihnen bestimmten, und dazu dieses Strandstück, hier das Dünenhaus und dort die Wiese. Nun wollen wir mal weitersehen.

— Sie wollen wirklich ...

— Natürlich will ich. Zwei Bilder, die wären zu verloren. Dazu sind Sie nicht einseitig genug. Das wäre ja schade. Also sehen wir einmal weiter.

Er hatte allmählich vierzehn Bilder vor sich stehen, aber nun zog er die Stirn in Falten und sagte:

— Das ist wieder zuviel. Wir müssen für später auch noch was behalten. Die Hälfte wird genügen.

Und so wurde denn eine Stunde gewählt und sortiert, bis er sich endlich für acht Bilder entschied.

— So, das wird ein ganz treffendes Bild von Ihrem Können liefern. Der Name klingt auch gut: Hilde Vangerow. Ihr Anfang bei uns war ja überaus vielversprechend. Ich habe großes Vertrauen. Wir werden die Sachen sehr hübsch hängen. Das lassen Sie nur meine Sorge sein.

— Wenn Sie das wollten.

— Und nun müssen wir einmal die Preise festsetzen. Wir dürfen uns das Geschäft nicht verderben, das liegt in unser beiderseitigem Interesse. Ich dachte mir ungefähr so.

Und indem er ein Notizheft herauszog, schrieb er die verschiedenen Preise ein.

— Ungefähr so, — aber das kann sich ja variieren, je nach dem Käufer und der Nachfrage.

— Das überlasse ich ganz Ihrem Ermessen.

— Also schönen Dank, und halten Sie die acht Bilder zum Abholen bereit.

Damit empfahl sich der Herr, und kaum daß er die Tür hinter sich geschlossen hatte, konnte sich Hilde vor Freude nicht lassen.

Dann stürzte sie hinaus und rief:

— Muttchen! Muttchen!... Susi!...

Die Mutter kam angstvoll herbei, einen Augenblick später Susi, die gerade beim Anziehen war.

Hilde stand mitten in ihrer Stube, wies auf die acht Bilder und sagte:

— Diese acht Kunstwerke Hilde Vangerows werden den Ruhm ihrer Schöpferin in alle Welt hinaustragen. — Ja, Susi, du Schaf, deine Schwester stellt diese ganze Kollektion vom nächsten Ersten ab auf vier Wochen der Mitwelt zur Schau!

— Ach, Hilde, sagte die Mutter, glaubst du denn, daß die Sachen andern gefallen könnten?

— Nun, was ist denn hier für eine Volksversammlung?

Der alte Oberst war ins Zimmer getreten.

— So so, ausstellen, und gleich acht Stück will der Mann haben. Nun, das gefällt mir von ihm.

— Ach, Rüdiger, wenn du nun mit deinen Befürchtungen recht behalten würdest, sagte die Mutter mit ängstlichem Gesicht.

— Ja, da sollte doch!... Das möchte ich dem Mädel nicht geraten haben. Sei ruhig, Alte, der Kerl wird seine Sache doch verstehen, sonst hol' ihn der Geier.

— Freust du dich denn ein wenig, Papa!

— Freuen? Nee! .. Wir wollen uns im nächsten Monat wieder sprechen, was wir da sagen.

— Ach, Väterchen, das ist mir nun ganz egal, was die andern sagen. Vorläufig bin ich unbändig stolz, daß ich überhaupt mit meinen Sachen an die Öffentlichkeit komme. Na, Muttel, was ist denn?

— Ach nichts, nichts, sagte sie und wischte sich mit der Schürze die Augen. Wer hätte das mal von der Hilde gedacht.

— Na weißte, die Hilde ist immer ein tapferer Kerl gewesen, und wenn die sich mal was in den Kopf setzt, dann ist es meistens das Rechte gewesen. Nicht immer, das möchte ich mir ausgebeten haben. — Also Kopf hoch! — Und du, werde mir nicht zu üppig, sonst wirst du sehen, wie sie dich ducken, und ich behalte zum Schlusse doch recht, was ich aber weder dir noch uns wünschen möchte.

V.

Ein langer Artikel über Hilde Bangerow von Max Lamberg war erschienen, in dem er neben vielfachem Lobe auch mit seinem Tadel nicht zurückhielt; aber diese wenigen rein kritischen Bemerkungen setzten das Lob erst in das richtige Licht.

Alle ihre Bekannten hatten den Aufsatz gelesen.

Von Kunsthändlern und Kunstfreunden kamen Anfragen an sie, und Bitten, ihr Atelier besichtigen zu dürfen. An den ersten Vormittagen ging es bei ihr ein und aus wie bei einem Ausverkauf, und in den ersten acht Tagen hatte sie drei Bilder verkauft.

Das alles infolge der drei Spalten, die Max Lamberg ihr gewidmet hatte, der nur den Anfang gemacht hatte; denn bald folgte eine ganze Reihe von Besprechungen auch in anderen Blättern. Sie war von herzlicher Dankbarkeit gegen ihn erfüllt; aber lachend wehrte er ab und wollte nichts davon wissen.

Dafür stand er ihr mit Rat und Tat zur Seite. Zahllose Briefe flogen zwischen ihnen hin und her, und es verging kaum ein Tag, daß er nicht vorsprach, um eine Unklarheit oder eine Frage, die ihr gekommen war, mündlich zu erledigen.

Dadurch hatte sich von selbst eine Vertraulichkeit zwischen ihnen angebahnt, die sie vorher für ganz unmöglich gehalten hätte.

In der ersten Zeit, als sie ihn schon mehrmals gesehen hatte, wäre sie nicht imstande gewesen, sein Äußeres zu beschreiben.

Jetzt achtete sie darauf; sie wußte genau, wie er sich anzog; ein klein wenig wie ein Offizier in Zivil. Er war entgegen Susis Meinung wirklich Offizier gewesen, allerdings nur drei Jahre lang. Seinen Abschied hatte er genommen, um ganz seinen künstlerischen Neigungen zu leben. Dem Vater gefiel er, und der Mutter war alles recht, was Hilde tat. Auch seine gelegentliche Derbheit behagte ihr, mit der er an alle Dinge des Lebens herantrat. Er nahm kein Blatt vor den Mund; nur ein wenig unruhig war er manchmal, leicht nervös, so daß er nicht lange an einem Flecke sitzen konnte, immer in Bewegung. Daher auch sein rasches Urteil, das meist mit einem glücklichen Worte das Richtige traf.

Sie sah immer die Bewegung vor sich, mit der

er sich den blonden Schnurrbart strich, langsam, erst nach links und dann nach rechts. Das war bei ihm ein Zeichen, daß ihm behaglich zumute war.

Er war sonst ziemlich kühl und ließ sich nicht leicht hinreißen; allein vor Hilde hatte er Respekt, sowohl vor der Frau als vor der Künstlerin.

Susi verharrte auf ihrem ruhig ablehnenden Standpunkte und konnte sich für ihn nicht erwärmen.

Er sei entschieden ein höchst egoistischer Charakter, meinte sie. Seine Augen gefielen ihr nicht.

— Ach, das sagst du nur, weil er dich gar nicht beachtet hat; aber du hast es dir selber zuzuschreiben. Du wolltest ja nicht, daß ich ihm was davon sagte, daß du ihn schon von Dittmers her kennst.

— Ich kenne ihn doch gar nicht.

— Nein, du kennst ihn nicht, aber du machst ihn trotzdem ohne Grund schlecht.

— Ich? ... Aber, Hilde, du ereiferst dich ja und wirst ganz warm. Um Gottes willen, sollte er es sein, der die Flammen in deinem reinen Busen entfacht hat?

— Susi, ich verbitte mir das! — Was denkst du denn eigentlich von mir!

— Was ich von dir denke? — Nun: daß du ganz das Gegenteil von Herrn Lamberg bist, gar nicht egoistisch, sondern voll uneigennütziger Nächstenliebe, und auch den Sünder in christlicher Demut liebevoll umfassest.

— Gott, Susi, rede nicht so geschwollen daher.

— Na, dann mal ehrlich, teure Schwester. Interessierst du dich für den kritischen Jüngling? Ich meine: mehr, als unbedingt nötig ist. —

— Nein, nur soweit es nötig ist.

— Wenn das die Wahrheit ist, soll es mich freuen, denn ich trug schon Sorge um dich, die du doch die Stütze und der Stolz der ganzen Familie bist. Aber er gefällt dir, der Herr Kritikus? Sei ehrlich!

— Das tut er.

— Ein schlimmes Zeichen! — Hilde, du bist zu Besserem geboren, als die Frau eines ehemaligen Leutnants zu werden, der nun die Feder führt. Wenn es noch ein richtiger wäre, aber von diesem ist die bunte Farbe längst abgekratzt. Es soll von dir nicht heißen: Sie war eine Malerin, und er hatte auch nichts. — Nein, das ist eine zu traurige Ballade, die ich von dir nicht singen möchte.

— Was du dir denkst. Ich weiß ganz genau, daß ich entweder erst was Großes werden muß, oder aber nur reich heiraten kann, am liebsten garnicht.

— Und ich ein Dito mit Spucke.

— Susi, schäm dich!

— Fällt mir gar nicht ein, mich zu schämen. Das Wort spucken steht jetzt groß in jeder Elektrischen; das ist salonfähig, — natürlich mit der Verneinung, um dich zu beruhigen. Also das mit Maxe wäre vorläufig nichts. Na, Gott sei Dank! ich hab' schon solche Angst gehabt. Also davon Schluß! Nun sag mal, was macht eigentlich dein Fräulein Doktor?

— Trude geht's gut.

— Das ist hübsch. Die Alten sind ja ganz närrisch. Die reden von ihr immer nur als von ihrem Doktor, daß man gar nicht weiß, wen sie eigentlich meinen. Es laufen so viel dumme Männer mit dem Titel herum, und da tut ihr alle, als ob es ein Weltwunder

sei, wenn eine gescheite Frau es auch so weit gebracht hat. Das ist doch wahrhaftig keine Großtat. Ich kann dir sagen, wenn ich ein bißchen Geld hätte, nur für drei oder vier Jahre, da hätte ich den Mut und studierte Chemie. Darin bin ich immer groß gewesen.

— Susi, kannst du das denn nicht lassen, noch immer so herumzuexperimentieren.

— Nee, liebes Kind, — ich fange erst an.

— Das ganze Haus wird noch mal in die Luft fliegen bei deinen Stänkereien.

— Na, als ob das schade wäre, weder um den alten Kasten noch um die, die drinnen sind, mit einziger Ausnahme von uns Vangerows. Aber du brauchst keine Angst zu haben, Hildchen. Dir passiert schon nichts. Sieh mal, eigentlich ist es doch eine rechte Frauenbeschäftigung, dieses Mischen und Pantschen und Kochen und Filtrieren. Das sollten die Männer wirklich uns überlassen. Ich möchte zu gern Chemie studieren, nicht weil es jetzt Mode ist, daß unsereins auch was wird, nein, weil ich mich für die Sache selbst interessiere. Egoistische Triebe wirken bei mir nicht mit; ich will mit keinem Titel prunken, hinter dem nichts steckt. Ich sehe auch keine Befreiung meiner sogenannten Mitschwestern darin, daß ich was lerne; es ist lediglich die Lust am Experimentieren. Wenn die Geschichte so brodelt und die Dämpfe steigen! Bei einem rechten Hexenmeister möchte ich in die Lehre gehen.

— Ach, Susi, das wird kaum gehen.

— Da muß ich mir also privatim meine Gläschen und Röhren und Tiegel erstehen, und dir gelegentlich das Zimmer verräuchern. Sag mal, Hilde, ich habe

eine Idee, soll ich nicht doch den Mut haben, mich an Tante Ernestine zu wenden? —

— Um Gottes willen, Kind. Das würde dir Papa nie verzeihen.

— Aber es ist doch meine Tante.

— Wenn auch! Papa will nicht, daß der Name vor ihm ausgesprochen wird. Er ist nun mal böse mit ihr, und hält sie für das überspannteste Frauenzimmer von der Welt.

— Weißt du, Hilde, ich glaube, wir beide würden ganz gut mit ihr auskommen?

— Das glaube ich gern.

— Ist es denn nicht eigentlich eine Schande, daß ich meine Tante, meine leibliche Tante gar nicht kenne?

— Eigentlich wohl, aber was hilft es. Wir beide können es nicht ändern.

— Weißt du denn, wie das gekommen ist?

— Nein, so recht nicht; ich glaube, sie verlangte, ich solle Ernestine heißen; aber davon wollte der Vater gottlob nichts wissen, und da haben sie sich allerhand Liebenswürdigkeiten gesagt, bis die Tante erklärt hat, sie werde die Schwelle unseres Hauses nicht mehr überschreiten. Da hat der Vater ihr nachgerufen: er wünsche sich nichts Besseres. Sie hat gehalten, was sie versprochen, und nie wieder ein Wort von sich hören lassen, auch nicht, als ihr deine Geburt angezeigt ist.

— So eine Rabentante. Sie kennt uns doch gar nicht. Vielleicht ist das sogar ein Vorteil. Ich wollte nur, Hilde, du würdest recht berühmt, und der Name Hildegard Vangerow käme in aller Leute Mund,

damit sich Tante Ernestine furchtbar ärgern würde, daß sie ihre große Nichte gar nicht kennt.

— Ich denke, Susi, man soll alles einzig um der Wissenschaft oder der Kunst willen tun, und nun möchtest du mir solch häßliche Dinge unterschieben.

— Ich meinte das ja nur so nebenher.

— Willst du mit mir kommen?

— Wohin, Hilde?

— Zu meinem Rahmenfritzen.

— Ach, dem Herrn Wimmer.

— Spotte nicht, Suse. Der Mann versteht von Kunst mehr als du, wenn er auch nur Glaser ist, und in einem Keller wohnt; es ist ein höchst intelligenter Mensch, auf den ich was gebe.

— Dann muß ich ihn kennen lernen.

— Der hat einen Blick für Bilder! Er sagt nicht viel, aber wenn, dann hat es Hand und Fuß. So mit einem Blicke kann er einem ein ganzes Bild verekeln. Zwei von meinen Sachen habe ich mal rasch beiseitegestellt und niemandem mehr gezeigt; so hat er die angesehen, und nichts dazu gesagt. Er wollte nur einen ganz billigen Rahmen drum machen, und als ich was Besseres suchte, sagte er — ganz trocken:

— Aber Fräulein! nee, das lohnt sich dafür denn doch nicht.

— Na weißte, Hilde, laß mich doch erst mal sehn.

— Nein, Susi, ist gar nicht nötig. Der Mann hat absolut recht gehabt. Die verschwinden.

— War dein kritischer Freund der gleichen Ansicht?

— Den habe ich nicht darum gefragt. Da bin ich mir selbst Richter.

— Den Mannesmut lobe ich mir, Hilde. Fahre

so fort, meine Tochter, und ewiger Ruhm wird sich auf dein Haupt senken.

VI.

— Ist das gnädige Fräulein zu sprechen?

Lising stand verwirrt und ratlos vor ihm.

Max Lamberg wiederholte lächelnd:

— Fragen Sie nur einmal an. Gnädiges Fräulein wird mich erwarten.

— Einen Augenblick! Ach, treten Sie, bitte, einen Augenblick hier ein.

Damit öffnete sie ihm die Tür zum Salon.

Komisch, dachte er, was hat die nur heute? Sie starrte ihn an, als ob sie ihn nicht erkannte, und war ganz verbiestert.

Was war denn los? Es schien, als sei er heute ungelegen gekommen; aber da hätte Hilde ihm ja abschreiben können.

Er ging im Salon auf und ab, trat ans Fenster, dann kam er wieder zurück und nahm eine Photographie in die Hand, die Hilde darstellte. Er konnte sich nicht vorstellen, daß sie als Backfisch je so ausgesehen haben sollte. Schade, daß sie nur eine arme Offizierstochter war, sehr schade!

Die Tür öffnete sich, und Hilde trat herein.

Er wollte auf sie zugehen, aber stockte, denn sie hatte verweinte Augen, und dann sah er, daß sie schwarz gekleidet war.

— Mein liebes Fräulein, ich sehe, ich komme Ihnen ungelegen. Ist denn irgendwer ...?

— Ja, sagte sie, und streckte ihm die Hand hin. Papa ...

— Wenn ich hätte ahnen können ... Vergeben Sie mir, daß ich nicht gewußt habe. Aber wie ist das denn gekommen?

Sie fuhr sich über die Augen und, sich beherrschend, sagte sie:

— Aber, bitte, setzen Sie sich doch. Sie haben ihn doch am Dienstag noch gesehen; gestern mittag bei Tisch ...

— Liebes gnädiges Fräulein, bitte, sprechen Sie nicht davon, wenn es Sie so angreift.

— Doch, lassen Sie nur! Ein Schlaganfall; und Doktor Biedekarken ist verreist. Wir wußten ja gar nicht, was wir anfangen sollten. Mama ist ganz fassungslos. Da muß ich mich beherrschen. Gestern abend war es zu Ende.

— Liebes Fräulein, ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie sehr ich mit Ihnen fühle; aber kann ich es Ihnen nicht beweisen? Ich kann Ihnen doch gewiß behilflich sein. Haben Sie Verwandte hier?

— Wir haben ja keinen Menschen, der uns nahesteht.

— Also dann erlauben Sie mir, daß ich Ihnen abnehme, was irgend in meinen Kräften steht. Ich bin doch ein Freund Ihres Hauses, und da der Zufall mich heute zu Ihnen geführt hat ...

— Ich weiß allerdings nicht, was ich anfangen soll, mit Mama und Susi ist gar nicht zu sprechen.

— Nun also! — Lassen sie mich mal mit Ihrer Frau Mama reden, ob sie mir vertrauen will.

— Ich will es ihr sagen. Ach, wir sind uns ja

so verlassen vorgekommen. An Tante Ernestine haben wir telegraphiert, aber ehe die kommt. Es muß so viel bestimmt und erledigt werden. Also ich rufe Mama. Sie hat ja solches Zutrauen zu Ihnen.

Die Frau Oberst war ganz gebrochen, und unfähig, irgend eine Verfügung zu treffen, aber die ruhige Art des jungen Mannes, der sich ihnen so hilfsbereit zur Verfügung stellte, seine sachlichen Fragen zwangen sie dazu, ihm Antwort zu geben, und ihre Gedanken zu sammeln. Sie mußte Papiere hervorsuchen, mußte entscheiden, wie dies und jenes gehalten werden sollte.

Darüber trat ihr Schmerz in den Hintergrund, und als Max Lamberg nach ein paar Stunden, in denen er das Wichtigste erledigt hatte, zurückkam, fand er alle schon bei weitem ruhiger.

Am Abend behielten sie ihn zum Essen da. Zwar erklärten alle, daß sie keinen Bissen zu sich nehmen könnten, aber der Magen machte doch seine Rechte geltend, und sie sprachen schon wieder von anderem als nur von dem Toten.

Als Max endlich gehen mußte, nahm er den Dank der drei Frauen mit, und hinterließ das Versprechen, daß er sich ihnen auch für die folgenden Tage vollständig zur Verfügung stellte. —

Lange saßen Hilde und Susi mit der Mutter noch auf, sprachen von dem Vater, aber auch von dem neuen Freunde, der sich in diesen Tagen der Sorge so vortrefflich bewährte.

Auch am folgenden Tage gab es noch viel für ihn zu tun. Er ging wie ein Bruder im Hause ein

und aus; und erst als am Abend Tante Ernestine eintraf, wurde er ein wenig entlastet. —

Gegen Abend war Frau von Malzern plötzlich angelangt, groß und kräftig wie ihr Bruder, hatte erst die Schwägerin umarmt und geküßt, und sich dann die beiden Mädchen genau angesehen.

— So! da wären wir, sagte sie. Nun komm ich also doch noch mal über diese Schwelle. Es ist zwar eine andere als vor dreiundzwanzig Jahren, aber dem Starrkopf wäre das wohl gleich gewesen. Heute wird er ja wohl nichts dagegen einzuwenden haben, daß ich ihn wiedersehe; zeigt mir mal, wo er ist, und dann laßt mich mit ihm eine Weile allein. Ich muß mich mit ihm vertragen, wenn er es auch leider mit mir nicht mehr kann. —

Als sie wiederkam, sagte sie lange kein Wort. Dann endlich nahm sie Susi und Hilde bei der Hand und sagte:

— Euren Vater kann ich euch nicht wiedergeben, aber dafür nehmt mich hin. Ich werde euch auch zunutze sein können, wenn ihr nur wollt. So, darauf gebt mir mal einen Kuß.

Sie ließ sich berichten und billigte alles, was Max Lamberg bisher angeordnet hatte.

Das schien wirklich ein ausgezeichneter junger Mann, wie man ihn so leicht nicht wiederfand. Der gefiel ihr. Das hatte alles Hand und Fuß. Sie konnten von Glück sagen, daß der sich ihrer in ihrer Hilflosigkeit so angenommen hatte. Da blieb ihr selber ja kaum mehr was zu tun.

Es gab auch nach der Beisetzung des alten Oberst noch vielerlei für ihn, noch so mancher Gang war zu

tun, der nicht für eine Frau war, so daß sie seine Hilfe noch mehrfach in Anspruch nehmen mußten.

Durch den Wegfall der Pension mußten sie nun ihre Lebensführung ändern, und alle waren sich einig, daß sie die Wohnung mit dem Herbst aufgeben wollten.

Aber da kam die Tante mit ihren Vorschlägen:

— Ihr braucht euch keine Sorgen zu machen, ich bin auch noch da. Und im übrigen hättet ihr nun, da Hilde ja schon mitverdient, gewiß auch ohne mich genug, um anständig, wenn auch bescheiden zu leben. Aber das reicht nicht. Was ich für euch tun kann, soll außerdem geschehen. Die Kleine will studieren, gut, mag sie das tun. Ich habe so eine Art Vetter hier, der eine große chemische Fabrik in Charlottenburg hat. An den werden wir uns mal wenden, was da geschehen muß, und ob er was davon hält. Am besten ist's, ihr zieht mit ihr fort. Nicht in dem ekligen Berlin studieren. Erst mal hinaus. Und Hilde kommt mit zu mir. Und du, Martha, findest später auch dein Plätzchen in meinem Hause, du für immer, und die Susanne in den Ferien, nur daß sie mir mit ihren chemischen Stänkereien nicht die gute Luft verdirbt.

— Du hast ein Haus, Tante?

— Gewiß, Kinder, habe ich. Schon im vorigen Herbst gekauft. Man nur 'ne kleine Hütte an der Ostsee, in Sandhoop, wo früher mal ein Maler drin gehaust hat, und die zu verkaufen war. Mir hat das Ding gefallen, und diesen Sommer will ich wieder da zubringen, genau wie vorigen Sommer. Da hab' ich nämlich drin in Pension gewohnt. Oben

ist noch ein großes Atelier. Da kann Hilde arbeiten so viel sie will. Denn zu Malen gibt's in dem Orte. Eine ganze Malerkolonie haust da.

— Ist es wahr, Tante?

— Na, was denn sonst? Du wirst Augen machen. Ich verstehe nicht viel davon, aber die anderen sind ja ganz verrückt, wie schön das sein soll. Mir gefällt es bloß, weil es da still ist und nicht der große Badetrubel, wie anderswo. Was soll ich viel erzählen, ihr werdet es bald selber sehen.

— Ich bin schon so neugierig, Tante, und ein Atelier ist dabei?

— Und was für eins, ein schrecklich großer, unnützer Raum. Deshalb wollte ich das Haus erst gar nicht kaufen; aber ich dachte, die oberen Räume könnte man vielleicht vermieten an einen, der malt. Ich habe den Kasten gekauft mit allem, was drin lag und stand, und da ist manches sehr hübsch. Wirst deine Freude dran haben, Kindchen. Ein Garten ist auch dabei; nur wächst nicht viel drin. Vielleicht machen wir was draus, wenn wir ihn tüchtig pflegen und begießen. —

*

Drei Tage später kam Dr. Biedekarken von der Reise zurück, untröstlich, daß er nicht dagewesen war. Nun hatte er seinen Patienten und Freund nicht einmal mehr gesehen. Daß es aber auch gerade in den paar Tagen geschehen mußte, wo er zufällig auf kurze Zeit abwesend war.

Hilde empfing ihn. Sie war nun schon wieder sehr ruhig geworden und begriff die Aufgeregtheit und Anklagen des Doktors nicht recht.

— Wie gern hätte ich Ihnen zur Seite gestanden, wie sehr hätte ich Ihnen helfen können. Sie haben doch gewiß nicht gewußt, wie Sie das alles anfangen sollten.

— Doch! wir hatten einen guten Freund, Herrn Max Lamberg, dem wir nun zu großem Danke verpflichtet sind.

— So, so! sagte der Doktor, und erhob sich. Aber wenn ich noch in irgend etwas ... Sie wissen, Fräulein Hilde, wie ich Ihren Herrn Vater geschätzt und, ich möchte fast sagen, geliebt habe. Sie wissen, wie ich in den Jahren Ihrer ganzen Familie zugetan war; verfügen Sie ganz über mich. Ich habe keinen sehnlicheren Wunsch, als Ihnen allen behilflich sein zu können.

— Ich danke Ihnen, Herr Doktor. Ich weiß, wie gut Sie zu Papa waren, und wie aufrichtig Sie es meinen.

Er ergriff ihre Hand und drückte sie länger und eifriger, als es notwendig war. —

Als er fort war, besah Hilde sich ihre Finger, die noch den kräftigen Druck zeigten, mit dem er ihr den einen Ring eingepreßt hatte.

Das bedeutet doch entschieden etwas, diese auffallende Wärme. Und sie täuschte sich nicht. Schon vierzehn Tage später machte der Doktor allerlei Anspielungen, wie: Jetzt sei zwar noch nicht die Zeit dazu, aber vielleicht käme einmal der Tag, wo er auch von sich reden dürfe. Und er erzählte von seiner Stellung, seinem guten Einkommen, und wie er sich sehnte, einen eigenen Hausstand zu gründen. Er sprach von der Aufrichtigkeit der Empfindungen,

die er der Familie Vangerow entgegenbrachte, vom ersten Tage ab, da er die Ehre gehabt hatte, diese ihm so überaus wertvolle Bekanntschaft zu machen.

Hilde hatte das alles ohne ein Wort der Gegenrede angehört, und doch war ihr bange, daß er mehr sagen würde.

Sie wußte, welch große Stücke die Mutter auf den Doktor hielt, da sie selbst schon einmal solch eine Andeutung gemacht hatte, und ihr nun gewiß zureden würde.

Aber, wie sehr sie den Doktor auch schätzte und achtete, — nun, wo die Tante ihr half, wo sie ihrer Kunst leben konnte, trat der Gedanke an eine Heirat ganz zurück.

Sie hatte nie damit gerechnet, sich zu verheiraten. Susi in ihrer lebhaften Art hatte ihr oft den Vorwurf gemacht, daß sie für keinen Mann Interesse hatte, wenn sie auch zugab, daß man sich für den guten Doktor nur schwer begeistern konnte.

Sein breiter blonder Bart, durch den er sich wohlgefällig strich, die etwas steife Pedanterie, mit der er alles behandelte, widerstrebten ihr.

Hilde hätte ihn gern gebeten, daß er mal seine goldne Brille ablegen sollte, wie er dann aussah. Denn sie wußte, wie so etwas den Menschen veränderte. Susi war sogar mit dem Gedanken umgegangen, ob es nicht möglich sei, ihm einmal die Brillengläser auf irgendeine Art zu bespritzen oder zu beschmutzen, damit er das goldene Ding abnehmen und säubern mußte. —

Und wie sorgsam er sich seine Handschuhe aus- und anzog, mit einer nervös machenden Umständlichkeit. Nein, das ertrug sie auf die Dauer nicht.

Vor allem störte sie der Bart. Vielleicht weil sie es vom Vater so anders gewöhnt war, der sich alle Morgen frisch rasierte.

Sie konnte ihn sich nicht vorstellen, daß er etwa einmal Rad fuhr, oder gar auf ein Pferd stieg. Jede hastige Bewegung war ihm fremd; alles an ihm war abgemessen und bedacht. Und in ihr lag der Trieb, einmal lustig über die Stränge zu schlagen und herumzutollen, wenn sie es auch nie tat.

Vor den Blicken des Doktors war ihr immer wie einst in der Jugend dem alten Geheimrat gegenüber; sie war das kranke Kind, das vor dem Onkel Doktor saß.

Sie dachte daran, mit Tante Ernestine zu sprechen, damit die ihr beistehen sollte, wenn der Doktor Ernst machen würde.

Allein, so rasch würde es zu einer Erklärung nicht kommen, und wenn sie erst mit der Tante fort war, ergab sich schon die Gelegenheit, einmal darüber zu plaudern.

Sie traute es sich zu, den Herrn so lange von sich fernzuhalten.

Vorläufig freute sie sich, mit Tante Ernestine allein fortzukommen. Denn die Mutter sollte auf ärztliche Anordnung in ein süddeutsches Bad, und Susi sollte sie begleiten. Der Aufenthalt an der See war ihr verboten.

— Weißt du, das ist mir gar nicht so unlieb, sagte Tante Ernestine in ihrer geraden Art. So vier Frauenzimmer in einem neuen Hause, das ist nichts. — Vorläufig wollen wir erst mal sehen, wie wir beiden zusammen in dem Neste miteinander fertig werden. —



Zweiter Teil

VII.

Der kleine Dampfer Svanhilde stampfte über den Bodden, der unfreundlich unter dem grauen Himmel aussah und seine gelben Wellen klatschend gegen den Bug des kleinen Fahrzeuges warf.

Zuweilen schlug ein Spritzer bis herauf, wo Hilde neben Frau von Malzern in ein Plaid gehüllt saß und in die fahle Nachmittagsbeleuchtung sah.

Die kleine Stadt, die sie eben vom Bahnhofe bis zum Hafen auf schlechtestem Pflaster in einem rumpelnden Omnibusse durchfahren hatten, blieb hinter ihnen mit ihren roten Ziegeltürmen und dem hohen Mauerwerk des Stiftsklosters. Ein großes Segelschiff, schwer mit Fracht beladen, war vor ihnen abgefahren, und zwei kleine Motorboote flitzten über die Wellen des Sees, während sie mit ihrem alten grüngestrichenen Dampfer, der den Anschein erweckte, als könne er jeden Augenblick auseinanderbrechen, wenn eine stärkere Welle ihn traf, nur langsam gegen Wind und Wetter ankämpften.

Das Wasser in der Nähe des Hafens roch nach Tang und stehendem Moor; aber jetzt bogen sie um eine Landzunge, und hier war der Bodden breiter und die Luft reiner.

Tanzende Besen und schwarze Bojen wiesen dem Fahrzeuge den Weg. Sie kamen dicht an einem riesigen Bagger vorbei, der die Gegend mit seinem schwarzen Qualm wie mit einem Schleier bedeckte. Um die Fahrrinne in dem flachen Gewässer zu vertiefen, holte er den moorigen Grund in seinen Eimern hervor und schüttete die braune Masse in die daneben verankerten Fahrzeuge.

Ein paar Fischerboote mit dunkelbraunen Segeln kreuzten ihren Weg und glitten lautlos vorbei, ohne daß der Mann am Steuer auch nur einmal aufsah.

Am Ufer warfen ein paar Windmühlen ihre Flügel wie rasend in der Luft herum, und in der Ferne stand eine Mühle still, nur der eine Flügel ragte steil in die Luft.

Eine Möwe flog dicht an Hilde vorbei, warf sich plötzlich herum und verschwand, als dunkler Rauch aus dem Dampferschornstein in die Luft stieg.

Manchmal schwoll der Wind an, riß an dem Plaid, an ihren Kleidern und den Haaren; und die Passagiere zogen fröstelnd die Schultern ein, und keiner tat den Mund auf, weil man ja doch nicht verstehen konnte, was der andere gesagt hätte.

Ein Kirchturm und enggedrängte Häuser tauchten auf: es war Rostrow; dahinter, jenseits des schmalen Landstreifens, lag das eigentliche Meer, heller als das Boddenwasser, wie ein mattes Grau.

Es schien, als sei der Kurs direkt auf die Kirche zu; dann aber bog er scharf nach rechts, und wieder war ringsum nichts zu sehen als bräunliches Wasser, in dem die weißen Wellenkämme sofort wieder untertauchten; und in der Ferne stand ein eintöniger Land-

streifen, der den Horizont abschloß, in einer gleichmäßigen Linie, die nichts besagte.

Auf der linken Seite, als man nach zweistündiger Fahrt dem Ufer wieder näherkam, war allmählich einzelnes zu unterscheiden. Häuser tauchten zwischen den Bäumen auf, niedrige Häuser mit einem rotbraunen Anstrich und mit schwärzlichen Strohdächern, und ganz weit ein Hügel mit einem großen roten Steinviereck, auf dem eine Flagge wehte, daneben zwei kleine weiße Gebäude, wie Stallungen.

— Das ist das Hotel, sagte Tante Ernestine. Gott sei Dank, das einzige im ganzen Ort, der Boleslaw, nach den Pommernherzögen, die hier mal gehaust haben.

Im Schutze des Ufers faßte auch der Wind jetzt nicht mehr so stark, und alles atmete auf, löste sich ein wenig aus den Mänteln und Decken, und aus der einzigen Kajüte, von wo zuweilen Kindergequarr getönt, tauchten Köpfe auf, mit ängstlichen Augen, die ausschauten, ob man noch nicht bald anlangte.

Noch eine Viertelstunde! wurde ihnen zur Beruhigung gesagt. Einen Blick warfen sie zum Himmel, der mit schweren schwarzen Wolken verhangen war, als müsse er jeden Augenblick losbrechen mit strömendem Regen. Aber kein Tropfen fiel, und alles atmete auf, daß die zwei Stunden vorbei waren, die man auf dem schwankenden Kasten hatte zubringen müssen.

Nun sah man die Häuser säuberlich nebeneinander stehen, ganz in Grün gebettet; vereinzelte Boote und Fischerkähne lagen verankert, und mittenhindurch führte die Straße des Dampfers.

— Das ist hier erst Seehagen; — Sandhoop liegt auf der andern Seite, am Meere.

Auf einem einfachen Bollwerke standen drei Wagen, die Farben der Pferde waren deutlich zu erkennen, und nun sah man auch ein paar Leute stehen, und Taschentücher winkten. Aber auf dem Dampfer hatte noch niemand Auge dafür. Das Deck war voller Menschen, die ihre Handsachen zusammensuchten und unter den Bänken hervorholten.

Vertrauenerweckend sah das alles am Ufer nicht aus, und Hilde ward es ein wenig bange ums Herz, wohin sie komme.

Der Dampfer legte an. Taue wurden hinüber geworfen und festgemacht, ein Brett gelegt, und nun drängten sich alle zusammen, als hätten sie die größte Eile, an Land zu kommen.

Einige der Passagiere wurden begrüßt, andere standen rat- und hilflos da und wußten nichts mit sich anzufangen. Die Kutscher boten ihre Wagen an. Ein paar Schiebkarren für Gepäck standen auch bereit. Der Hotelomnibus war im Augenblicke besetzt.

Frau von Malzern ließ die andern sich ruhig drängen und schieben. Über das Gitter des Dampfers weg reichte sie ihre Handtasche und die Plaids einem Manne zu, der sofort herbeigesprungen war, und den sie Paulsen nannte. Dann zeigte sie ihm Hildes Koffer, der ganz unten im Laderaum stand und jetzt von den Schiffsleuten mit einem Schwung auf das Bollwerk geworfen wurde. Die andern beiden Koffer kannte der Kutscher von früher.

Ein paar Minuten später saßen sie, wenn auch beengt und im Kampfe mit dem Gepäck, auf einem kleinen gelben Jagdwagen, der durch die ratlos stehenden Menschen hindurchfuhr, einen ausgefahrenen

Sandweg hinauf, wo der Wagen fast umkippte. An roten, strohbedeckten Schifferhäusern vorbei ging es einen Feldweg entlang, der mit seinen tiefen Gleisen das Fuhrwerk bedenklich ins Schwanken brachte.

Nach fünf Minuten über Wiesen und Feldern kamen sie an ein weißgestrichenes Häuschen, das rechts am Wege stand.

— Hier ist die Grenze, sagte die Tante und wies auf einen Weg, der nach beiden Seiten sich hinzog, nach rechts auf einen Erdwall mit merkwürdig verzweigten Bäumen zu, — Weißdorn, der in Blüte stand, — während nach links sich Häuschen an Häuschen reihte. Dann öffnete sich eine breitere Allee, die wie eine alte verlassene Dorfaue aussah, mit vier Reihen Pappelweiden. Zu beiden Seiten lief an Hecken und Zäunen vorbei ein Fußweg, in der Mitte ein gut chaussierter Fahrweg, und daneben sich hinziehend eine mit dichtem Gras bewachsene Breite.

— Die Kuhpromenade von Sandhoop, sagte Tante Ernestine.

Im Vorüberfahren sah Hilde nicht viel von den Häusern, nur daß sie vielfach bunt bemalt waren, mit großen Glasfenstern, breiten Veranden und allerhand niederen Türmchen.

Vor einer der letzten Villen auf der linken Seite hielten sie, und ein großer langzottiger Hund erhob ein lautes, lustiges Gebell, während in der Tür der Gartenpforte ein altes Mädchen erschien, das ihnen beiden die Hand zum Willkommen bot.

— Das ist Frau Reimers! — Sei still, Flock, sei still! Wirst du Ruhe geben, schalt Tante Ernestine.

Es ist ja nicht zum aushalten. Sieh dir diese hier an, das ist unsere Hilde, die nun bei uns wohnen wird.

Sie sagte das zu dem Hunde, der plötzlich still wurde, und an Hilde herankam und vorsichtig seine Nase hochhielt.

— Hilde! nicht anrühren!

Sie hatte den Hund anfassen und streicheln wollen, aber die Tante trat rasch dazu.

— Du, sei vorsichtig. Erst muß er dich kennen. Er läßt sich nicht anfassen, er hätte gewiß zugebissen.

Frau Reimers hatte ihn auch schon am Halsbande gefaßt und drängte ihn nun in den Garten, während sie das Handgepäck nahm und Paulsen voran ging, der die Koffer ablud.

Das Haus mit seinem Türmchen war ganz mit Holz verkleidet, mit rotgestrichenen Fensterläden, und mit Wein und Clematis bewachsen. Der Garten war verwildert, die Wege aber waren sauber geharkt. — Überwältigend war der Eindruck nicht, eher traurig.

Das war die erste Empfindung, die Hilde gewann, ehe sie über die Fliesen in die große Hausdiele trat.

Aber hier hatte sie gleich eine Überraschung:

Durch bunte Scheiben brach helles Licht in den Raum, der ganz hell getäfelt war, und um dessen Wände sich eine breite Bank hinzog, so daß in der Ecke unter der Treppe eine Art Trinkstube gebildet war.

Der Fußboden war mit gelben Matten belegt, an den Wänden hingen Bilder, Teller und allerhand Dekorationsgegenstände.

Dunkelrote Türen hoben sich von der Naturfarbe der Holzwände ab, und eine leicht geschwungene Treppe führte zum oberen Stockwerke.

— Ich werde dir erst dein Zimmer zeigen, sagte Tante Ernestine und schritt ihr die Treppe hinauf voraus.

— Aber sieht man denn gar nichts vom Meere hier? Wo ist das denn?

Die Tante schwieg und Hilde ging still hinter ihr her.

Oben öffnete sie eine Tür, und Hilde trat in ihr Zimmer ein. Im nächsten Augenblicke war sie am Fenster und dann hinausgeeilt auf den Balkon, zu dem die Tür aufgestanden.

— Da ist es ja! — Da ist es! — Oh, wie schön!..

Und dann stand sie stumm und sah über den Kamm der Dünen hin, die sich vom Hintergarten ab bis hinunter zum tiefgelegenen Strande dehnten, die weite Fläche des Meeres vor sich.

Die Wolken waren zerrissen, und die Sonne brach durch, überschüttete das Meer, das tiefblau mit seinen weißen Schaumkronen heranstürmte und sich am Strande brausend brach, mit seinem silbernen Lichte. In der Ferne stand ein großer Dreimaster, der alle Segel gesetzt hatte und wie ein altes Kriegsschiff über die Wogen zu ziehen schien.

Hie und da ein Dampfer oder ein Lastschiff.

Nach links hob sich das Ufer aus der Dünenkette empor, zu einer hohen grasbewachsenen Klippe; nach rechts aber zog es sich an ein paar Villen und an dem hochgelegenen Hotel vorbei bis zu einem fernen Walde. Vom Walde begrenzt, bildete das breitsandige Ufer hier einen wundervollen Bogen, eine sanfte Bucht bis zu einem Leuchtturm, der in weiter Ferne über die Bäume hervorragte. Eine kleine sandige Landspitze war noch zu sehen, dann wieder das unendlich scheinende Meer.

Und diese Bucht, die meilenweit entfernt zu liegen schien, war erfüllt von den weißen Schaumstreifen der Wellenkämme, deren Linien alle die feine Biegung des Strandes mitmachten.

Das tiefe Grünblau des Wassers, das Weiß des schimmernden Sandes, das helle Grün der feinbegrasten Dünen, das sattere der Wiesen dahinter, und die dunkle Kontur des fernen Waldes, das gab mit dem Himmel, an dem die Wolken sich bald teilten, bald wieder zusammenschlossen, so daß die Sonne und die Wolkenschatten ständig wechselten, ein so wunderbares Bild, daß sie sich gar nicht davon losreißen konnte. —

Als sie sich nach einer ganzen Weile umwandte, war die Tante still gegangen und hatte sie allein gelassen. Nun trat sie in ihr Zimmer ein und konnte erst nichts erkennen. Das helle Licht von draußen lag noch in ihren Augen, aber rasch hatte sie sich gewöhnt, und nun nahm sie erst eine genaue Inspektion ihres Raumes vor.

Es war nur ein kleines Gemach, alles hell gehalten: die weißen Möbel, die hellen Musselinegardinen, das weiße eiserne Bett. Aber Raum genug war, daß sie sich frei bewegen konnte; und mit dem geöffneten Balkon schien es ihr sogar üppig groß.

Sie hatte sich vom Reisestaube gereinigt, war aber immer wieder an das Fenster geeilt, von wo sie nur durch die Zweige der Bäume das Meer sehen konnte. Erst wenn sie auf den Balkon trat, hatte sie einen ganz freien Blick.

Dann trat sie auf den kleinen Korridor hinaus

und wollte die Treppe hinunter, aber da lag der Hund und richtete sich knurrend auf; allein im nächsten Augenblicke erkannte Flock sie und beruhigte sich, und dann öffnete sich die gegenüberliegende Tür, und Tante Ernestine erschien auf der Schwelle.

— Brauchst dich nicht zu fürchten. Flock tut dir nichts mehr. Komm nur herein. Nun, wie gefällt dir dein Zimmer?

— Ach, Tante, das ist ja herrlich. So wunderbar schön hätte ich es mir doch nicht gedacht.

— Ich hab dir auch die hübscheste Aussicht gegeben. Aber auch hier ist es nicht häßlich.

Sie zeigte auf das Fenster, von dem aus man über die Gärten und Dünen ins Innenland sah, bis zu dem hohen Ufer, wo ein Gerüst sich gegen den Himmel in der Ferne zeigte, ein Triangulierungszeichen auf der höchsten Erhebung des schmalen Landstreifens. Links tauchte über den Bäumen eine Windmühle auf, immer nur die rasch wieder verschwindenden Flügel. Hier sah man weniger von dem Meere, vor allem nichts vom Strande, so daß das Landschaftliche mehr hervortrat und das Bild hier einen ruhigeren Eindruck machte.

Es war alles grün, als sei man weitab von der See; nur wenn man hinhorchte, hörte man das Rauschen der Brandung.

— Aber nun komm zum Kaffeetrinken. Nach der Kälte auf dem Bodden wird es uns gut tun.

Sie stiegen die Treppe hinunter; in dem großen dunkelbraun getäfelten Eßzimmer hatte Frau Reimers den Tisch gedeckt.

— Hier ist es ja wunderbar gemütlich. Hier

möchte ich gar nicht wieder fort, sagte Hilde und legte sich in den Stuhl zurück, indem sie die Hände hinter dem Kopfe verschränkte.

— Ich bin ja so froh, daß es dir gefällt, Kleine.

— Nun möchte ich aber auch das Atelier sehen.

— Heute nicht. Das wollen wir für morgen lassen. Ich habe meine Gründe dafür. Und du sollst es auch nicht so in der Dämmerung sehen, sondern bei richtiger Beleuchtung, obgleich es bis gegen neun Uhr Morgensonne hat, und das darf es doch eigentlich nicht, aber es ging wohl nicht anders, wegen der See. Ich habe mir so was ähnliches sagen lassen.

— Dann wird es nichts schaden, Tantchen.

— Hilft auch nichts. Wenn du dafür jetzt mit hinunter an den Strand kommen willst, soll mir's recht sein.

— Aber gewiß. Nur, was setzt man sich auf? Ich habe eine alte Radfahrmütze mit. Ich glaube, das ist das gescheiteste.

— Wird es wohl sein. Das ist das schlimme hier, dieser ewige Kampf mit dem Winde. Aber man gewöhnt sich bald daran.

— Kommt Flock mit?

— Gewiß, es ist ja sein einziges Vergnügen. —

Der Wind hatte nicht nachgelassen, er kam vom Meere her und fegte über die Dünen herüber, die sie durch ein Hinterpförtchen des Gartens erkletterten, um zu einem Übergang zu kommen, wo auf den Sand ein paar Bretter gelegt waren, damit man leichter vorwärts konnte.

— Sieh dich erst einmal um, das große Fenster gehört zum Atelier, das kann ganz verhängt werden,

damit alles Licht von oben durch das Glasdach fallen kann.

— Das muß ja wunderhübsch sein; und die Herrlichkeit darf ich erst morgen sehen?

— Ja, dafür hast du nun heute dies hier.

Und sie wies auf den Strand, der sich am Fuße der Dünenkette nach beiden Seiten in schneeiger Weiße hinzog.

Nach links schoben sich zwei Stege in das Wasser hinein, und auf hohen Pfählen im Sande standen die Badehütten. Dicht vor ihnen die Damenbade-anstalt, weiter hinauf das Herrenbad.

Vor ihnen lagen vier Fischerboote im Sande, allerhand Ruder und Anker; und an Stangen, die nahe der Düne im Erdboden steckten, flatterten fein-maschige braune Netze im Winde, und ein paar Frauen waren beschäftigt, die Schäden an dem Garn auszubessern. Sie stiegen die Treppe hinunter, und ihre Füße versanken in dem weichen Sande, der erst wieder nahe am Wasser fester wurde, wo die Wellen sich verliefen und den Strand fest schlugen.

Sie gingen am Strande hin, und Flock jagte in das Wasser hinein, und wenn Hilde einen Stock hineinwarf, versuchte er über die sich brechenden Schaumstreifen hinwegzuspringen und schwamm, bis er den Knüppel erfaßt hatte, mit dem er dann jedes-mal wie toll die Dünen hinaufjagte.

Sie kamen in die Nähe des Hotels, wo eine schmale Landungsbrücke in das Meer hinaus gebaut war, mit ein paar Bänken auf dem Brückenkopfe.

Neben dem Stege lagen, aufs Land herauf-gezogen, zwei weißgestrichene Segelboote, und ein

Dutzend Strandkörbe waren verteilt zwischen allerhand Gräben und Festungswerken, die Kinder hier gebaut hatten.

Bei einem der Segelboote, wo ein paar Kinder zuschauten, war ein Mann beschäftigt, den Vordersteven wieder zurechtzumachen. Neben ihm stand ein anderer, der in seinem blauen Jackett und der Mütze wie ein Kapitän aussah — ein gesundes rotes Gesicht, mit einem schon etwas ergrauenden Schnurrbart —, und der sie jetzt freundlich grüßte.

— Wer ist das, Tante?

— Das ist der Besitzer des Hotels Boleslaw, Herr Franz Morching. Der hat schon viel unternommen, den Ort hochzubringen. Erst hat er hier an der Schwedenschanze — denn hier haben früher mal die Schweden gehaust und einen Wachtposten gehabt — das Hotel gebaut; aber dabei hat ihm scheint's ein tücht'ger Baumeister gefehlt, die Anlage ist nicht so glücklich wie die prachtvolle Lage. In dem großen Speisesaale haben alle die Maler, die damals hier schon hausten, die Wände mit Ansichten von Sandhoop, Seehagen und Rostrow und dem Dvarser Walde bemalt; sehr hübsche Sachen. Die sind eine Sehenswürdigkeit der Gegend und werden auch viel beachtet — aber später haben sich dann Gegensätze herausgestellt zwischen den Interessen des Wirtes, der natürlich gern viele Menschen bei sich sähe, und den Malern, die ihren Ort gern für sich allein hätten; und Kämpfe sind entbrannt und allerlei Unfrieden ist entstanden. Aber jetzt hat die Zeit auch da besänftigend gewirkt.

— Wir müssen uns das einmal ansehen.

— Gewiß, Kind, und einen prachtvollen Blick hat man oben vom Hotel, wie von wenigen Punkten an der Küste. Am Abend zum Sonnenuntergang setzen wir uns dort mal hin. Der Herr Morching ist übrigens ein ganz interessanter Mensch, dessen Bekanntschaft sich lohnt. War früher Steuermann, hat sich in aller Welt herumgetrieben und alles mögliche versucht. Du kannst dich in allen Sprachen mit ihm unterhalten. Jetzt quält er sich mit dem Hause hier und lebt im Kampf mit seinem alle Jahre wechselnden Pächter.

— Da muß man also seine Bekanntschaft machen?

— Freilich, Kind, das wirst du schon. Bei erster Gelegenheit wollen wir mal hinaufgehen, und dann kannst du platt mit ihm sprechen, oder französisch, englisch oder spanisch, wenn das auch wohl mehr für Schiffer verständlich ist als für uns. Aber für heute komm! Wir wollen weitergehen, da kannst du den großen Weideplatz noch sehen, der sich von hier bis zum Dvarser Walde erstreckt. —

— Wo wollen denn die Pferde hin?

— Die fahren mit der großen Tonne ins Wasser. Siehst du, die Wellen schlagen ihnen immer über den Rücken; die sind das gewöhnt, und nun schöpft der Kutscher Seewasser für die Warmbäder.

— Aber die werden ja alle ganz naß, das ist ja schrecklich.

— Ja, Kind, hier ist alles primitiv. Glaubst du, dem Wirt erlaubt die Regierung, hier ein Rohr zu ziehen? Gott bewahre, kaum daß man uns einen Übergang über die Düne gestattet. Das sind hier alles vorsintflutliche Verhältnisse, obgleich, wie ich

glaube, die Leute damals tun und lassen konnten, was sie wollten, während uns heute alles zu unserem wohlerwogenen Besten verboten wird.

Eine Stunde weit zog sich der Strand nun hin, bis zum fernen Dvarser Walde. Ein Stück gingen sie noch hinunter, begegneten auch einzelnen Spaziergängern, die sie neugierig musterten, dann kehrten sie um; aber nun gingen sie nicht den gleichen Weg zurück, sondern an einem Übergange überschritten sie die Dünen und gingen die Dorfstraße zurück, wo Flock sich in einen Zank mit einem Barsoi einlassen wollte, den aber Tante Ernestine sofort verhinderte, indem sie ihren Hund an die Leine nahm.

— Er fängt immer gleich Krakehl an; da muß man mächtig aufpassen. Einfach ein paar Derbe übergezogen, das ist schon das beste Mittel. Jawohl, mein Hundchen; dieser jungen Dame hier wirst du bald genau so gehorchen wie mir, sonst setzt es gehörig was.

— Dazu werde ich nie den Mut haben.

— Das glaubst du jetzt. Sollst mal sehen, in drei Tagen kennt er dich, und dann kommt das ganz von selbst. Dann weiß er, was er zu gewärtigen hat, und läßt sich ohne einen Mucks schlagen.

— Na, Flock, ich glaube, davor wirst du wohl bewahrt bleiben. Das werde ich mich nicht trauen.

— Wir werden ja sehen. Aber nun wollen wir mal in dies Häuschen; das ist ein Stück Kneipe und zugleich auch Kaufmannsgeschäft. Das größere liegt am anderen Ende. Heut' müssen wir hier mal einkaufen. Du, Flock, bleibst hier im Garten liegen und rührst dich nicht. Auch nicht, wenn ein Hund kommt.

Drinnen, wo es nach Petroleum und Seife roch,

hantierte ein Jüngling mit einem wunderbaren Gelock, das er mit viel glänzendem Öl gebändigt hatte, und verkaufte ein paar Mädchen, die sich dabei mit allerhand Klatsch unterhielten, Salz und verschiedene Hülsenfrüchte.

Tante Ernestine setzte sich, bis der Jüngling frei war, und dann nahmen sie ihren Kauf gleich mit, denn ihre Villa lag nur ein paar Schritte weiter.

— Weißt du, sagte Tante Ernestine, ich lasse mir sonst alles aus Berlin schicken, aber für die ersten Tage fehlt doch einzelnes; sonst rate ich dir nicht dazu, dir hier im Orte etwas zu kaufen, mit Ausnahme von Ansichtskarten, die die Maler gezeichnet haben; aber selbst die riechen nach dem Laden, und das ist nicht gerade angenehm. Die Leute sind hier alle sehr komisch. Aber das wirst du ja noch lernen. —

Als sie auf die Straße hinaustraten, kamen die Kühe von der Weide und gingen einzeln in die offenen Garteneingänge. Sie traten zur Seite und ließen sie vorbei. Ganz zuletzt der Bulle, der die beiden Frauen einen Augenblick anglotzte, dann aber schwer mit dem Kopfe nickend weiterging.

Der Hirt kam erst in der Ferne und bog mit seinem Hunde in die Dünen ab. —

Zu Hause räumte Hilde noch ihre Sachen ein wenig ein. Dann, nach dem Abendbrote, saßen sie lange in dem behaglichen Eßzimmer und plauderten wie zwei alte gute Freunde miteinander.

Sie würden sich schon vertragen, das fühlten sie beide, und sahen vergnügt den Wochen entgegen, die sie hier in dem so künstlerisch eingerichteten Häuschen verbringen würden. —

In ihrem Zimmer stand Hilde lange am Fenster und sah auf das Meer hinaus. Dann legte sie sich hin, aber zum schlafen kam sie vorläufig nicht, denn das Rauschen des Wassers störte sie und regte sie auf.

Und der Wind pfiff um das Haus. Mit der Nacht war er wieder stärker geworden. Zuweilen klapperte ein Laden; die Zweige der Bäume raschelten bald laut, bald leiser, wie der Sturm anschwoll und wieder abebbte.

Allein sie fühlte sich so geborgen und sicher in ihrem Bette, und lauschte mit Behagen auf all die ungewohnten Töne, die hier die Nacht erfüllten, bis die Strapazen der Reise sich endlich doch geltend machten und sie einschlief. —

VIII.

Als sie erwachte, war das Zimmer von hellstem Lichte erfüllt; die Bäume standen still vor den Fenstern, und in der Ruhe des Morgens hörte man den gleichmäßigen, schweren Pulsschlag des Meeres gegen den Strand.

Ein paar Vögel lärmten jetzt auf und jagten sich durch den Garten, und ein klarer Himmel mit wenigen weißen Wölkchen übersät, spannte sich über das grünblaue Wasser, das sich ohne eine Schaumkrone hob und senkte, und nur dicht am Strande schwache weiße Linien zog.

Sie stieß das Fenster auf, und ließ die kühle, frische Morgenluft hereinströmen. Sie fühlte den feinen Salzgeschmack auf ihren Lippen, und atmete tief und voller Wohlbehagen.

Auf dem Kaffeetische lag ein Brief von Susi, die in ihrer lustigen Art von ihrem Badeleben plauderte, getreulich erzählte, wie sie wohnten, verpflegt wurden und ihren Tag hinbrachten. Sie arbeite fleißig für ihr Examen bis in die Nacht hinein.

Der Mutter ging es gut, und sie war sehr begierig, wie Hilde sich an der See fühlen würde, und ob es dort was für sie zu arbeiten gab. Sie sollte nur sofort schreiben, vor allem, wie sie angekommen waren, und wie es ihnen gefiel. Sie selber lebten ganz still für sich und hatten noch keinen Menschen, mit dem sie auch nur ein Wort sprechen konnten.

Hilde wußte, daß es der Mutter heimlicher Wunsch war, daß Susi sich verheiraten möchte, je früher, je besser. Sie war durchaus nicht damit einverstanden, daß sie studieren wollte, aber Tante Ernestine bestärkte leider das Kind in seinen Absichten. Das sollte Hilde ihr doch ausreden, hatte die Mutter ihr beim Abschied noch auf die Seele gebunden.

— Ich weiß nicht, was Mama hat. Ich bin so froh, daß ich was gelernt habe und mir zur Not selber durchhelfen könnte. Weshalb soll Susi das nicht? Gewiß, wenn sie einen netten Mann findet, soll sie ruhig heiraten; aber jetzt lassen wir sie erst mal studieren; nicht wahr, Tante? Vor allem, wo sie doch Aussicht hat, einmal in deines Vetters Fabrik unterzukommen. Sie hat doch entschiedenes Talent für ihre chemischen Schmutzereien und Stänkereien. Sieh mal, Tante, darin bist du nun viel moderner.

— Weil ich eben nur eure Tante und nicht die Mutter selbst bin.

— Mama ist darin so merkwürdig.

— Wäre ich vielleicht auch, wenn ihr meine Kinder wäret.

— Gott bewahre Tante.

— Ich glaube doch.

— Nein Tante, du bist ja viel moderner als wir alle zusammen.

— Modern? — Was sagt das Wort? Ich habe mich bloß nicht festgelegt. Aber nun komm mit hinauf, ich will dir endlich zeigen, wo du dich betätigen kannst.

Sie stiegen die Treppe hinauf, und traten in das Atelier ein, das nahezu die Hälfte des oberen Stockwerkes einnahm.

An den Wänden hingen verschiedene Bilder und Skizzen.

— Der frühere Besitzer hat sie noch hiergelassen und will sie erst zum Herbst abholen, damit es nicht gar so kahl aussieht, und weil er auf seiner Reise nichts damit anfangen kann. Und dann sollst du mir mal raten, ob ich das eine und andere nicht für das Haus erwerben soll. In einer Bodenkammer steht noch allerhand, und vielerlei Malgerät. Hier die Staffeleien gehören mir auch nicht, aber du kannst sie benutzen, wenn du willst.

Hilde war mitten im Atelier stehen geblieben. Noch lag das helle Morgenlicht auf dem großen Seitenfenster, das durch Vorhänge ganz abgeblendet war.

— Aber das ist ja ein wunderbarer Raum. Und diese Lichtfülle, die doch nicht stört. Hier werde ich mich ja gar nicht trauen, auch nur einen Pinselstrich zu machen.

— Es gefällt dir also?

— Gefallen, Tante? — In meinen kühnsten Träumen hätte ich mir das nie vorgestellt. Eine solche Raumverschwendung ist ja entzückend, aber was soll ich damit? Hier müßte einer großmächtige Historienbilder malen, so Reklameschinken für den Ehrensaal. Ich traue mich ja über einen Meter überhaupt nicht hinaus.

— Das wird auch noch kommen.

— Wollen es nicht hoffen, Tante. Kann ja auch sonst kein Mensch in sein Zimmer hängen. Aber morgen früh fange ich gleich an. Nicht hier.

— Warum nicht, Kind?

— Nein, Tante, vor der Natur. Ich werde hier doch keine alten Sachen vorkramen. Ich habe da vorhin an den Dünen eine Ziege grasen sehen; ich denke, an die werde ich mich zuerst mal machen.

— So, so! Na denn man zu.

— Ja, ich kann nämlich dabei in unserem Garten bleiben und dort meine Staffelei aufstellen, ohne daß mich wer belästigt.

— Daran wirst du dich gewöhnen. Und außerdem gehört es hier eigentlich dazu, daß man malt. Das Gegenteil fällt viel eher auf. Brauchst heute vormittag nur mal auszugehen, und wo du hintrittst, wirst du einen Jüngling oder eine Jungfrau an der Staffelei sehen, wo man es gar nicht vermuten sollte.

— Das muß ja lieblich sein.

— Wirst die Witze noch alle hören, die hier über die Malhühner und die numerierten Motive gemacht werden. Denn hier hat jedes Motiv seine Nummer, die Mühle Nr. 12, der alte Schweinekoben Nr. 64. Ja, lach nur!

— Heute werde ich mich erst mal in unserem Garten niederlassen. —

Eine Stunde später hatte sie ihre Staffelei hergerichtet und war eifrig bei der Arbeit. Die Sonne stand ihr im Rücken, und kein Mensch war in den Dünen zu sehen.

An den Pfählen hingen auch hier Netze zum Trocknen, und die Insekten summten in der warmen Sonnenglut.

Zuweilen meckerte die Ziege leise auf, wenn sie die Gefährten sah, die eine Strecke davon gleich ihr angekettet waren, und vergebens nach einem frischen Halme sich umsahen.

Manchmal lief sie im Kreise herum. Dann wieder nahm sie ihre alte Stellung ein, den Kopf vorgestreckt, als ob sie jemand erwarte, und so bot sie ihr ein ausgezeichnetes Modell, so daß sie einen charakteristischen Mittelpunkt für die Dünenlandschaft gab. Links stand eine verfallene Schilfhütte, deren braunes Dach und ausgebleichte Rohrwände gleichfalls ein wenig Leben in die Öde brachten.

Sehr vergnügt kam Hilde am Mittag ins Haus. Die Skizze war fertig und wurde als erste auf eine der Staffeleien im Atelier aufgestellt. —

Am Nachmittage, als sie ein Stündchen geruht hatten, machten sie einen Spaziergang durch das Dorf; aber bei jedem Hause, jedem Eingang blieb Hilde stehen.

— Ach, Tante, du wirst mich wohl für närrisch halten; aber am liebsten liefe ich nach Hause und setzte mich hier irgendwo hin, um zu arbeiten. Es ist ja ganz gleich, wo das ist.

In zwei von den Häusern gingen sie hinein; einmal war es eine Küche, die wohl schon hundertmal auf Bildern verewigt war, mit den roten Steinen des Fußbodens und dem alten Geschirr.

Dann eine Fischerstube mit weißen Dielen, auf die der Sand gestreut war, alles blitzsauber.

— Na, Tante, sagte Hilde, du wirst ja was erleben an mir.

— Um Gottes willen, du wirst doch nicht so werden wie all die andern? Ich sag's ja, epidemische Malwut!

— Das sehe ich schon, eine wahre Fundgrube der prächtigsten Motive ist hier, da kann man ja ein ganzes Leben dran arbeiten.

IX.

Am folgenden Vormittage traute sie sich schon hinaus, einen kleinen Feldstuhl und eine leichte Staffelei in der Hand.

Dort, wo der Weg zur Mühle abging und ein breiter Schutzdamm gegen das Wasser sich durch das Schilf zog, das sich bis zum Bodden dehnte, hatte sie ein Motiv gefunden, das ihr gefiel. Von ihrem erhöhten Platze aus sah sie ein paar Schuppen vor sich, die ganz von Weidenbüschen umgeben waren; diese Schuppen mit ihren schwarzen Teerpappedächern und gelben Lehmwänden hatten es ihr angetan.

Und dann war es hier einsam, und niemand war gekommen, als sie sich den Fleck ausgesucht hatte.

Hinter ihr lag der bewachsene Graben, dann folgten nasse Wiesen, auf denen Leute in hohen Wasserstiefeln

das erste Gras mähten, dieses scharfkantige Schilfgras, das schwerlich gutes Futter gab.

Weit hinten über den Feldern sah sie das rote Viereck des Hotels, das die ganze Gegend beherrschte.

Ganz in ihrer Nähe drehten sich die Flügel der Windmühle so langsam, daß man dabei einschlafen konnte.

Das kleine Stückchen, das Hilde sich vorgenommen hatte, mit dem Felde großer Bohnen und dem im Bogen zum Deiche ansteigenden Fußpfade, diese wenigen Bäume und Büsche, aus denen die Gebäude kaum erkenntlich hervorlugten, das reizte sie, und sie saß eifrig über ihrer Arbeit und hatte schon die Untermalung fertig.

Sie sah nicht links und rechts, und merkte nicht, daß auf dem Damme vom Bodden her jemand gekommen war, der schon eine ganze Weile stillstand und aus der Ferne ihr Bild betrachtete, auf dem noch nicht viel zu sehen war.

Jetzt sah sie sich um, und der Herr nahm seinen Hut ab und grüßte sie.

Es war ein kleiner Herr, mit karierter Hose und einem offenen hellen Jackett. Auf dem Kopfe hatte er einen Strohhut mit rotem Bande.

Das fiel ihr zuerst auf. Dann sah sie einen hellen Schnurrbart, der wie ungepflegt herunterhing, und wässerige Augen hinter einer goldenen Brille, deren Gläser ihr zu groß schienen für die Augen.

Als er jetzt nähertrat und wieder den Strohhut lüftete, sah sie wohlgescheiteltes blondes Haar, und dann erkannte sie, daß der Schnurrbart wohl mit Absicht so wild nach beiden Seiten flatterte, um dem pausbäckigen Gesichte etwas geniales zu geben.

— Entschuldigen Sie, wenn ich störe, mein Name ist Steinfort; ich überlegte eben, wie ich am besten hier vom Deiche kommen sollte, ohne Sie zu stören, aber, wie Sie sehen, ist hier ein Graben, und dort ist es auch sumpfig. Und dann interessierte mich auch, was für ein Motiv jemand von hier aus sich wohl gewählt haben könnte.

— Bitte sehr, sagte Hilde und trat zur Seite, um ihm den Weg freizugeben.

Aber er ging nicht vorbei, sondern pflanzte sich vor ihrem angefangenen Bilde auf, und nachdem er es lange angesehen, sagte er:

— Ganz hübsch angelegt — aber das werden Sie wohl doch nicht herausbekommen, das Motiv gibt ja nichts her.

— Ebendarum wollte ich es versuchen.

— Es gibt doch so viel dankbarere Aufgaben.

— Mich reizte diese hier, sagte sie lächelnd.

— Entschuldigen Sie, daß ich mich einmische, aber ich bin auf der Tour, und im Korrigieren.

— Bitte.

— Darf ich mir ein Urteil erlauben?

— Gern!

— Sehen Sie, das hier ist entschieden nicht richtig angelegt. Damit werden Sie den Ton nie herausbekommen. Wollen Sie mir mal erlauben?

Sie wollte ihn erst abfallen lassen, aber dann amüsierte sie sein lehrerhaftes Gebaren, und sie ließ sich Palette und Pinsel fortnehmen.

O — o, dachte sie, und nachdem er ein paarmal gesagt hatte: So! und dieses so! . . . bekam sie es doch mit der Angst und meinte rasch:

— Ich glaube, das wäre aber nun genug. Sie sind sehr liebenswürdig.

Und sie streckte die Hand aus, voller Sorge um ihr Bild, daß er ihr alles verderben könnte. So gab er ihr zögernd das Handwerkszeug wieder, aber mit dem Finger fuhr er auf dem Bilde herum und meinte, dies müsse sie so, jenes so machen.

Als sie sehr still blieb, fiel es ihm endlich auf, und er begriff, daß er nicht eine seiner Schülerinnen vor sich hatte.

— Entschuldigen Sie, bitte, aber es reißt einen manchmal so hin. Nun muß ich aber nach meinen Damen sehen.

Er zog den Hut, und nach einem letzten Blicke auf das Bild ging er weiter, den Deich entlang, und verschwand an der Biegung.

Dann besah sie sich ihr Bild.

Im ersten Augenblicke wollte sie einen dicken Strich darüber machen, aber dann ging sie daran, den alten Zustand wiederherzustellen, was gar nicht so einfach war.

Nicht ein einziges Mal hatte der Mann sich die Natur richtig angesehen, sondern immer nur auf der Leinwand herumgefuhrwerkt, ohne zu ahnen, wie sie sich das gedacht hatte.

Sie war wütend über diese Keckheit, und zugleich amüsierte sie die Geschichte, vor allem, nachdem sie all seine Farbenflecke beseitigt hatte.

Mit um so größerem Eifer versenkte sie sich jetzt in ihre Arbeit, ehe das Licht ihr ein Weiterarbeiten unmöglich machte, und schaffte eine ganze Menge.

Wie hieß der Malermeister? — Seinen Namen

hatte sie natürlich nicht verstanden. Als ob sie eine Anfängerin sei, die sich zum ersten Male versuchte, so hatte er sich in seiner lehrerhaften Anmaßung benommen.

Nun machte sie es gerade ganz anders.

Das Bild kehrte sie an die Wand, und nahm es erst am folgenden Morgen wieder mit hinaus.

Es war nichts mehr von den sogenannten Korrekturen zu sehen.

Heute sah sie sich verschiedentlich um. Mit Absicht hatte sie gerade das verstärkt, was der Herr ihr als Fehler hatte aufmutzen wollen. Sie war überzeugt, daß er sich heute wieder einstellen würde.

Sie hatte ihn schon früh am Hause vorbeigehen sehen, ohne daß er sie aber bemerkt hatte. An den Plätzen, die ihr tags zuvor schon aufgefallen waren, saßen auch heute wieder alte und junge Mädchen und quälten sich mit ihren Malversuchen.

In den Gängen zu den Häusern, mitten auf der Dorfstraße, vor einem halb verfallenen Schweinestalle, überall hockten sie, und heute saßen nicht allzuweit von ihr auf dem Damme zwei Mädchen und stierten die Mühle an, deren Flügel sich lustig drehten.

Über ihre Reißbretter gebückt saßen sie da, und die Köpfe mit den großen Hüten hoben und senkten sich, und richteten sich dann wieder auf.

Hilde hatte etwa Dreiviertelstunden gesessen, da sah sie den weißen Strohhut über die Wiesen kommen.

Nun blickte sie sich nicht mehr um; sie hörte, wie er mit den beiden Mühlenmädchen sprach. Er setzte sich hin, und zeichnete ihnen offenbar die ganze Geschichte auf.

Hilde setzte ein paar recht kräftige Töne in ihr Bild; sie unterstrich all das, was er ihr hatte wegkorrigieren wollen, daß es schärfer, als notwendig war, herauskam.

Nach einer Weile fühlte sie, daß er hinter ihr stand; dann kam er näher und zog seinen Hut.

Sie grüßte freundlich und ließ sich in ihrer Arbeit nicht stören. Er sah offenbar auf den ersten Blick, wie sie jeden Eingriff von ihm wieder getilgt hatte, denn er schüttelte mißbilligend den Kopf, aber dann siegte doch wieder der Lehrer, und er konnte sich nicht enthalten zu sagen:

— Ich würde das Grün hier doch vertiefen.

Sie sah gehorsam auf das Bild, dann auf das Stück Natur vor sich und fragte:

— Sehen Sie das so? — Ich glaube, ich habe den ganz richtigen Ton getroffen, genau, wie ich es vor mir sehe.

— Das mag ja sein.

Er blickte flüchtig von dem Bilde auf, und fuhr fort:

— Auf dem Bilde muß es vertieft werden. Sehen Sie nur, wie das zueinander steht.

— Das schadet doch nicht, wenn es nur richtig ist.

— Das ist es eben, es ist nicht richtig; vor allem ist es nicht schön.

— Aber charakteristisch, sagte sie bescheiden.

Er blieb eine Weile still. Dann sagte er:

— Ich weiß nicht, mein gnädiges Fräulein, ob Sie meinen Namen gestern verstanden haben: Fritz Steinfort.

Sie neigte nur den Kopf. Er wollte offenbar wissen, wer sie sei, aber sie ging nicht darauf ein.

Also Steinfort war es? Sie kannte Sachen von ihm. Dem konnte ihre Art Arbeit freilich nicht imponieren.

Dann fragte er:

— Darf man wissen, bei wem das gnädige Fräulein bisher Unterricht gehabt hat. Mir scheint da Brachtscher Einfluß erkennbar zu sein.

Sie sagte ihm, wie sie bei Skarbina angefangen, und später mit Max Uth einmal an der See gewesen war mit einer ganzen Schar von Bekannten.

— Ja, ja, das sieht man.

Er schien das nicht besonders vorteilhaft zu finden.

Sie hatte das Gefühl, als hätte er ihr zu gern den Pinsel wieder aus der Hand genommen; aber diesmal hielt sie ihr Malgerät krampfhaft fest, und hätte es ihm einfach verweigert.

— Ich gebe hier Unterricht, sagte er, bald bei mir im Atelier, vor allem draußen vor der lebendigen Natur. Zwei meiner Schülerinnen dort drüben.

Er wies auf die beiden Damen hin.

— Jawohl, ich habe es gesehen, sagte Hilde.

— Sehr eigenartig, fing er wieder an. Ausgesprochenes Talent. Ihre Technik, mein gnädiges Fräulein, ist bewunderungswürdig, aber manches will mir nicht gefallen. Das würde ich anders machen.

Als sie nicht darauf reagierte, druckste er noch eine Weile herum und entfernte sich dann:

— Ich muß noch nach meinen anderen Schülerinnen sehen, auf Wiedersehen! sagte er, indem er ihr die Hand gab.

Nun machte sie sich Vorwürfe, daß sie kein Wort

gesagt, daß sein Name ihr natürlich bekannt sei, und sie auch Bilder von ihm gesehen hatte.

Sie waren sogar in Rezensionen gleichzeitig genannt worden, weil er einmal zur selben Zeit wie sie ausgestellt hatte.

Tüchtige Verkaufsbilder hieß es von seinen Sachen, ohne künstlerischen Ehrgeiz geschaffen. Salonbilder ohne besondere eigene Note, lautete das stets wiederkehrende Urteil über seine Arbeiten, die wirklich nichts Aufregendes hatten.

Sie hörte mit arbeiten auf, und saß noch lange vor der Staffelei und verglich, denn heute sollte im Atelier aus der Naturaufnahme ein fertiges Bild werden.

Und den ganzen Tag arbeitete sie daran, wollte es sich am andern Tage früh an ihren Platz schaffen lassen, allein das Wetter war trübe; erst am folgenden Morgen war der Himmel wieder klar.

Nun galt es, noch die letzte Hand anzulegen, und nun sah sie nicht links und rechts. Die beiden Fräuleins versuchten, ihre Arbeit zu Gesicht zu bekommen, ehe sie sich wieder vor die Mühle setzten. Heute störte es sie nicht. Jetzt konnten sie kommen, sie hatte ja was zu zeigen.

Und zum dritten Male stellte Steinfort sich ein; aber dieses Mal war er still, und erst nach einer ganzen Weile sagte er:

— Schau, schau! — Was gnädiges Fräulein doch daraus gemacht haben. Offen gestanden, das hätte ich nicht gedacht.

Sie stand lächelnd dabei, mit einem so ruhigen Gefühle, in der Sicherheit, daß es wirklich etwas geworden.

— Wie gesagt, ich hätte ja manches anders aufgefaßt, aber wie gesagt ...

Hilde tupfte noch ein wenig am Vordergrunde, dann tauchte sie den Pinsel in Rot, und in die rechte Ecke, mitten in den Grasweg, ohne daß es herausfiel, schrieb sie ihren Namen: Hilde Vangerow.

Fritz Steinfort stand hinter ihr, und als sie jetzt zurücktrat, kam er ein wenig näher, beugte sich vor, um genauer zu sehen, und als er sich wieder aufrichtete, war sein Gesicht rot, und voller Verlegenheit riß er den Hut vom Kopfe, starrte sie an, und wiederholte noch voller Zweifel:

— Hilde Vangerow?

Dann streckte er ihr die Hand entgegen und sagte:

— Ach du mein Gott! — Was müssen Sie nur von mir gedacht haben? — Aber wie sollte ich auch darauf kommen? Und ich habe mir erlaubt, Ihnen in Ihr Bild hineinzukorrigieren.

— Es tut doch nichts. Ich bin für Belehrung immer zugänglich.

— Ich kann mir das nicht verzeihen, es ist ja zu dumm. Aber wie Sie das so angelegt hatten, da konnte ich mir natürlich nicht vorstellen, was Sie daraus machen würden.

— Aber ich bitte Sie. Es hat doch an mir gelegen. Ich muß um Verzeihung bitten, daß ich Ihnen nicht gleich meinen Namen genannt habe. Aber ich muß Ihnen offen sagen, es hat mir Spaß gemacht, ein wenig Versteck zu spielen.

— Das ist ein grausames Spiel gewesen.

— Und dann kann man doch immer von einander lernen. Ich bin doch noch ein Neuling.

— O nein, nein! Ich weiß, was Sie können. Ich habe Ihre Ausstellung damals gesehen, und auch später verschiedenes zu Gesicht bekommen.

— Sie wollen mich beschämen.

— Ja, ja, jetzt sehe ich Ihre Hand. Aber wer konnte denn auch darauf kommen. Darf ich fragen, ob Sie schon längere Zeit hier sind?

Sie erzählte ihm, daß sie erst seit fünf Tagen hier sei und bei ihrer Tante wohne.

Er kannte Frau von Malzern vom sehen und wußte, daß sie das Rappsche Haus gekauft hatte.

Er hatte endlich seinen Hut wieder aufgesetzt, und plötzlich rief er:

— Meine Damen! Ach, bitte, meine Damen!

Die beiden jungen Mädchen eilten auf den Ruf des Lehrers sofort herbei.

— Ich möchte Sie Fräulein Vangerow vorstellen.

Und dann nannte er zwei Namen, die Hilde im nächsten Augenblicke vergessen hatte. Er aber zeigte den beiden andächtig Lauschenden Hildes Bild, die inzwischen ihre Pinsel säuberte, und machte sie auf die realistischen Feinheiten aufmerksam, wobei er einen ganz besonderen Ton immer auf das realistische der Auffassung legte. —

Dann empfahl er sich mit mehrfachen Komplimenten, nachdem er sich noch erboten hatte, das Bild nach Hause zu schaffen. Aber Hilde lehnte dankend ab. Sie ließ ihr Malgerät in dem nahen Wirtshaus. Das Bild trug sie selber; das war sie gewöhnt.

Auf dem Heimwege, wo jeder, der ihr begegnete, es versuchte, etwas von ihrer Malerei zu erhaschen, fragte sie sich, ob er wohl damals die Kritiken über

sie beide gelesen hatte, in denen sie so gut und er so schlecht weggekommen war.

Sie hatte nichts eiligeres zu tun, als der Tante die ganze Komödie zu erzählen.

Sie fand sie in der Küche beschäftigt, und als sie ihre Erzählung angehört hatte, sagte sie, kopfschüttelnd:

— Kind, Kind, halte die Leute nicht zum Narren, das vertragen sie nicht, eines Tages rächen sie sich an dir, oft die gutmütigsten. Das mag keiner, wenn man ihn aufs Glatteis führt und er ausrutscht.

— Aber, Tante, ich habe doch die Geschichte nicht mit Absicht eingefädelt.

— Das weiß ich. Aber du weißt auch, Lehrer sind immer gekränkt und haben selten Humor, um so was zu verstehen.

— Schließlich ist es doch ein Künstler, und ich werde von heute an furchtbar nett zu ihm sein. Sag mal, ist er verheiratet?

— Aber gewiß. Das große Haus mit dem rotgestrichenen Balkeneingang gehört ihm doch. Ich hab' dir erzählt. Er hat immer so zwanzig und mehr Schülerinnen, und verdient mehr damit als mit all seiner Malerei.

— Glaubst du, daß er uns besuchen wird? Mir schien, als erwartete er, daß ich ihn auffordern würde; aber ich sah die Notwendigkeit nicht ein.

— Er wird sich schon selbst melden. Der ist gar nicht so.

— Mir ist's recht, denn er hat sich immerhin nett aus der Affäre gezogen, und ich werde das kleine Abenteuer nicht weitererzählen. Ich glaube aber fast, daß er selbst es nicht für sich behalten kann.

X.

Ein paar Tage später war Hilde in dem kleinen Vorgarten und wollte zwei Hühner daraus verjagen, die sich dort eingedrängt hatten, als auf der Dorfstraße ein Herr stehen blieb und sie grüßte.

Sie sah auf und erkannte Fritz Steinfort, und da er sein: Guten Morgen, mein gnädiges Fräulein! so bedeutungsvoll gerufen hatte und am Gitter stehen blieb, konnte sie nicht anders als herangehen und ihn auffordern, näherzutreten.

Das tat er auch sofort, und dann sagte sie, als sie sich die Hand gegeben:

— Kommen Sie einen Augenblick mit in den Hintergarten, ich werde Tante Bescheid sagen. Ich kann Sie nicht gut ins Haus bitten, das Mädchen ist gerade dabei, den Flur und das Treppenhaus gründlich zu reinigen; da sieht es nun etwas wüst aus.

Sie verschwand im Hause, um der Tante Mitteilung von dem Besuche zu machen, und kam sofort wieder heraus.

Ein paar aus Weidenzweigen gefertigte Stühle standen um einen birkenen Tisch in der Laube, die nur spärlich mit Wein bewachsen war. Dort ließen sie sich nieder, aber Tante Ernestine blieb lange. Denn der Schlächter aus Rostrow und die Gemüsefrau kamen, und sie mußte mit ihnen verhandeln.

Inzwischen ging Hilde mit dem Besuche im Garten auf und ab. Er wollte gern ihre Arbeiten sehen, aber sie vertröstete ihn auf später. Jetzt hatte sie noch nichts zu zeigen, nur die eine Skizze aus den Dünen und ein paar Bleistiftzeichnungen und Pastelle.

Über den Schilfrohrzaun konnte man in das Nebengrundstück sehen, wo ein junger Mann beschäftigt war, seinen Garten zu begießen. Morgen für Morgen war er unermüdlich dabei, Wasser zu schleppen, um den Dünensand zu tränken. Der Garten gedieh denn auch in Üppigkeit und konnte sich mit keinem andern messen.

Mit alten Zementtonnen, die zum Bau der Villen hergeschafft waren, hatte er sein Dünenland befestigt, und mit allen nur erdenklichen Sträuchern und Pflanzen besetzt.

In Radelhosen, ein Tiroler Hütchen mit langer Hahnenfeder auf dem Kopfe, so sah man ihn von früh bis spät hantieren.

Mitten in dem großen Terrain stand das originellste Häuschen des Ortes, eine Art großer Halle, wie ein urgermanisches Haus, ein Altan davor, alles Gebälk rotgestrichen, und an den Giebelwänden bleiche Pferdeschädel befestigt, die den Eindruck des Altertümlichen verstärkten.

Die Schiebetüren, die vom Garten zum Atelier führten, standen den ganzen Tag offen. Aber man sah den Maler nie darin vor einem Bilde.

Hilde hatte Steinfort gefragt:

— Ist das Haus ebenso originell im Innern? —

— Aber viel origineller. So etwas gibt es ja nicht zum zweiten Male. In der Mitte das Atelier und ringsherum all die kleinen Räume zum Wohnen und Schlafen. Sie müssen es sich einmal ansehen.

— Das möchte ich ganz gern.

— Aber nichts leichter als das. Walter Prehm

würde es sich zur größten Ehre anrechnen, wenn Sie ihn aufsuchen wollten.

Sie waren jetzt die Düne hinaufgegangen, von wo aus man die Rückseite des Malerhauses und den Nebengarten völlig übersehen konnte.

Prehm kam wieder mit Eimer und Gießkanne, sah auf und erblickte den Kollegen. Er machte die Hand frei und grüßte hinauf.

— Sie, Prehm! rief Steinfort und winkte, ehe Hilde es hindern konnte.

Er kam sofort an den Zaun heran, und Steinfort fragte:

— Stört man Sie, lieber Prehm?

— Aber niemals!

— Dann werde ich mal mit Fräulein Vangerow zu Ihnen kommen.

— Aber ich bitte dringend darum. Ist mir eine hohe Ehre und Auszeichnung.

Sie ging also mit Steinfort vorn aus dem Garten hinaus zu dem Nebengrundstück. Unterwegs fragte Steinfort:

— Haben Sie gehört, dieses zuversichtliche: Aber niemals? Man stört ihn wirklich nicht. Er hat ein so hübsches Talent, und ist dabei fast nur noch sein eigner Gärtner.

— Einmal muß er doch auch damit fertig sein.

— In diesem Dünensande ist das leider nicht der Fall. Er wird wohl sein Leben damit beschließen, mit Gießkanne und Gartenschere bewaffnet umherzulaufen, anstatt mit Pinsel und Palette zu arbeiten.

— Ich denk', es ist Ihr Freund?

— Deshalb habe ich schon alles bei ihm versucht,

aber vergebens. Er pusselt den ganzen Tag an seinem Hause herum, malt sich alles in jedem Frühjahr neu, zimmert und tischlert, aber seine Farben trocknen dabei ein, und er kommt nicht vorwärts.

— Sie übertreiben gewiß.

— Leider nein. Er fängt immer alles voll Eifer an, aber bleibt im ersten Entwurfe stecken.

Sie waren auf der Straße die paar Schritt bis zum Nebenhause gegangen, wo Prehm an der Tür sie empfing. Zwei schlanke junge Teckel balgten sich zu seinen Füßen und schnupperten dann an Hilde herum, die Steinfort dem Kollegen vorstellte.

An einem kleinen Teiche, in dem nur spärliches Wasser stand, das einigen Hausenten zum Aufenthalte diente, vorbei, gingen sie die vier Stufen hinauf, die zu dem geöffneten Atelier führten.

Das Innere sah aus wie ein Schiffsraum, mit den Oberlichtfenstern und den kojenartigen Abteilungen, die sich zu beiden Seiten öffneten.

Der eine Raum enthielt eine kleine, offenbar sehr viel benutzte Bibliothek; in einem andern war das Schlafzimmer untergebracht, auf der andern Seite ein Fremdenzimmer und daneben eine Nische, die als Trinkecke gestaltet war. Nach hinten zu war ein größerer Raum, der durch Schiebetüren mit dem Atelier zusammenhing. Das war das Eß- und Wohnzimmer, das ganz mit Teppichen und geschnitzten alten Möbeln ausgestattet war. Seltsame Beleuchtungskörper an den Wänden, und eine Lichterkrone aus Geweihen hing von der dunklen Balkendecke herab.

Das alles war so seltsam weich, fast frauenhaft

intim; und mitten drin dieser kleine, aber robuste Herr, mit den roten Backen, dem kleinen kokett gepflegten Schnurrbarte, und den braunen Wadenstrümpfen, die einen ganz respektabeln Inhalt umschlossen.

Wo nur ein freies Fleckchen gewesen, hing oder stand irgend ein Kunstgegenstand, ein bunter Schemel, ein Stück Teppich, ein getönter Gipsabguß. Und eine Fülle von Bildern, Dedikationen von Freunden, eigene Skizzen von früher und ein paar ältere Bilder in schwarzem Rahmen.

Im eigentlichen Atelier sah es ebenso künstlerisch aus. Echte Teppiche am Boden, abgemessen verteilte Staffeleien, hohe französische Strohsitze, die Pinsel tadellos in alten kostbaren Töpfen und kein Farbenfleckchen zu sehen.

Das Ganze sah aus wie ein überaus geschmackvolles Ausstellungszimmer, nicht wie ein Arbeitsraum; und die eignen angefangenen Bilder des Inhabers wirkten wie überflüssig. Sie standen und hingen wie Dekorationsstücke umher — gute Anläufe, denen man es ansah, wie plötzlich die Lust daran erlahmt war und sie stehen geblieben waren.

Es tat Hilde im Innersten weh, das mit ansehen zu müssen. Der Mann konnte doch was, nur war er verludert, und technisch manchmal unbeholfen. Das sah dann wie verschwommen aus, und er hatte offenbar noch daran herumgemurkst, als er längst das Erinnerungsbild nicht mehr hatte, und mit ganz anderen Vorstellungen beschäftigt war.

Sie hätte ihm so gern etwas Freundliches über seine Bilder gesagt, aber brachte es nicht fertig, lobte

immer nur das entzückende Heim, das er sich da aus eigner Kraft geschaffen hatte, mit einer Arbeitsvergeudung, die er besser seiner Kunst zugute kommen ließ.

Ja, Steinfort hatte ganz recht, daß er ihn nicht geschont hatte; er hatte nicht übertrieben. Was sie da vor sich sah, war noch viel bejammernswürdiger.

Und dabei sprach er von seinen Bildern, erklärte ihr, wie dies werden sollte, wie er sich jenes gedacht hatte, voller Eifer, und sie antwortete darauf, indem sie es vermied, über den künstlerischen Wert der Arbeiten zu reden. Das merkte er gar nicht, kam auch schnell davon ab, um ihr voll Stolz zu weisen, was er alles an seinem Häuschen neu hergerichtet hatte, und welche Verbesserungen er noch vornehmen wollte. —

Als sie wieder daheim war, sah sie sich in ihrem Atelier um, das ihr kahl vorkam; aber man sah doch, daß drin gearbeitet wurde, und als sie auf den Balkon hinaustrat, von wo aus sie den Nachbargarten alle Tage vor Augen hatte, und sah, wie Prehm dabei war, das Gitter um den künstlichen Ententeich auszubessern, da überfiel sie eine Traurigkeit, wie ein Mensch sein Talent so vergeuden konnte, und festigte nur ihren Entschluß, ihre letzte Kraft an ihre Kunst zu wenden, für die sie kämpfen und mit der sie siegen wollte.

Eine überreiche Arbeit lag vor ihr; sie fühlte ja, wie sie manches anders sah als jene, die schon gewöhnt waren an ihre Umgebung, sie sah Charakteristisches, wo die anderen vorübergingen und es für das Normale hielten und in ihrer Darstellung nicht bewerteten.

Als Prehm sie einmal mit Steinfort besuchte, war er ganz beschämt, und gestand zu, daß er so viel in seinem ganzen Leben noch nicht zusammengebracht habe.

— Ist das kein Anreiz für Sie, es mir gleich zu tun?

— Ach, Gott, sagte er, das wohl, aber wenn ich es recht bedenke, so habe ich ja gar nicht die Fähigkeit dazu, und wenn ich das so bei Ihnen sehe, da muß man sich doch sagen, es hat ja gar keinen Zweck, daß man selbst noch eine Leinwand verschmiert, wenn das mal in der Welt ist, wie Sie es machen.

— Aber Sie können doch dieselben Motive ganz anders, Ihrer Eigenart entsprechend, wiedergeben.

— Nun mal im Ernst, verehrtestes Fräulein, glauben Sie denn, daß ich wirklich eine Eigenart habe? — Wissen Sie was? Ich hätte Kunstgärtner werden sollen, mithelfen, die Natur zu verschönern; das wäre eine verdienstlichere Tätigkeit gewesen, als die Natur nachzumalen und zu verhunzen.

— Warum tun Sie es nicht jetzt noch?

— Sehn Sie, wie Sie mich bewerten.

— Aber so war es doch nicht gemeint.

— Ach, lassen Sie nur. Warum ich es nicht tue? — Weil ich nicht den Mut habe, mit meiner Vergangenheit zu brechen, weil ich gar nicht wüßte, wie ich als alter Kerl so was anpacken sollte.

— Das ist doch kein Hindernis.

— Und dann auch, weil ich das Fleckchen Erde und meine Hütte, die ich mir selbst gebaut, zu lieb habe, und schließlich: Es geht ja auch so!... Es muß ja nicht jeder malen. Es ist ja nur das Ver-



flüchte, daß meine Bekannten mich für einen Maler halten, weil ich mich vor allem den Behörden gegenüber, so ausgebe. Meine guten Freunde wollen nun die Beweise dafür verlangen, und da muß ich streiken.

— Dürfen wir das nicht von Ihnen fordern?

— Dürfen, ja, aber lieber wäre es mir, wenn man mich in Ruhe damit ließe. Ich habe keinerlei Ehrgeiz . . .

— Das muß man! Sonst sind Sie kein Künstler.

— Habe ich das je behauptet? — Sie sehen ja, auch Sie wollen es mir einreden.

— Aber Sie können doch nicht die Hände in den Schoß legen.

— Tue ich ja nicht! Ich bin den ganzen Tag tätig.

— Sehen Sie, gnädiges Fräulein, mischte sich Steinfort ein, der in den Ecken unter den an die Wand gelehnten Skizzen herumgesucht hatte, so ist er nun. Sie werden ihm so wenig beikommen, als es uns je gelungen ist. Immer wenn unsereins mit einer größeren Arbeit fertig geworden ist, und er es zu Gesicht bekommt, ist gar nichts mit ihm anzufangen. Dann ist er ganz niedergeschlagen.

— I Gott bewahre, nicht niedergeschlagen, nur voller Selbsterkenntnis. Da bin ich noch vernünftig genug zu.

— Und wissen Sie, was er dann gewöhnlich tut?

— Müssen Sie denn alles ausplaudern, Steinfort.

— Ja! — Dann lädt er seine Freunde am Abend zu sich ein und veranstaltet ein Trinkgelage.

— Bei dem ihr alle immer sehr lustig seid.

— Ja, das stimmt.

— Und ich genau so lustig wie jeder von euch.

— Das ist auch richtig.

Hilde stand daneben und sah die beiden an.

— Sie schütteln den Kopf, mein gnädiges Fräulein, über mich. Früher habe ich das auch manchmal getan. Heute aber will ich Ihnen nur ehrlich gestehen, nach allem, was ich hier bei Ihnen gesehen habe, hätte ich Lust, das üppigste Fest meines Lebens zu veranstalten; denn so klar wie hier in diesem Raume bin ich mir noch selten über mich gewesen. Es ist sehr schade, daß Sie mir abschlagen werden, sich daran zu beteiligen. Eine so große Künstlerin Sie auch in Ihren Werken sind, das werden Sie ja tun, und das ist sehr schade.

— Aber, lieber Herr Prehm, wie können Sie nur so reden? Was Sie da vorhaben, ist sicher nicht schön.

— Vielleicht haben Sie recht, und ich werde mich still in meine Schiffskoje setzen und seit langer Zeit einmal gründlich über mich nachdenken, und eine Flasche allein auf Ihr Wohl trinken. —

Er nahm Abschied, und sie drückte ihm fest und freundschaftlich die Hand.

Dann fiel ihr ein: Wenn der Mann heiratete und Frau und Kinder hätte? Ob das nicht ein Ansporn für ihn sein könnte!

Ganz traurig hatte der ganze Vorgang sie gestimmt, und sie mochte ihre Sachen nicht mehr sehen, weil sie einen andern traurig gestimmt und aus seinem Brüten aufgerüttelt hatten, ohne daß es einen Zweck hatte.

Sie schloß das Atelier hinter sich zu und mochte den ganzen Tag nichts anrühren.

Neugierig war sie, ob er es wahr machen würde

und allein zu Hause sitzen, oder ob diese neue Erkenntnis die alten Folgeerscheinungen zeitigen würde.

Da es Vollmond war, veranlaßte sie Tante Ernestine, daß sie noch einen Spaziergang am Strande machten, wo sie lange im Dunkel auf der Landungsbrücke saßen, während leises Geplauder aus den Strandkörben zu ihnen schallte und sich mit dem Geplätscher des Wassers mischte. Sie gingen am Wasser auf und ab, bis es Schlafenszeit war, und dann schlugen sie den Weg zum Dorfe ein.

Das Haus von Walter Prehm lag in völligem Dunkel, aber als sie noch ein paar Schritte weiter zu der kleinen Bierkneipe kamen, die Malerübermut mit einem lustigen Wirtshausschilde versehen hatte, und die nun nur noch „Zur quietschvergnügten Spickflunder“ hieß, da scholl ihnen Gesang, Lärm und Toben entgegen, und durch die sich öffnende Tür glaubte sie im dichten Tabaksqualm, inmitten einer ausgelassenen Schar angeheiterter Menschen, Walter Prehm zu erkennen; und sehr still ging sie heim und mußte lange an den armen Kerl denken, der ihr heute mit seinen Reden fast die Tränen in die Augen getrieben hatte.

XI.

Die großen Ferien waren gekommen, und im ganzen Orte war kein Plätzchen mehr unbesetzt. In allen Häusern wohnten Sommergäste mit ihren Kindern; selbst im Hotel war jede Dachkammer bezogen.

An den Badeanstalten war schon morgens früh

ein großer Ansturm, da die wenigen Zellen nicht genügten, und allerhand Mißhelligkeiten entstanden daraus, wer den Vortritt haben sollte.

Ringsum lagerten sie im Sande, oder standen vor den Zellentüren, mit ihrem Badezeug bewaffnet.

Ein paar Amerikanerinnen machten das einfacher. Sie zogen sich daheim aus, und nur mit dem Frottiermantel über dem Badeanzuge, in Sandalen, gingen sie von ihrem nahen Hause zum Strande hinunter und ebenso unbekümmert um neugierige Blicke wieder zurück. Aber das traute sich keiner nachzumachen.

Eines Tages war Hildes Schulfreundin, Käthe Siebald, erschienen, der sie von ihrem Aufenthalte so viel vorgeschwärmt hatte, und hatte sich oben im Hotel niedergelassen, aber in aller Frühe kam sie schon herunter und setzte sich mit Hilde vor dasselbe Motiv.

— Ich verstehe von Landschaft nicht viel, aber ich möchte dir abgucken, wie man die Sache anfaßt.

Hilde half ihr in der uneigennützigsten Weise.

— Brauchst keine Angst zu haben, daß ich dir Konkurrenz mache, ich bleibe schon bei meinen Männlein und Weiblein.

In den ersten Tagen hatte sie sich bereits mit allen Malern am Orte angefreundet, nicht eben zur Freude Hildes, die sehr zurückhaltend war.

Käthe Siebald aber strolchte mit ihnen allen herum, und war nach wenigen Tagen mit ihnen dick befreundet, kannte jedes Atelier in- und auswendig, und wo sie sich blicken ließ, waren die Männer hinter ihr her.

In ihrem weißen, fußfreien Strandkostüm, die

Mütze schief auf die dunklen Haare gestülpt, ein zierliches Stöckchen in der Hand, so stiefelte sie durch das Dorf und am Strande hin, wo sie den kurzen Rock unnötigerweise noch höher hinaufzog, um ihre überschlanke Figur zu zeigen.

Ein paarmal waren sie beide mit Steinfort zusammen in den fernen Wald gezogen. Ein Junge trug ihnen die Sachen, und ehe sie über die Kuhweide fort in den Forst eintraten, vermummten sie sich gegen die Mücken, die hier wie toll tanzten und stachen. Um Kopf und Nacken dichte Schleier, das Gesicht verhüllt, daß sie wie Haremsweiber aussahen, und die Hände in dicken Wildlederhandschuhen mit Stulpen, so trotzten sie stundenlang den Blutsaugern, die trotzdem Eingang fanden, so daß sie jedesmal zerstochen nach Hause kamen.

Aber es lohnte sich, in diesem Urwalde zu arbeiten, wo es Stellen gab, die nie ein Mensch betreten hatte, wo mit Ausnahme des einen Fahrwegs alle Seitenpfade und Schneisen von der Forstverwaltung verboten waren. Oft trafen sie hier einen Kollegen, der, seine Staffelei auf den Rücken geschnallt, täglich fleißig hinauszog. Mit seinem jugendlichen Gesichte und dem schon ganz weißen Haar und Barte fiel er sofort auf. Seine stets vornehme Haltung hatte ihm den Beinamen Exzellenz eingetragen; sonst nannte ihn alle Welt nur den schönen Bach. Aber der zog tiefer in den Wald hinein und ließ sich nicht in seine Bilder gucken. —

Das waren prächtige Stunden, und das netteste mit war das Frühstück. Denn sie verproviantierten sich tüchtig, weil sie erst am Nachmittage zurückkamen,

indem sie meist warteten, bis ein Wagen, der durch den Wald fuhr, sie wieder mit zurücknahm, damit ihr künstlerischer Gewinn ihnen auf dem langen Rückwege nicht verwischt wurde.

Ein einziges Mal kam Walter Prehm mit, aber da arbeitete er fast gar nicht, sah immer nur zu, wie sie fleißig waren, störte bei ihrer Arbeit, da er Käthe Siebald den Hof zu machen suchte, die ein Vergnügen darin zu finden schien, ihn zu beunruhigen; und da doch nichts dabei herauskam, er auch ungern so früh schon aufstand, ließen sie ihn in Ruh und quälten ihn nicht wieder.

Käthe interessierte sich für ihn, und nur daß sein Häuschen direkt neben Hildes lag, hielt sie davon ab, daß sie sich öfters dort einfand. Sie wollte doch Frau von Malzern keine Veranlassung geben, sich über ihr Betragen aufzuhalten.

Dafür saßen die Maler nun fast alle Abend vor dem Hotel. Fritz Steinfort, Jobst Horn, Franz Enderlein, der alle Tiere von Sandhoop malte, Paul Jolck und die andern alle. Der Weg hinauf war ihnen mit einem Male nicht mehr zu beschwerlich, das Bier nicht zu teuer, und sie saßen bis spät nachts in der Glashalle oder vor dem Hause, Käthe mitten unter ihnen neben noch ein paar Damen, die sich eine Art Stammtisch hier eingerichtet hatten.

Mit Hilde sprach sie nicht darüber, und die fragte auch nicht, gönnte ihr die freiere Auffassung vom Leben, und machte sich manchmal Vorwürfe, daß sie nicht den Mut hatte, aus sich herauszukommen.

Zuweilen fühlte sie eine gewisse Enge, selbst der Tante gegenüber. Sie stellte sich vor, wie das wohl

sein mochte, wenn sie ganz unabhängig sei, und nach niemandem zu fragen brauchte, ob sie nicht ihr Leben auch anders gestalten würde.

Was hatte sie denn von ihrem Leben: ihre Arbeit am Vormittage, und dann am Abend ihre Bücher und die netten Plauderstündchen mit der alten Frau. Jetzt die Freundin, die mit einem Schlage einen andern Zug in alles brachte, etwas vorwärts Drängendes, einen starken Pulsschlag von da draußen, der hineinklang in das bisher friedfertige Tagesprogramm ihres Aufenthaltes an der Küste.

Zuweilen wenn sie die großen Dampfer in der Ferne vorüberziehen sah, und ihnen durch das Fernrohr nachblickte, packte es sie, daß sie mit ihnen fahren wollte, hinaus in fremde Länder, wo niemand sie an ihr Alltagsleben erinnerte, wo alles andere Farben hatte.

Dann kam sie sich wie verlassen vor, als sitze sie gestrandet auf einer einsamen Insel, und die große Fahrstraße des Weltverkehrs ginge an ihr vorüber, und sie wurde nie mitgenommen, sondern mußte verschmachten auf dem öden Fleckchen, von dem es kein Entrinnen gab.

Sie glaubte, sie könne diese melancholischen Anwandlungen von der Mutter geerbt haben, und hatte dann Furcht vor sich selbst. Es stieg wie ein leises Angstgefühl in ihr auf.

Aber wenn sie dann die ruhige Stimme von Tante Ernestine hörte, wenn sie bei ihr saß, ohne doch den Mut zu haben, sich ihr anzuvertrauen, dann war alles wieder gut, und sie mußte über sich und ihre Einsamkeitsgedanken lächeln.

In diese Stimmung kam gegen Ende des Sommers ein Brief von Max Lamberg, in dem er schrieb, er habe schon so viel von Sandhoop gehört, und ein Bekannter von ihm, Jobst Horn, der auch ein Bauernhaus dort hatte, habe ihn eingeladen, bei ihm zu wohnen, daß er große Lust verspüre, den Ausflug einmal zu wagen, allerdings ohne irgend jemandes Gastfreundschaft in Anspruch nehmen zu wollen. Er bat um die Adresse des besten Hotels und fragte an, ob er darauf rechnen könnte, Hilde noch anzutreffen.

Als sie den Brief zeigte, war die Tante herzlich erfreut:

— Schreib ihm sofort, und wir würden uns sehr freuen, und einen ganz speziellen Gruß von mir. Das ist doch wirklich ein netter Mensch.

— Aber, Tante, du wirst ja ordentlich eifrig!

— Ja, der junge Mann hat so viel Tatkraft und sicheren Blick gezeigt in Dingen, von denen ich doch auch was verstehe und die ich beurteilen kann, daß ich mich freue, ihn einmal wiederzusehen.

— Aufopfernd ist er gewesen, das ist wahr.

— Und deshalb kannst du ihm auch einen Brief schreiben der netter ist, als eine gewöhnliche Höflichkeitsphrase: daß wir ... und so weiter.

— Schön, Tante, wenn ich dir einen Gefallen damit erweise.

— Dir selber auch. Denn ich verspreche dir, dann werde ich auch ein bißchen mehr aus meinem Bau herauskommen.

— Das würde mich nun wieder freuen.

Aber auch Hilde freute sich auf den Besuch Lambergs, der umgehend den Tag bezeichnete, an dem



er eintreffen werde, mit der Bitte, Herrn Horn nichts zu verraten, da er sich nicht binden wollte.

Frau von Malzern war dafür, daß sie zum Hafen hinuntergingen, aber dazu wollte Hilde sich nicht verstehen; das sah doch zu entgegenkommend aus, und dann war es immer etwas unangenehmes, wenn man jemand, der voller Reisestaub war, in Empfang nahm, um ihn entweder sofort wieder freizugeben, damit er mit dem Wagen fortkam, oder ihn zu zwingen den langen, staubigen Weg vom Hafen zum Hotel zu Fuß zurückzulegen.

Aber im Garten standen sie, als die Wagen zurückkamen, und als Tante Ernestine winkte, erkannte Max sie, und ohne halten zu lassen, sprang er herab, um sie zu begrüßen.

Auf den Zuruf der andern Passagiere hielt der Kutscher. Max wollte ihm winken, weiterzufahren, aber Hilde bat ihn, sich jetzt nicht aufhalten zu lassen. Vielleicht kam er nachher wieder herunter, wenn er sich nach seinem Unterkommen umgesehen hatte.

So drückte er ihnen denn noch rasch die Hand, versprach, so bald als möglich zu erscheinen, und eilte dem haltenden Wagen zu, von dem aus er den beiden Damen lebhaft zuwinkte.

Hilde war ärgerlich auf sich, weil diese Begegnung sie doch ein wenig aufgeregt hatte. Sie war nicht ganz Herrin ihrer selbst gewesen, weil diese Begrüßung etwas so Unerwartetes war, so wenig vorhergesehen. Alles Plötzliche erschreckte sie und war ihr nicht angenehm.

Sie war gewiß rot geworden, und darüber ärgerte sie sich nun, daß sie ganz wütend auf sich war, und

auch auf Tante Ernestine, die sie veranlaßt hatte, mit herauszukommen und sich vor dem Hause aufzustellen.

Als Max Lamberg sich daher einfand, wurde sie wieder ein wenig verlegen, und es war nur gut, daß die Tante die Unterhaltung führte und der Besuch selbst viel von seiner Reise nach Norwegen zu erzählen hatte, so daß sie über ihre Befangenheit ganz gut hinwegkam.

Dann wurde es sehr nett, und es tat ihr leid, als er schon vor dem Abendessen ging, weil er sich bei Jobst Horn sehen lassen mußte, der ihm sonst gewiß die Freundschaft kündigen würde, wenn er sich nicht bald blicken ließ, nachdem er schon nicht bei ihm eingekehrt war.

Am andern Morgen saß sie in einem Gehöfte von Seehagen, in dem Hause, das von der Landstraße wie ein altes Hünengrab aussah, da ein Erdwall davor lag, mit den Jahrhunderte alten, knorrigen Weißdornbäumen. Ein alter Ziehbrunnen war dort, und die Scheunen zeigten so seltsam geformte Dächer, daß dieser Hof in der Buntheit der Hauswände und dem pompejanischen Rot zum Blaßgrün der kleinen Gebäude, ein beliebter Vorwurf war. Sie war ganz in ihre Arbeit vertieft, als über der aus Findlingen errichteten Mauer die Köpfe von Lamberg und Horn auftauchten.

— Haben wir Sie doch entdeckt! Horn meinte, hier in der Gegend müßten Sie sein.

Sie stellte sich vor die Staffelei.

— Nein, nein, Sie dürfen nicht näherkommen, jetzt noch nicht.

— Aber weshalb denn nicht?

— Nein, erst sollen Sie meine anderen Sachen sehen, nicht diese angefangene Geschichte.

— Wenn Sie durchaus wollen.

— Ja, das will ich. Und dann müssen Sie auch zuerst eine Ahnung von der Gegend haben, ehe Sie ein Wort sagen dürfen.

— Gut, zeigen Sie sie mir.

— Schön, nur einen Augenblick.

Sie packte ihre Sachen zusammen und stellte sie in dem Hause ein, deren Bewohner sie schon gut kannte, band ihre große Malschürze ab und trat zu ihnen, die sich inzwischen den Hof, wo sich kleine Ferkel herumtrieben und ein paar junge Katzen sich balgten, von allen Gesichtspunkten aus betrachteten.

— Hier komm' ich auch einmal her, das gibt eine famose Kohlenzeichnung, sagte Max Lamberg. Ja, ja, sehen Sie mich nur an, mein Fräulein, ich habe Ihnen auch was aus Norwegen mitgebracht, ein paar Fjordbilder, wie sie nur ein eingesessener Norweger je bei uns ausstellt, so bunt, daß Sie ihre Freude dran haben werden. Und hier werde ich den Frevel fortsetzen, denn ich habe mich mit einem Male wieder entdeckt.

— Wirklich?

— Ja! — Möchten Sie mich nicht als Schüler annehmen. Edler Meister, Sie müssen verzeihen, daß ich Sie nicht damit belästige. Sie sind doch mehr was für Damen.

— Aber erlauben Sie mal.

— Na ja, die beiden Jünglinge, die Sie mir da vorhin gezeigt haben, rechne ich nicht mit. Als gereifter Mann kann ich mich unmöglich unter Ihre

Pensionäre mischen. Da suche ich mir lieber eine Lehrerin.

— Lernen können Sie da allerdings mehr als bei uns. Na, Sie werden ja sehen, wie Fräulein Vangerow sich entwickelt hat. Entschuldigen Sie, ich muß meine Rundreise fortsetzen.

Hilde blieb mit Lamberg allein, der fast vor einem jeden dieser altertümlichen, gleichmäßig rotgestrichenen und mit Stroh bedachten Häusern stehen blieb. Sie bogen jetzt zwischen zwei Häusern durch auf die Wiese. Hier war der Weg so eng, daß sie hintereinander gehen mußten.

Ein alter Fischer, der ein wenig hinkte, begegnete ihnen und grüßte.

— Das ist der Bruder unserer Wirtschafterin, der alte Reimers, sagte Hilde.

Üppig hoch stand hier das Gras auf dem feuchten Grunde; gelbe, blaue, rote und violette Blumen mischten sich mit Millionen von bunten Punkten und Tupfen in das helle Grün.

Der Bodden in seiner ganzen Länge breitete sich vor ihnen aus. Deutlich hoben sich auf dem gegenüberliegenden Ufer die Bäume einer Chaussee so winzig wie aus einer Spielzeugschachtel nebeneinandergestellt gegen den klaren Himmel ab.

Ein paar Segelboote schossen über die leicht gekräuselte Fläche, und sie blieben stehen, um einer Schar von Möwen zuzusehen, die auf einer Rohrinsel sich herumzankten und ihr häßliches Geschrei ertönen ließen.

Breite und schmale Kanäle durchzogen hier das Wiesengelände, auf denen mit flachbodigen schwarzen

Kähnen die Waren vom Bodden und Hafen bis an die Häuser gebracht wurden. Das Wasser darin war heute klar, aber bis an die Oberfläche erfüllt von phantastischen Wasserpflanzen, zwischen denen große Fische hinflitzten, deren heller Bauch manchmal silbern aufleuchtete in der bräunlichen Tiefe. Sie schritten an einem dieser Kanäle hin, mußten vom Wege ab in die Wiese, und er gab ihr die Hand, damit sie über sumpfige Stellen fortkam; denn das Wasser, das vom Winde gegen das Land getrieben war, stand heute höher als sonst. Blaue Libellen zitterten über den Wasserläufen, die hier schnurgerade gezogen waren, und Schmetterlinge in allen Arten und Farben taumelten darüber hin, tanzten über dem hochragenden Röhricht, das die Grenze des Boddens umsäumte. Hier und da lag eine Kuh ausgestreckt, und einmal klang das langgezogene Muhen einer vereinsamten durch die mittägliche Stille, daß es sie fast erschreckte in seinen ungewohnten Tönen.

Jetzt mußten sie den Deich hinauf, der sich zum Schutze der Gemüsegärten an der Hinterseite der dicht beieinanderstehenden Häuser hinzog.

Heute sah das Bild hier ganz anders aus als an dem Tage, da sie hier angekommen war. Wenige Schritte noch und sie kamen an den Hafendamm, wo ein Kohlenschiff lag, aus dem Preßkohlen ans Land getragen wurden.

Weiterhin das Fährschiff, ein altes weitbauchiges Segelboot, mit dem alle einfachen Frachten alltäglich von Reibwitz herüberkamen, und mit dem die Fischer und Bauern fuhren, denen der Dampfer zu teuer

und auch wohl zu neumodisch war, und die bei ihren Sachen bleiben wollten.

Der junge Klaus Reimers stand daneben, die Pfeife im Munde, und wartete, daß sein Matrose einem Jungen ein paar Kasten Bier auf den kleinen Handwagen lud.

Zwei Jungens saßen mit baumelnden Füßen und angelten, und auf der andern Seite des Hafens, wo der alte, jetzt eingesunkene Steindamm sich zog, lag ein Segelboot halb schiefgelegt, und der alte Reimers war dabei, es zu teeren, daß der scharfe Geruch die Luft erfüllte. Ein paar andere Segelboote lagen im Wasser versenkt, daß das Oberdeck unter dem Wasserspiegel lag, als seien es untergegangene Wracks.

Auf einer Bank, unter zwei uralten knorrigen Weiden, ließen sie sich nieder, und träumten vor sich hin. Ein paar Ziegen weideten an der Böschung des Dammes, und aus einem Stalle hinter ihnen hörten sie ein Schwein grunzen und schmatzen.

Sie hatten sich nichts zu sagen, sondern träumten in die warme Mittagsruhe hinein, bis sie den Dampfer sahen, der um zwölf hier ankam. Dann tauchte er auf, und wenige Minuten später legte er an. Nur drei Eingesessene stiegen aus.

Dann erhoben auch sie sich, und gingen denselben Weg durch die feuchten Wiesen zurück, in einem Gefühle wunschloser Behaglichkeit, sprachen nur über das nächstliegendste, über den Ort und seine Umgebung; und vor dem Hause trennte er sich von ihr, und sie blieb einen Augenblick stehen und sah ihm nach, um rasch ins Haus zu schlüpfen, als er sich noch einmal umdrehte.

XII.

Der Wagen stand vor der Tür, der sie hinausbringen sollte nach dem Forsthause.

Die Sonne brannte, und Hilde hatte ein ganz leichtes Kleid angelegt, das für einen gewöhnlichen Spaziergang zu schade gewesen wäre. Sie hatte sich gleich einverstanden erklärt, als Max gemeint hatte, ob es nicht besser sei zu fahren, da Frau von Malzern den weiten Weg bei der prallen Sonne gewiß nicht machen konnte.

— Aber, Kind, Kind, das gute Kleid.

— Tante, es ist nicht mehr viel damit los. Ich habe es im vorigen Winter auf einem sogenannten Fest an der Riviera angehabt, und da haben sie es mir schön zugerichtet. Durch den Wald wollen wir ja doch nicht streifen; also kann ich es ruhig riskieren. Ich muß aus den ewigen Malblusen einmal heraus.

— Du siehst am nettesten drin aus.

— Mag sein, aber die kurzen Röcke sieht man sich auch mal über. Ich möchte mal wieder Dame sein.

— Und alles das für Herrn Lamberg?

— Ein wenig, Tante. Wenn er mich nett findet, dann kann er nicht so arg auf meine Bilder schimpfen, und dann werden auch noch einige andere Herren da sein, und auch ein paar Badedamen, und da will man nicht als ewiges Aschenputtel herumlaufen.

— Mein Kindchen soll sich auch fein machen. Sag mal, Kind, hat der Herr eigentlich was?

— Wer? Der Herr mit dem unterschlagenen M, wie Susi ihn immer nennt? Ich glaube kaum. Ach, Tante, was du dir denkst, ist nicht.

— Aber, Hilde, man muß immer denken.

— Nein, Tantchen, man muß nie. Das ist viel gescheiter. Sieh mal, vorläufig bin ich in jeder Beziehung noch ein ganz unfertiges Wesen, sowohl als Mensch wie vor allem als Künstler.

— Das glaubst du ja selber nicht.

— Gewiß, ich mache mir nichts vor. Heiraten bleibt einem immer noch; vorläufig wenigstens hat das noch gut sechs bis acht Jahre Zeit. Bis dahin werde ich gewiß noch nicht ganz eingetrocknet sein.

— Das ist ja richtig. — Also ganz ausgeschlossen?

— Absolument, madame! Du brauchst also nicht Anstandsdame zu spielen. Und ich glaube, der junge Mann denkt auch gar nicht daran, sich bei mir einen Korb zu holen. Ich hoffe stark, er sieht in mir mehr die gute Malerin als die Frau. Nur dürfen wir die Frau nicht ganz aus dem Spiele lassen, und darum eben heute diese duftige Robe.

— Ein bißchen die Cour machen tut er aber doch.

— Das ist nicht verboten, Tantchen. Im Gegenteile ebenso erlaubt wie uns selber angenehm und erfreulich. Ich glaube, ich höre den Wilden schon an der Mauer.

— Du bist ja heute so ausgelassen!

— Darf ich nicht, Herzenstante?

— Doch, Kind, ich freue mich ja. Wenn du mit so ernstem Gesichte an deinen Malereien stehst, dann kommst du mir manchmal ganz fremd vor. Ich habe die alte Hilde lieber, die auch mal übermütig sein kann. Gott erhalte dir diese Gabe, liebes Kind. Wenn die alten Knochen nicht manchmal versagten,

dann solltest du mich mal sehen. Aber nun komm, wir wollen den Herrn nicht warten lassen.

— Haben wir alles? — Die Mäntel sind ja schon unten.

— Ja, die nehmen wir mit. Bei der Hitze kann man nicht wissen. Ein Gewitter ist bald heraufgezogen.

Drunten fanden sie Max Lamberg neben den Pferden stehen, denen er den Hals klopfte.

— Ah! sagte er, bewunderungswürdig pünktlich, und dieses entzückende Kleid mir zu Ehren.

— Ein wenig, aber mehr für den schönen Sonnentag.

Die Sonnenschirme wurden aufgespannt, und die Pferde zogen an, flott auf der Chaussee, dann langsam in den ausgefahrenen Gleisen der Kuhweide, wo die Räder den feinen Dünensand mahlten und der Wagen bedenklich bald nach rechts, bald nach links schwankte, so daß sie sich an der Lehne des Jagdwagens halten mußten.

Max saß vor ihnen neben dem Kutscher, aber er kehrte sich beständig zu ihnen um und plauderte.

Auf alles, was sich ihnen im Laufe der Fahrt bot, lenkte er ihre Aufmerksamkeit; das Hotel mit seinem roten Ziegelbau lag hinter ihnen; an dem kleinen Wäldchen vorbei, fuhren sie nun über die Weide, hart an der Kuhherde hin.

Der Hirt war nicht zu sehen. Nur der Hund saß an einem Haselbusch und sah zu ihnen herüber. Wahrscheinlich hatte der Hirt sich in den Schatten eines Strauches gelegt.

Zu beiden Seiten sahen sie jetzt Wasser, links

das Meer mit seinem unruhigen Wellenschlage, rechts die Buchten des stillen Boddenwassers, wo im Schilf und Röhricht lange Streifen weißen Schaumes hingen.

Dann kamen sie in den Wald, anfangs nur niederes Gestrüpp und verkrüppelte Bäumchen, die alle vom Sturm nach der Landseite hinübergebogen waren, mit ganz zerfetzten Blättern, dann durch mannshohe Farne in den eigentlichen Wald mit seinen riesigen Föhrenstämmen. Dazwischen uralte knorrige Eichen, und an den sumpfigen Stellen Erlen und Weidenbüsche.

Mitten im Walde sollten uralte Eibenbäume stehen, aber sie hatten sie noch nicht entdecken können.

Manchmal öffneten sich klare Waldwiesen, wo die Sonne über dem feuchten Grase zitterte, das hoch und üppig aufgeschossen stand.

Eifrig sahen sie sich um, ob sie nicht Wild erblickten, das hier nur ganz verkrüppeltes Gehörn aufsetzen sollte, seltsam geformt. Aber der Wald schien wie ausgestorben, kein Vogel war zu sehen oder zu hören. Nur einmal von einer Lichtung aus sahen sie, wie eine Weihe langsam abstrich und dann hinter den Bäumen verschwand.

Es war wie in einem Märchenwalde, so phantastische Äste hatten die Bäume. Wenn sie nur nicht im beständigen Kampfe mit den Mücken gelegen hätten. Die waren heute unerträglich. Die Pferde nickten mit den Köpfen und schlugen sich die Weichen mit den Schwänzen, und sie selbst wehten beständig mit den Taschentüchern vor den Gesichtern herum, und fuhren nach dem Nacken, um die Blutgierigen zu verscheuchen, die so lautlos und unbemerkt sich festsogen.

Nur der Kutscher saß unbekümmert. Der fühlte nichts, der schien gefeit zu sein, während sie sich nicht retten konnten und ganz nervös wurden.

Der Wagen bog jetzt seitlich in eine Schneise, und auf dem weichen Moosweges unter den alten Föhren hatten sie ein wenig mehr Ruhe.

Vor ihnen tauchte ein Holzgitter gleichsam als Abschluß des Weges auf, dahinter eine Art Holzschuppen, und in der Ferne auf einer Koppel weideten ein paar Kühe und ein Pferd. Ein Teckel kam mit Gekläff ihnen entgegengesprungen, und das Forsthaus lag vor ihnen.

Scharf schnitt der Waldrand ab. Dann kamen Felder und Moor, und über jungen Tannenschonungen sah man in der Ferne ein paar Buchten des Boddens, dessen Wasserspiegel in der Sonne wie Silber glänzte.

Auf das Gekläff des Hundes trat eine junge Frau aus der Tür, von der ein paar Stufen in den Obst und Gemüsegarten führten. Unter zwei dunklen breitschattenden Nußbäumen stand ein Tisch mit einer Bank und ein paar grüngestrichenen Stühlen, um die ein paar junge Katzen sich jagten.

Die Förstersfrau kam langsam bis an die Gartentür, noch ungewiß, welcher Art der Wagen und seine Insassen wohl sein mochten, als sie in Hilde das junge Mädchen erkannte, das schon ein paarmal dagewesen war, und mit der sie sich so gut unterhalten hatte.

Rasch trat sie aus der Pforte auf den Weg hinaus, um ihr beim absteigen behilflich zu sein; aber schon war Hilde herabgesprungen und streckte ihr die Hand entgegen. Dann halfen sie der Tante herab, noch ehe Max Lamberg herbeikommen konnte.

Dem Kutscher wurde der Stall gezeigt, und ein Mädchen öffnete das Gatter, damit der Wagen auf den Hof fahren konnte, wo die Pferde so lange in den Stall kamen.

Während Frau von Malzern mit Max Lamberg sich auf der Bank vorm Hause niederließen, und die beiden Kätzchen mit ihren seltsamen Sprüngen ihnen die Zeit vertrieben, verschwand Hilde mit der jungen Frau im Hause, von wo bald das Geräusch einer Kaffeemühle ertönte und Tellergeklapper.

Das Mädchen kam, um den Tisch unter den Nußbäumen zu decken, und auch ein Dackel stellte sich ein und sah ungehalten den Kätzchen zu, die an einem Obstbaume ihre Kletterversuche machten.

Bald erschien auch Hilde wieder, und hinter ihr die Förstersfrau mit dem Mädchen, die den Kaffee trugen, einen Topf Honig und schwarzes Landbrot und Butter.

Ein leises weinen, wie von einem Kätzchen, ließ sich hören. Die Försterin, die abseits auf den Stufen der Steintreppe gesessen hatte, stand schnell auf und eilte auf einen Wagen zu, der im Schatten des andern Nußbaumes stand.

— Bist du aufgewacht, mein Liebling?

Hilde trat auch herzu, um das Kind zu bewundern, das sie nun ganz still mit den großen blauen Augen anstarrte.

— Ja, das Kindchen hat Besuch gekriegt. Die feine junge Dame, die du doch kennst, die gute Tante.

Hilde lächelte dem Kinde zu, das sein Gesichtchen verzog. Die Förstersfrau aber sagte:

— Wenn ich den Jungen nicht hätte, dann hielte ich es hier in der Einöde nicht aus. So aber weiß man gar nicht, wie die Zeit hinfliegt, so viel gibt es da zu tun.

Frau von Malzern kam nun auch heran, um das kleine Menschlein zu bewundern, das die Mutter Hilde auf den Arm gegeben hatte, die nicht recht wußte, wie sie das Dingchen halten sollte, ohne ihm weh zu tun.

— Steht Ihnen aber ausgezeichnet, gnädiges Fräulein, warf Max Lamberg ein, ganz vorzüglich. Nein, in allem Ernst.

— Das Fräulein wird auch gewiß einmal eine gute Mutter werden, sagte die Försterin.

Hilde errötete, denn sie hatte den fragenden Blick gesehen, mit dem sie dabei den jungen Mann bedacht hatte, der nun wiederholte:

— Ausgesprochenes Talent ist vorhanden.

— Vorläufig wollen wir das noch auf die Malerei verwenden, erwiderte Hilde mit leichtem Erröten, indem sie das Baby, das unruhig wurde, der Mutter zurückgab.

Sie gingen den schmalen Weg zwischen den Gemüsebeeten entlang bis zu den Himbeersträuchern, neben denen unter einem Schutzdache drei Etagen mit Bienenkörben sich befanden. Die Bienen summten, flogen hinaus auf die Heide und drängten sich an den winzigen Eingangspforten, um in den Körben zu verschwinden.

Als sie sich umwandte, sah sie die Försterfrau noch bei der Tante stehen, wie sie offenbar von ihnen sprachen, wobei Tante Ernestine sehr energisch den Kopf schüttelte.

O nein, sie fühlte nicht das geringste Verlangen, solch einen Kinderwagen mit seinem gewiß schätzenswerten Inhalte ihr eigen zu nennen. Vor allem gehörte doch ein Mann als Vorbedingung dazu. Und da konnte sie sich noch einen andern aussuchen als gerade den, der neben ihr stand und dem Ausschwärmen der Bienen zusah.

Sie sah ihn sich noch einmal darauf hin an. Die Leute behaupteten alle, er sei ein hübscher Mann. In Uniform mußte er ganz stattlich ausgesehen haben. Er hielt sich vorzüglich, kleidete sich elegant, nach der letzten Mode, und es war eigentlich nichts gegen ihn einzuwenden.

Er mochte den meisten Mädchen entschieden gefallen — deshalb brauchte er ihr noch nicht zu behagen.

Allein er war doch um ihretwillen hauptsächlich nach Sandhoop gekommen.

Ach, was sie sich da einredete. Er dachte gewiß gar nicht daran, ihr nachzulaufen. Und doch schmeichelte der Gedanke ihrer Eitelkeit, daß ein Mann um ihretwillen sich derart anstrengen sollte. Und ein klein wenig Herzklopfen war dabei, wenn sie sich vorstellte, er könne an einem dieser Tage an sie die Frage richten, auf die sie ihm nur mit einem mehr oder weniger verzuckerten: Bedaure sehr! antworten konnte.

Hoffentlich ersparte er ihr diesen keineswegs angenehmen Augenblick, denn kränken wollte sie ihn nicht. Vorläufig brauchte sie ihn noch. Es handelte sich also darum, daß sie ihn stets in der richtigen Entfernung hielt und auf der Hut war, damit andere als freundschaftliche Gedanken nicht auftauchten.

— Sehen Sie nur die wunderbare Heide, dieser feine rote Ton, der über dem Ganzen liegt, mit den braunen Farbenflecken der Kühe.

Sie blickte schon eine ganze Weile hin; deshalb sagte sie:

— Ja, ich sehe es mir nun schon zum dritten Male an. Nur die Hecke hier stört mich so. Ich getraue mich nicht hineinzugehen wegen der Tiere.

— Auch nicht mit mir?

— Das wäre schon etwas anderes.

— Wollen Sie also mitkommen?

— Gewiß!

— Aber ich sehe keinen Eingang.

— Der ist von den Kuhställen aus. Erst müssen wir über den Hof. Sehen Sie dort!

Sie zeigte auf eine kleine Tür, die neben dem Bienenstande auf den Hof führte, wo ein paar Schweine sich an der großen Pfütze wälzten.

Bei ihrem Eintreten hielten sie einen Augenblick an; dann rannten sie wie besessen davon, mit quieken und grunzen.

— Langsam, langsam, meine Herrschaften! rief Max Lamberg belustigt.

Und lachend traten sie nun auf die Heide hinaus. In dicken Büscheln stand das Heidekraut. Die schwarze Moorerde trat zutage, und dazwischen waren wieder kleine Grasflecke, bis sie an einen Graben kamen, den sie auf einem schmalen Brette überschreiten mußten, wobei Max ihr hilfreich die Hand bot. Hier war ein besserer Weideplatz, kleine Gebüsche standen hie und da, und saftige Gräser, die aber gleichmäßig abgeweidet waren.

Das Pferd, das bisher bewegungslos hinter den liegenden Kühen gestanden hatte, hob jetzt den Kopf und kam wiehernd angetrabt, dann machte es ein paar Galoppsprünge und kam nun direkt auf sie zu.

Unwillkürlich griff Hilde nach dem Arm ihres Begleiters, um Schutz zu suchen vor dem anstürmenden Tiere.

— Es tut Ihnen ja nichts, sagte er begütigend. Passen Sie mal auf, wie es sich nicht herantraut.

Ein paar Schritte vor ihnen entfernt blieb es stehen und hob schnobernd den Kopf, indem es die Ohren weit nach hinten legte und dann ganz rasch wieder nach vorn warf.

Es hatte offenbar erkannt, daß es Fremde waren, die sich da hereingewagt hatten, und nun stand es da, jede Muskel gespannt, bereit, im Augenblicke die Flucht zu ergreifen.

Als sie jetzt auf das Tier zugingen, trat es zurück, langsam weichend, während es den Schweif hob und mit den Hinterfüßen den Boden stampfte.

— Komm hier, komm hier! rief Lamberg.

Aber es hielt nicht stand, während es nach der ausgestreckten Hand die Nüstern blähte, als wolle es erraten, ob man ihm etwa Zucker brachte.

— Wollen Sie mich einmal einen Augenblick loslassen, bat er, und hier meinen Stock und die Mütze nehmen; Sie können ganz ohne Sorge sein.

Sie nahm ihm die Sachen ab; dann ging er, leise schnalzend, auf das Pferd zu, das noch einmal zurückwich und dann endlich stehen blieb und sich streicheln ließ. Es schnupperte an ihm herum, und



nun schien es plötzlich ganz beruhigt, und die Spannung in den Gliedern ließ nach.

— Sehen Sie! rief er Hilde zu, die mit seinen Sachen in der Hand dem zugesehen hat. Nun hat es in mir den alten Stallgeruch gewittert. Das weiß so ein Tier ganz genau. Nun können Sie ruhig näherkommen. Stillstehen! Ganz hübsch stillstehen. Die Dame tut dir nichts. Wer wird sich denn vor einem hellen Kleide und einem Blumenhut so fürchten. So! — braves Tier! — So! ... Sehen Sie. Ja, Sie können es ruhig anfassen.

Das Pferd hielt jetzt ganz still.

— Was es für hübsche große Augen hat, und wie fein doch solch ein Kopf ohne Zaumzeug ist, sagte Hilde.

— Freilich! — Und der Kopf ist sogar wirklich hübsch. Das ist aber auch das einzige. Denn sonst, mein Tierchen, bist du nur gerade gut für dieses einsame Forsthaus, und kannst dich nicht sehen lassen. So! Darf ich nun um meine Requisiten bitten? Schönen Dank! Und du, lauf wieder hin!

Aber dazu schien das Pferd, trotzdem er ihm einen derben Klaps gab, keine Lust zu haben, sondern trabte noch eine ganze Weile neben ihnen her, und als sie nach dem Walde zu das Gatter wieder verließen, stand es dort und sah ihnen nach, und schickte ihnen ein lustiges Gewieher nach, ehe es sich entschloß, wieder nach seinem alten Weideplatze am Graben zurückzukehren.

Er muß doch ein guter Mensch sein, dachte Hilde, die Tiere haben gleich Zutrauen zu ihm. Sie mußte an Flock denken, der in der ersten Viertelstunde

Freundschaft mit ihm geschlossen hatte, und ihm seitdem nicht von den Fersen wich, und der Hund war sonst ein mißtrauisches Tier, das sich nicht zu nahekommen ließ.

Sie gingen jetzt einen schmalen Waldweg, der von hellen Birken eingesäumt war.

Plötzlich faßte Max Lamberg nach ihrem Arm. Erstaunt sah sie ihn an, aber dann zeigte er zum Himmel empor, und da blieb sie stehen und sah über sich einen ganzen Zug Reiher dahinziehen. Mit ihrem häßlichen Geschrei störten sie die abendliche Stille. Irgend etwas mußte sie plötzlich erschreckt haben — denn lautlos waren sie herangekommen.

Man glaubte das Schlagen und Rauschen der mächtigen Schwingen zu hören, wie sie dem Bodden zustrebten, um jenseits zu ihren Horsten zu ziehen.

Lange sahen sie ihnen nach, dann nahmen sie ihren Weg wieder auf; aber wie unabsichtlich hatte Max seine Hand auf ihrem Arme gelassen, und sie ließ es geschehen, denn sie wollte nicht kleinlich erscheinen, und sich ihm entziehen.

Was war auch dabei. Im Ballsaale war es ja ganz selbstverständlich, daß sie ihren Arm in den eines ihr eben noch fremdesten Mannes legte.

Nur daß er sie jetzt untergefaßt hatte; aber er leitete sie ganz sacht den besten Pfad, und es war ein kaum merklicher Druck, und doch lag ein gewisser Zwang darin, gegen den sie sich innerlich aufbäumte, mit dem festen Entschlusse, es sich nicht merken zu lassen.

So mußte sie denn neben ihm gehen und tun, was er wollte. Keiner sprach ein Wort, bis sie endlich

das leise Würgen im Halse bekämpfte, und mit möglichster Festigkeit sagte, in der Angst, daß ihre Stimme doch ein wenig zittern könne:

— Nun ist es aber weit genug. Nun wollen wir lieber umkehren, sonst langweilt sich Tante Ernestine zu sehr.

Damit kehrten sie um. Von selbst ließ er sie los, und ebenso selbstverständlich gingen sie nun nebeneinander den Weg wieder zurück, den sie gekommen waren, und sprachen von alltäglichen Dingen. —

Frau von Malzern hatte sich inzwischen mit der jungen Förstersfrau ausgezeichnet unterhalten. Die hatte ihr das ganze Haus, Küche und Keller gezeigt; keine von beiden hatte mehr an das Paar gedacht, das jetzt vergnügt heimkam.

Der Wagen ward angespannt; sie hatten noch einige Töpfe mit Honig und Gelee erstanden, die sorgsam im Wagen verstaut werden mußten, dann traten sie mit vielen Winken und Grüßen die Heimfahrt an. —

Aber nun waren sie still, und ein Gespräch fing erst an, als sie aus dem schon dunklen Walde wieder auf die Weide kamen und über die Dünen fuhren, wo hier ein paar schwarze Hütten standen, darin die Fischer ihre Geräte aufbewahrten, und ein paar Boote lagen dabei, die auf das Land gezogen waren.

Vom Meere wehte es abendkühl. Vor sich sahen sie die Fahne auf dem Hotel flattern, die jetzt sank und eingeholt wurde. Am Strande waren vereinzelt schwarze Punkte, die sich bewegten, Badegäste, die ihre Abendpromenade machten. Allmählich wuchsen sie, und man konnte die Einzelnen erkennen.

Schon von weitem erkannten sie den Grenzwächter, der, sein Gewehr am Riemen hängend, täglich ein paarmal bis zum Dvarser Walde spazieren ging, ohne je etwas zu tun zu haben. Es gab hier kaum etwas zu schmuggeln.

Das rütteln und schütteln des Wagens machte müde, und als sie endlich vor der Villa hielten, bat die Tante:

— Wollen Sie nicht noch mit hereinkommen und ein Butterbrot essen? —

Aber er lehnte dankend ab. Die Damen seien gewiß müde, und würden es sich gern bequem machen wollen.

Damit küßte er ihnen beiden die Hand, und sie traten in das Haus.

Er wußte doch immer, was sich schickte, und nahm die Einladung als das, was sie war, eine gesellschaftliche Höflichkeit, der man besser nicht entsprach.

Darüber ließ sich Tante Ernestine am Teetische mit Behagen aus, daß es doch ein sehr netter Mensch sei, ein wenig anders als der banale Durchschnitt, ganz frei in allem was er sagte und tat, aber doch voller Rücksicht und feinem Verständnis.

— Ich weiß nicht, Kind, ich würde den Herrn doch einmal in einer andern Hinsicht auch prüfen.

— Aber, Tante, willst du mich denn durchaus los sein?

— Nein, mein Kind, aber sieh mal, wenn ich nicht mehr bin, dann hast du so niemanden, keinen Menschen, der dir beisteht.

— Ich habe meine Kunst.

— Ob das genug sein wird? Sieh mal, du bist

doch keines von den emanzipierten Geschöpfen, die ich nicht ausstehen kann, die der liebe Gott so nebenher aus Abfällen gemacht haben muß, weil sie weder Mann noch Frau geworden sind. Du bist doch, wenn du von deiner Staffelei fort bist, ein junges Mädchen, ganz so, wie wir das früher auch waren — daß ich manchmal gar nicht fassen kann, wie du die Bilder gemalt hast, von denen die Leute solch ein Wesen machen. Du hast doch ein Herz, und das will auch sein Teil haben.

— Aber dazu muß es sich erst melden, und das hat es noch nicht getan. Also warten wir ruhig, bis das Herz spricht, wie es in den Geschichten immer so schön heißt. Eines Tages wird der Märchenprinz wohl kommen, der mich dann auf sein schneeweißes Roß hebt und in sein goldenes Königsschloß führt.

— Ach, mit dir ist ja nicht zu reden.

— Siehst du, Tantchen! Also laß mich.

— Ich lasse dich schon, aber man soll auch nicht zu wählerisch sein. Wenn sich eine gute Gelegenheit bietet, fest zugreifen.

— Das können wir ja gar nicht, Tante, sagte Hilde lachend, wir werden ja ergriffen.

— Na ja, so meine ich das ja nicht. Na, nun bin ich müde und gehe schlafen. Gute Nacht, Kind, und träume von deinem Märchenprinzen.

— Ich will's versuchen. Aber, Träume — Schäume! Gute Nacht! —

Auf ihrem Zimmer, als sie noch einen Blick hinauswarf in die dunkle Nacht, fühlte sie plötzlich wieder den Griff seiner Hand auf ihrem Arm; sie streifte das Hemd zurück und betrachtete den linken

Arm, aber er hatte ihn ja kaum berührt. Ihr nur war es so vorgekommen, als ob seine Hand so schwer darauf gelegen hätte.

Sie schüttelte den Kopf, zog sich rasch aus, löschte das Licht und starrte in das Dunkel, und suchte sich vorzustellen, was für ein Mann ihr wohl gefallen könnte.

Aber sie fand nichts, es verschwamm alles, und so schlief sie ein.

XIII.

Max Lamberg stand mitten in dem großen Atelier, ringsum waren Hildes Studien und Bilder aufgebaut; auf Stühlen und Tischen lagen die bemalten Pappen.

Er schüttelte nur immer den Kopf. Nein, wie konnte eine Frau nur so darauf los arbeiten. Das war ja unheimlich und das unheimlichste daran, wie gut die Sachen in ihrer oft hastigen Flüchtigkeit waren. Das Wesen des Dargestellten steckte fast immer darin.

Er glaubte ihr alles, glaubte ihr die absolute Richtigkeit auch jener Sujets, die er nicht beurteilen konnte, weil er ja noch nicht an dem hohen Ufer und im kleinen Walde gewesen war.

— Also, Sie sind zufrieden mit mir?

— Zufrieden! Zufrieden! — Aber ich kann Ihnen das doch nicht so ins Gesicht sagen, wie wundervoll ich das meiste finde.

— Aber weshalb denn nicht?

— Weil Sie sonst zu eitel werden müßten.

— Sie wissen doch, daß ich das nicht bin. Aber es freut mich, wenn ich Anerkennung finde, wenn ich sehe, daß die Dinge auch auf andere wirken; und grade daß Sie die Bilder noch nicht so ganz mit der Natur hier kontrollieren können, macht mir Ihr Urteil wert.

— Das ist kein Urteil mehr, ich kann da nicht kritisch messen und wägen. Ich empfinde nur, und dieses Gefühl ist groß und stark, und das macht die Ehrlichkeit Ihrer Kunst, die Gradheit und männliche Tapferkeit, mit der Sie sich hinstellen. Das imponiert mir.

— Nun wollen Sie mich doch beschämen?

— Nein, ich schäme mich, daß ich da so leichtsinnig hingeredet habe: ich möchte hier neben Ihnen ein bißchen arbeiten. Das ist ja einfach Frevel. Ich garantiere Ihnen, wenn Sie mit diesen Arbeiten kommen, das gibt einfach eine Sensation. Damit sind Sie gemacht, und Sie können sich sehen lassen. Aber nicht einzelnes auswählen, mit all diesen Skizzen und Entwürfen, und nochmals einige der älteren Sachen zum Vergleich, und dann noch ein paar tüchtige, gründlich durchgeführte Bilder, die diesen raschen Entwürfen Rückgrat geben.

— Glauben Sie?

— Ich weiß! —

— Ach, nun ist es gut, daß Sie gekommen sind. Die Herren Kollegen hier, du lieber Gott, bei denen weiß man ja nie, wie man dran ist. Aber Ihnen glaube ich. Sie haben ja damals auch recht behalten. Nur ist mir Ihr Lob ein wenig zu warm.

— Nein, nein, das ist es nicht, durchaus nicht

zu warm. Wissen Sie noch eins, liebes Fräulein, worüber ich sehr froh bin?

— Und das wäre?

— Daß ich damals in meiner ersten Besprechung gleich den Mund recht vollgenommen habe, und alles nun eingetroffen ist, was ich Ihnen damals gesagt habe.

Frau von Malzern war leise hereingekommen.

— Nun, wie ist das Urteil ausgefallen?

— Ach, Tante, sehr gut, viel besser, als ich erwartet habe. Der Herr Zensor ist sehr mit mir zufrieden.

— Ja, gnädige Frau, der gestrenge Kritiker streckt einfach seine Waffen und erklärt sich für besiegt.

— Na, Kind, wenn das dein Vater noch erlebt hätte, und nun gar, daß du diese Sachen bei mir geschaffen hast. Es ist bloß gut, daß du dich von ihm nicht hast tyrannisieren lassen, sondern ruhig deinen Weg gegangen bist.

— Und denk dir, Tante, ausstellen soll ich das alles.

— Warum auch nicht? Früher habe ich ja von dieser Art Malerei nicht viel verstanden, aber seitdem du mir das alles an der Hand deiner Bilder in der Wirklichkeit gezeigt hast, seitdem sehe ich, daß du recht hast, und daß es deine Aufgabe ist, es auch den andern Leuten zu demonstrieren.

— So ist es recht, gnädige Frau. Und das tut unsere Künstlerin, sie öffnet einem die Augen, und hier ist sie nun an einen so köstlichen Fleck unserer Mutter Erde gekommen, daß diese Aufgabe sich lohnt.

— Nun hören Sie aber auf, ich habe genug



davon, und wir wollen schnell in die frische Luft, sonst bilde ich mir am Ende doch noch mehr ein, als ich darf.

Damit drängte sie die Tante hinaus und ließ im Atelier alles stehen und liegen, denn sie wollte am andern Tage selbst noch einmal prüfen, ob die rasch hingeworfenen Arbeiten wert waren, an die große Öffentlichkeit zu kommen.

Die Tage vergingen wie im Fluge. Jeden Morgen fand sich Max Lamberg an dem Orte ein, wo sie arbeitete, und sie fühlte sich durch ihn nicht im geringsten beengt, arbeitete ruhig und ungestört, denn er kümmerte sich gar nicht um das, was sie malte, nicht eher als bis ihr Bild ganz fertig war. Dann erst kam er mit seinem Urteile, und meist sah auch sie dann, woran es fehlte, und mit ein paar Minuten Arbeit war die Sache geändert.

Frau von Malzern fand es ganz selbstverständlich, daß nicht immer jemand hinter ihnen her war und sie begleitete. Sie gönnte ihnen vollkommene Freiheit und sagte kein Wort, um sie nicht in der Harmlosigkeit ihres Verkehrs zu stören.

*

Hildes Anwesenheit in Sandhoop schien all ihre Bekannten heranzuziehen, denn eines Tages stellte sich auch Trude Bartling ein.

Die hatte sie sich selber hergerufen, und ihr war eins der kleinen Fremdenzimmer oben neben Hildes Stube eingeräumt.

Max Lamberg war ausgeflogen, um ein paar Tage in Heiligendamm zu verbringen und die andern nahegelegenen Badeorte kennen zu lernen.

So hatte sie die Freundin ganz für sich, und das alte lustige Mädchengeplauder erfüllte das Haus, als ob sie noch zwei Schulmädel seien, die sich ihre Geheimnisse anzuvertrauen hatten.

Inzwischen hatte Trude Bartling ihren Weg gemacht, hatte als Kinderärztin schon eine ganz ansehnliche Praxis und war auf dem besten Wege, sich in Berlin einen Namen zu machen.

Ihre Ruhe und Umsicht, ihr energisches Auftreten, dabei ihre Liebenswürdigkeit Kindern gegenüber, die in ihr nur die gute Tante sahen, hatten sie allgemein beliebt gemacht.

Nun aber wollte sie ein paar Tage ausspannen; kein Buch hatte sie sich mitgenommen, nichts sollte sie an ihre Arbeiten und ihren Beruf erinnern; sie lag den ganzen Tag im Garten in der Hängematte oder am Meere im Sande, und spielte mit den weißen Körnchen, die in allen Farben schimmerten, wenn man sie näher betrachtete.

Die Kinder schippten hier ihre Gräben und Burgen, ließen ihre Fähnchen flattern, oder versuchten vergeblich, die für die See ganz untauglichen kleinen Segelboote ins Wasser zu bringen. Mit nackten Beinen liefen sie ins Meer, wenn die Wellen nicht zu hoch gingen, während die Mütter in den Strandkörben bei ihrer Zeitung oder einer Stickerei saßen und die jüngeren irgend einen Flirt anknüpften.

Aber die Herren waren in der Minderzahl, und nur wenige jüngere Männer, außer den alten Geheimräten und verabschiedeten Militärs, von denen es neben den Malern hier wimmelte.

Nach dem Bade blieb Trude allein am Strande

liegen, sah zu, wie gebadet wurde, ließ sich von der Sonne bescheinen, von dem heißen Sande durchwärmen, und erfaßte hier und da ein Stückchen Gespräch, das sie dann Hilde berichtete; und aus diesen paar Worten ließ sich oft ein ganzer Charakter oder ein Stück Lebensschicksal erkennen.

Zuweilen begleitete sie Hilde, wenn sie nach der Weide oder dem nahen kleinen Wäldchen ging, aber sie hatte das Gefühl, daß sie Hilde störte, wenn sie mit ihr bei der Arbeit plauderte, und stumm dasitzen mochte sie auch nicht. Mittun konnte sie noch weniger, denn sie brachte nicht einen geraden Strich zuwege. So kam sie sich denn recht überflüssig vor, und ließ Hilde sein, besuchte sie wohl auf ein paar Minuten, aber ging dann weiter.

Das Wetter schlug um, der Himmel ward grau, und es regnete Tag und Nacht. Zum Arbeiten draußen war keine Möglichkeit; auch im Atelier konnte Hilde bei der Beleuchtung nicht viel anfangen. Der Regen hielt sie aber nicht ab, in ihre Gummimäntel gehüllt, mit derben Stiefeln sich hinauszuwagen. Lustig marschierten sie darauflos. Es ging sich ja viel leichter in dem von der Nässe festen Sande, als wenn man bei jedem Schritte knöcheltief einsank.

— Von solch einer berühmten Medizinfrau muß ich ein großes Bild für die Nachwelt schaffen, sagte Hilde eines Tages. Du mußt mir sitzen.

Trude sträubte sich ein wenig.

— Weißt du, mit meinem Gesicht kannst du nicht viel Ehre einlegen, Hilde.

— Das wollen wir erst mal sehen. Mama und

Susi fanden sich allerdings früher scheußlich ohnegleichen, als ich sie malte, aber die sind nicht maßgebend, denn die wollten schöner sein als im Leben, und nicht charakteristisch, wie ich das wollte.

— Das sind ja nette Aussichten für mich.

— Hab' keine Angst. Du mußt mir den Freundschaftsdienst schon tun. Ich muß mich mal wieder an einem Porträt versuchen, ob mir das liegt. Ich glaube, es wird schon besser werden als wie früher. Also setz dich da hin, nimm ein Buch, was recht interessantes, und kümmere dich nicht um mich.

— Das wird mir schwer fallen.

— Du kannst auch so viel mit mir reden, wie du willst, dann wird es lebendiger werden; ich wollte, ich könnte dich lachend malen, aber ohne daß es wie grinsen aussieht, das ist der Witz der Weltgeschichte.

— Also werde ich süß lächeln, lächeln, lächeln. —

Das Bild wurde gut, und Trude war ganz entzückt davon.

— Wenn mir doch je ein Photograph ein solches Gesicht gemacht hätte. Ordentlich bedeutend sehe ich aus; und wenn du auch das Lachen mir wieder vom Munde genommen hast, in den Augen ist es geblieben, und das verleiht dem Ganzen etwas sehr apartes, so daß ich überaus glücklich bin. Weißt du, davon werde ich mir Abzüge machen lassen und meine Bekannten damit beglücken.

— Also, da hat es doch wenigstens einen Zweck. —

Ihr Idyll aber wurde plötzlich gestört, als sich Trude eben erst recht einzuleben anfing.

Sie saßen gerade und machten Zukunftspläne, als das Telegramm kam, das Trude die schwere Er-

krankung ihres Vaters meldete. Diesen letzten Abend brachten sie ganz allein miteinander im Atelier zu, und Hilde nahm der Freundin das Versprechen ab, daß sie im nächsten Sommer bestimmt wiederkam und dann solange es irgend ging, bei ihr blieb.

Manchmal fühlte sie sich zu verlassen, trotz ihrer Arbeit, es fehlte ihr etwas, und doch wußte sie nicht, was.

— Ich kann dir genau sagen, was es ist, sagte Trude.

— Nun und?

— Ein Mann! Bitte, nicht so stürmisch. Du kannst dein Leben nicht allein hinbringen. Es wäre auch ein Frevel. Deine Kunst wird nicht darunter leiden, vielleicht sich eher vertiefen.

— Ich brauche keinen Mann.

— Weshalb nicht? Ich, sieh mal, brauche keinen. Ich bin nicht schön, nicht reizvoll — wozu sollte ich Kinder in die Welt setzen, die mir ähnlich sind? Das möchte ich den armen Würmern gar nicht antun.

— Das weißt du ja nicht. Die könnten ja nach deinem Manne schlagen.

— Ein hübscher Mann also? — Das wäre etwas gewagt für mich, und so einer wird sich auch gerade für mich interessieren! In der Kinderklinik ist ein Assistenzarzt, der sich offenbar für mich interessiert; aber eine Schönheit ist er nicht, kaum so groß wie ich; der hat, glaube ich, Absichten. Aber es wird ihm nichts helfen. Ich mag nicht. Du aber hättest die verfluchte Pflicht und Schuldigkeit, die Rasse fortzupflanzen.

— Und dazu muß ich mich also verheiraten?

— Ja, anders wird das wohl heutzutage nicht gehen. Mußt schon in den sauren Apfel beißen. Du und Susi, ihr habt beide die Aufgabe, dafür zu sorgen, daß die menschliche Gesellschaft um ein paar hübsche Individuen vermehrt wird.

— Eine nette Aufgabe, die du einem da stellst.

— Ich werde dann auch euer Hausarzt werden.

— Ach so, darauf läuft es hinaus. Dazu sollen wir Kinder haben.

— Gewiß, was sollte ich anfangen, wenn es keine kleinen Kinder mehr gäbe?

— Und du selbst möchtest dich davon dispensieren?

— Vom ärztlichen Standpunkte möchte ich es mir ebenso verbieten wie von meinem ganz persönlichen.

— Du machst es dir leicht.

— Ach nein, ich mache es mir schwer, denn ich wirke für die Erhaltung der vorhandenen. Ich habe so viele Kindlein, für die ich zu sorgen habe, daß ich mich selbst freisprechen kann. Du weißt gar nicht, wie nett Kinder sein können. Ich freue mich über das rotznäsigste Fischerkind hier, das ich sehe. Wenn ich die Malerei zum Berufe hätte erwählen können, würde ich mir schon Kinder angeschafft haben. So nehme ich mit denen der andern vorlieb.

— Du sagst doch selbst, daß ein Mann dazu nötig ist?

— Gewiß, so vollkommen sind wir ja nicht. Der Mann ist dabei eben ein notwendiges Übel.

— Ich habe doch keinen, und mag auch nicht.

— Wirst schon einen finden.

— Ich glaube, du täuschest dich.

— Ich werde dir einen aussuchen. Sag mir, wie er sein muß.

— Darüber habe ich noch zu wenig nachgedacht.

— Ach, wie verbildet sind wir! — In früheren Zeiten dachten die Frauen an nichts anderes; heut' wissen sie es noch nicht, wenn sie längst heiratsreif sind. Und das soll uns als Arzt nun nicht bekümmern?

— Na, also: er muß gut, lieb und nett sein.

— Gut, lieb, nett, das ist ja dreimal dasselbe. Weißt du, daran glaube ich nicht. Das männliche Wesen widerstreitet dem. Die Hälfte all dieser wünschenswerten Eigenschaftsworte würde auch genügen.

— Das ist doch das wenigste, was man von einem Mann verlangen kann.

— Ach, Hilde, ich kenne sie, das ist zuviel verlangt; da mußt du deine Ansprüche herunterschrauben.

— Am besten also, ich lasse es ganz sein.

— O nein, so leicht kommst du mir nicht davon. Ich werde von jetzt ab alle jungen Männer daraufhin prüfen, ob sie deiner würdig sind, und dir deinen Zukünftigen aussuchen.

— Da kannst du dich ja mit Tante Ernestine zusammentun. Sie redet zwar nicht so frei weg, wie du das tust, aber ich glaube, sie denkt auch, daß eine Heirat für mich das beste sei.

— Na, es eilt ja mit dir nicht so.

— Ich bin ja schon verheiratet, mit meiner Kunst.

*

Aber als Trude dann fort war, befiel sie doch wieder eine seltsame Stimmung. als sei sie allein

auf der Welt, und habe keinen Zweck. Wenn sie nun auch ihre Bilder ausstellte, und die Zeitungen darüber lobend berichteten, was gab ihr das persönlich? Freude hatte sie nur während des Entstehens, im Momente des Schaffens; nicht mehr daran, wie es auf andere wirkte.

Trude redete ja Unsinn. Ein Mann und Kinder! Damit mochten die andern glücklich sein.

Es waren eben Stimmungen, wie sie jedem Künstler kamen, ein Gefühl allgemeiner Unzufriedenheit, aus dem die echte Schöpfungskraft dann wieder siegreich aufstieg. —

Das trübe Wetter war mit daran schuld, das ihr die Möglichkeit nahm, zu arbeiten wie sonst.

Es brauchte nur erst die Sonne zu scheinen, und alles war wieder gut.

Sie war sich selbst genug, brauchte die andern nicht.

Und doch war sie nicht unzufrieden, als eine Karte Max Lambergs ihr mitteilte, daß er noch auf ein paar Tage zurückkam, um eine angefangene Arbeit zu vollenden.

XIV.

Eines Morgens hatten sie Tante Ernestine still und stumm in ihrem Bette gefunden.

Hilde war ganz fassungslos; sie rief sofort telegraphisch die Mutter, aber der Schreck hatte sie krank gemacht, und nun konnte Susi auch nicht abkommen.

Die Tante hatte ganz genaue Bestimmungen

getroffen, sich auf dem kleinen Dünenkirchhofe ihren Platz schon bestimmt, und alles geordnet, daß Hilde nicht viel zu tun blieb.

Hilde war zur Erbin des Hauses eingesetzt und hatte von den übrigen Kapitalien Susi alljährlich eine bestimmte Summe abzugeben, damit Susi ihr Studium vollenden konnte.

So war Hilde nun wohlhabend geworden, aber im Augenblicke befand sie sich in großer Verlegenheit; das bare Geld, was sich vorfand, ging völlig darauf, da sie alles sofort bezahlt hatte.

Nun hatte sie niemanden, den sie um Rat fragen konnte; es sollten Steuern bezahlt werden, ein paar Hypotheken der Tante waren in Gefahr, und Hilde war verzweifelt.

Sie hätte sich an den alten Herrn Bartling wenden können, aber sie mochte nicht, daß ein Fremder etwas davon erfuhr.

Max Lamberg war seit dem Herbste fort auf einer Orientfahrt. Ganz plötzlich war er fortgegangen.

Das war alles so unerwartet gekommen, daß sie sich in die neue Lage nicht hineinfinden konnte. —

An einem schönen klaren Morgen war das ganze Dorf zusammengeströmt, um der alten Frau von Malzern die letzte Ehre zu erweisen.

Von der Familie war Hilde ganz allein da, umgeben von lauter fremden Menschen, und doch hätte sie so gern jemanden gehabt, an dessen Brust sie sich ausweinen konnte.

Unter einer großen Silberpappel wurde Ernestine von Malzern zur Ruhe gebracht.

Weithin über das Land, über Bodden und offene See konnte von dem kleinen Friedhof aus der Blick schweifen. Es war ein so heller, fast freudiger Ort, wo die Fischer mit ihren Frauen und Kindern lagen. Immer dieselben wiederkehrenden Namen auf den weißen Kreuzen. Und wie alt sie alle geworden waren, siebzig, achtzig, und einige gar über neunzig. Die Jungen lagen hier nicht, die hatten ihr Grab meist im großen Weltmeere gefunden, von dem ein stilleres Winkelchen hier heraufgrüßte. —

Hilde war zurückgekehrt in das nun vereinsamte Haus, und war allein mit der alten Reimers. Mit der wenigstens konnte sie über Tante Ernestine sprechen. Und den ganzen Abend tat sie nichts anderes. Aber in der Nacht fand sie keinen Schlaf. Der Wind rüttelte die Zweige, brauste um das Haus, als wolle er es fortreißen, und sie mußte immer an die arme Tote denken, die nun tief im Dünensand gebettet lag, und über die der Sturm hinraste, und die nun still zwischen dem schweigsamen Fischervolke schlief bis in alle Ewigkeit.

Dieses grausige Stürmen, das kein Ende nehmen wollte. Fünf Tage ging das ununterbrochen, bei Tag und Nacht.

Der Wind heulte und klagte um das Haus; dann wieder stieß er mit plötzlicher Wucht dagegen, daß es bis auf den Grund erschüttert schien. Durch die Wände, durch jede Ritze schien er einzudringen, daß die Lampe aufflammte und die Türen sich aus dem Schloß drückten. Es war ein beständiges Knacken im ganzen Haus, und dieses stete Geräusch machte sie ganz nervös.

Ihre armen Ohrnerven waren wie gemartert, in ihrem Kopfe brauste und sauste es; sie hatte die Empfindung, jeden Augenblick werde die Tür aufspringen, und mit dem schwarzen Sturmwinde werde die weißschäumende See sich hereinstürzen, um das Zimmer mit wildem Gewoge zu erfüllen.

Die armen Bäume am Hause wurden wie toll gepeitscht und gedreht; sie schlugen gegen die Hauswände; zuweilen pochte ein Zweig an eine Fensterscheibe, daß sie entsetzt zusammenfuhr; dann kam eine angstvolle Pause, eine solche sekundenlange Totenstille, daß ihr das Herz stillstand, und ein eiskalter Schauer ihr um den Nacken strich. In der Nacht hatte sie die Notsignale eines Dampfers gesehen. Von Rostrow war das Rettungsboot hinausgefahren; aber am hohen Ufer war das Schiff, das Eisenladung von Schweden hatte, untergegangen, und kein Mann war gerettet; nur Wrackstücke wurden angespült, und tagelang mochte sie nicht nach dem Strande gehen, weil sie immer glaubte, es werde eine der Leichen angetrieben.

Der Gedanke quälte sie, wo sie ging und stand. Einmal war sie oben in die Glasveranda getreten, aber es war nichts zu erkennen auf der Erde, nur ein Wiegen und Rauschen der Bäume, und dann nur die windgepeitschten Wogen. Das war das Meer, das gegen seine Ufer stürmte und drängte, und seinen Schaum über die Düne warf, und höher und höher kletterte, und hereinzubrechen drohte.

An einer Stelle des Himmels mußte der Mond stehen; jetzt schimmerte er heller hervor, und nun sah man erst, wie schwarz die Wolkenmassen waren,

die vor dem Sturme dahintrieben, sich übereinander-schoben und vor dem rasenden Winde dahinjagten.

Sie fürchtete sich in ihrer Einsamkeit; sie hätte am liebsten alle Lichter im Hause anzünden lassen, aber die Angst hielt sie ab, es könne Feuer entstehen; dann war gewiß alles rettungslos verloren.

Sie hatte es versucht, ein Buch vorzunehmen, aber sie hatte keine Gedanken dazu; eines nach dem andern legte sie weg, und immer wieder ging sie an das Fenster, schob die Vorhänge beiseite und sah in die Nacht hinaus.

Nun schlug der Regen wieder gegen die Scheiben, und das war ihr fast lieber, weil es dem trocknen Sturm das grausige nahm, der so klagend im Kamin heulte. Es waren furchtbare Nächte. —

*

Hilde war überarbeitet und nervös.

Sobald es abflaute, daß sie über den Bodden konnte, über den tagelang kein Schiff ging, fuhr sie nach Berlin. Sie mußte unter Menschen.

Aber sie traf es schlecht und mußte ein paar häßliche Tage verbringen.

Die Zimmer in der Wohnung der Mutter sollten tapeziert werden, und alles war voller Unordnung und stand drunter und drüber. Nur Susis Schlafzimmer war bewohnbar, und da saß sie nun den ganzen Tag am Bette der Mutter. Die Aufwärterin, die sie genommen, weil das Mädchen sie plötzlich verlassen hatte, war unpünktlich, und das Essen, das sie sich aus einem Restaurant in der Nähe holen ließen, schmeckte ihr nicht. Meist kam es kalt an, und das

wieder gewärmte wurde nicht besser. Sie mußten nehmen, was es eben gab, und darunter litt sie.

Schrecklich aber waren die Abende, da saß sie auch hier allein, denn Susi hatte zu arbeiten, und die Mutter schlief früh ein.

Von ihren Bekannten wollte sie auch nichts wissen; selbst zu Trude Bartling ging sie nicht; es sollte niemand erfahren, daß sie in Berlin war, so abgespannt fühlte sie sich und war menschenscheu.

Sie wollte allein mit sich sein, oder doch in einer großen Masse untergehen, in der niemand sie kannte und keiner sie etwas anging.

Aber wegen ihrer Trauer konnte sie nirgends hingehen, weder ins Konzert noch ins Theater, und die schwarzen Kleider machten sie ganz unglücklich.

Dazu hatte sie täglich Ärger wegen ihrer Bilder.

Sie wollte wieder ausstellen, aber ihre erste Kunsthandlung erklärte, wohl drei oder vier Bilder zu nehmen, bedauerte aber, keinen Platz für all die Studien und Skizzen zu haben, auf die es ihr hauptsächlich ankam.

Sie hatte sich das nun einmal in den Kopf gesetzt; und als ihr von anderer Seite ein Anerbieten gemacht wurde, ging sie, ohne viel zu fragen, darauf ein, um bald zu erkennen, daß sie sehr schlecht dabei gefahren war und allzu schnell gehandelt hatte.

Die Laufereien und Scherereien machten sie ganz nervös, daß sie am Tage, als sie endlich ihre Bilder bei der neuen Kunsthandlung hatte, erschöpft zusammenbrach.

Die Mutter wollte durchaus Dr. Biedekarken zu=

ziehen, aber dagegen sträubte Hilde sich fast leidenschaftlich.

Sie würde schon darüber fortkommen. Es schien, als habe sich alles gegen sie verschworen, um sie abzuhetzen.

Dem Einrahmer erkrankte sein einziger Geselle, und der Meister hatte alle Hände voll zu tun, um nur die notwendigsten Geschäfte zu besorgen. Zum Rahmenmachen kam er nur in den Abendstunden, und immer wenn Hilde hinkam, war er auswärts, und die Frau tröstete sie: Sie könne sich fest auf sie verlassen, am Freitag früh sei alles fix und fertig. Aber Hilde wollte nicht recht dran glauben und fragte alle Tage an, hätte zu gern etwas gesehen, aber wurde stets damit hingehalten, der Meister fertige erst mal alle Rahmen. Einsetzen würde er die Bilder dann alle auf einmal. —

Die ersten Vornotizen waren an die Zeitungen gegangen, aber da war ihr Name falsch gedruckt, es stand überall Vanzerow, als ob sie was mit Wanzen zu tun hätte. Das hatte sie schrecklich geärgert, daß sie ganz traurig wurde und am liebsten losgeweint hätte, wenn Susi sie nicht mit ihrem Ulk aufgezogen und geneckt hätte.

Allein gebessert ward nichts damit, denn sie hatte niemanden, der ihr raten und helfen konnte. Manchmal hatte sie das Gefühl, als ob alle Leute ihre Feinde seien, und sie ausnutzen wollten. Jeder suchte nur seinen Gewinn bei ihr, weil sie eine Dame war, und wie eine Dame auftrat.

Sie hatte mit einem Kunsthändler angefangen, der ihr scheinbar glänzende Bedingungen gemacht, und dem sie sich verpflichtet hatte.

Er schien der Meinung zu sein, daß sie es nicht nötig habe, sondern ein reiches junges Mädchen sei, das aus Kaprize malte und sich die Sache leisten konnte.

Und sie wollte doch Geld verdienen mit ihren Bildern, sie brauchte Geld, und nun sollte sie in einemfort immer nur bezahlen, oder doch allerlei Auslagen anerkennen.

Bald wurde ihr gesagt, der Transport zur Ausstellung betrage so und so viel, das Drucken und Versenden der Einladungskarten so und so viel; und dann mußte sie die Adressen aller ihrer Bekannten angeben, und denen sollten gleichfalls Karten zugehen, natürlich alles auf ihre Kosten.

Die Leute, die die Bilder abgeholt, hatten natürlich auch die Hand aufgehalten, und der Portier beim Kunsthändler tat stets eifrig bemüht, sodaß sie dem auch jedesmal was in die Hand drücken mußte.

Heute war sie gefragt, ob sie auch ein paar Inserate in den Zeitungen haben wollte, und welche Summe sie dafür auszusetzen gedenke.

All diese Fragen brachten sie in Verlegenheit. Bei ihrer ersten Ausstellung war von all dem keine Rede gewesen. Die Sache mußte sich aber doch so verhalten, sonst würde der Mann doch nicht mit derartigen Ansinnen an sie herantreten; aber es verblüffte sie jedesmal wieder, wenn etwas Neues unerwartet auftauchte, an das sie nicht gedacht hatte.

All diese Summen wurden ihr zwar vorläufig gestundet, sie brauchte nur die Richtigkeit anzuerkennen. Aber die ganze Angelegenheit machte sie ängstlich, und sie traute sich nicht, gerade heraus zu sagen, daß sie gedacht habe, von den zwanzig Prozent, die der

Kunsthändler sich von etwaigen Verkäufen abzog, würden diese Ausgaben beglichen, und alles andere gehe sie nichts an, wie das früher gewesen.

Aber zu sagen getraute sie es sich nicht, denn sie war froh, daß ihre Sachen in ihrer Gesamtheit zur Ausstellung kamen.

Wenn der Herr in seiner verbindlichen Weise etwas sagte, war sie machtlos. Ganz beiläufig warf er etwas hin, auf das sie im Momente nichts einzuwenden wußte. Sie mochte nicht fragen, weil sie fürchtete, dumm zu erscheinen, sagte immer rasch ja, weil sie glaubte, daß ihre Sache in guten Händen sei, und erst zu Hause begann sie nachzudenken. Dann erschrak sie.

So wollte sie das alles nicht; aber sie fühlte sich durch ihre rasch gegebene Einwilligung gebunden, und doch nahmen ihr diese Dinge alle Lust. Am liebsten hätte sie dem Manne ihre Sachen wieder fortgenommen, aber das konnte sie nicht. Er mochte sie ihretwegen behalten und damit machen, was er wollte! — Aber es war die Arbeit von zwei Jahren, etwas, was ihr nie wieder gelingen würde.

Sie war ganz ratlos, wäre am liebsten nie wieder hingegangen, und doch lag ihr daran, daß die Bilder gut hingen, und die Menschen sollten wissen, daß sie dort zu sehen waren, sollten hingehen und kaufen.

Sie ging mit dem Plane um, einen Vorschuß zu erbitten, aber sie hatte niemals den Mut, weil er das gleichsam zu ahnen schien, und jedesmal zu jammern begann, ehe sie noch ein Wort sagen konnte: Wie teuer seine Lokalitäten seien, was ihm das Personal und die Beleuchtung und alles, was dazu gehörte, kostete!

Davon konnte sich keiner einen Begriff machen. Schließlich hatten die Aussteller ihren schönen künstlerischen Erfolg weg, und eine Menge guter Kritiken, aber das Publikum mochte die Bilder nicht, und wenn nichts verkauft war, mußte er noch Geld zulegen zu der Ausstellung.

Nun hatte Hilde Angst, ob auch was verkauft wurde, damit der Mensch nicht auch ihr nachsagte, daß er sein Geld für sie nutzlos ausgegeben habe. Deshalb nahm sie alle Unkosten auf sich, die er ihr aufbürdete.

Der Mutter und Schwester getraute sie sich garnicht davon zu sprechen, das machte ihre Lage noch ungemütlicher, und damit nahmen selbst geringfügige Kleinigkeiten unheimliche Gestalt an und beängstigten sie.

Von Max Lamberg erhielt sie endlich Nachricht; seine Orientfahrt ging zu Ende, und ein paar Karten von ihm trafen ein; er war schon auf der Rückreise. —

Ihre Ausstellung war seit acht Tagen eröffnet, aber es war kaum Notiz davon genommen. Die Zeit war nicht günstig, sie hätte bis Ende Januar oder Februar damit warten sollen, rieten ihre Freunde ihr. Es war noch zu früh, und man interessierte sich noch nicht für Kunst. —

Eines Tages aber stand in einer großen Zeitung ein erster Artikel über die Ausstellung. Er war nicht unterzeichnet, aber am folgenden Tage wußte sie, wer ihn geschrieben.

Seit vier Tagen war Max Lamberg zurück. Sein erstes war es gewesen, sein Urteil über ihr Können nachzuprüfen, nun die Sachen in einer ganz andern Umgebung hingen. Er wußte, sie würde sich darüber

freuen, wenn sie gedruckt las, was er ihr mündlich schon im Sommer gesagt hatte.

Als er ihr die Hand gab, tiefgebräunt von seiner Fahrt, groß und stattlich, mit seinen lachenden Augen, fühlte sie plötzlich eine solche Sicherheit und Beruhigung, daß sie ihren Vorsatz aufgab, ihm ihr Leid zu klagen. Das war alles wie fortgewischt, bekam sein richtiges Maß wieder, und war nicht mehr imstande, sie zu beängstigen.

Er plauderte von seinen Reisen, seinen Erlebnissen, und ihr schien, als ob sein Ton wärmer sei. Er sah sie mit so eigenen Augen an, als ob er etwas Neues in ihr sehe, und auch sie betrachtete ihn anders. Ein bißchen fremd war er ihr, als bringe er die heiße Sonne der Wüste mit, und dann war sie in Verlegenheit, wie sie ihm danken sollte; denn mit seinem Aufsatze hatte er die Augen der andern auf sie gelenkt, daß sich, ganz wie bei ihrer ersten Ausstellung, nun mit einem Male alle andern mit ihr beschäftigten.

Eigentlich hatte sie es ihm allein zu verdanken, wenn ihr Name bekannt geworden war, und sie sagte ihm, wie sie an ihn gedacht hatte, als die Tante so plötzlich gestorben war und sie niemanden gehabt hatte.

— Wenn ich zu erreichen gewesen wäre, glauben Sie mir, Fräulein Hilde, ich wäre Tag und Nacht gefahren, um zu Ihnen zu eilen.

Er streckte seine Hand aus, und sie legte die ihre hinein, und es war wie eine Besiegelung, als er hinzufügte:

— Ich brauche Ihnen doch nicht erst zu sagen, daß Sie keinen treueren Freund sich wünschen können, als ich es Ihnen sein möchte.

Dann kam die Mama dazu, und das Gespräch nahm wieder eine kühlere Wendung.

Ein klein wenig zitterte diese Freundschaftsversicherung in ihr nach, und sie sagte sich, daß er doch ein guter und ehrlicher Mensch sein müsse. —

Schon in den nächsten Tagen erwies sich das. Er hatte sie nach den Bedingungen gefragt, unter denen sie ihre Sachen zur Ausstellung gegeben hatte, und wie etwas Selbstverständliches hatte sie ihm erzählt, daß sie alle Nebenkosten tragen sollte.

— Das ist aber ein bißchen ungewöhnlich, meinte er.

Und dann sprach er mit dem Kunsthändler, als schon zwei Bilder gut verkauft waren, ob er im Prinzip diese Nebenkosten Fräulein Vangerow zur Last schreibe, oder nur, falls nichts verkauft würde.

— Gewiß, gewiß, nur für diesen Fall, beeilte sich der zu versichern, bei einem so jungen Unternehmen sei das vorläufig nicht anders einzurichten. Damit war die Sache erledigt.

Hilde bereitete diese Wendung eine unerwartete Freude, und als sie sich, nunmehr wieder ganz die Alte, in die Räume traute, da war schon wieder ein größeres Bild verkauft, und der Herr war von einer Liebenswürdigkeit ohnegleichen gegen sie, denn schon an fünf Bildern hing der Zettel „Verkauft", und es lagen noch verschiedene Anfragen vor, aus denen gewiß etwas werden würde. Zugleich schlug er ihr vor, einige Preise zu erhöhen. Er hatte ja nicht geglaubt, daß sich die Landschaften so gut verkaufen würden und ihr Name schon einen so kräftigen Klang habe. Er sei sehr zufrieden und hoffe auch fernerhin stets den be-

sonderen Vorzug zu haben, daß sie ihn mit der Ausstellung ihrer bewunderungswerten Kunstwerke beehrte.

Das klang freilich ganz anders, als der Herr in den Wochen vorher gesprochen hatte; und sie fühlte deutlich, daß an dieser Wandlung Max Lambergs unverbindliche Frage, neben den guten Kritiken allerdings, die sie erhalten, schuld trug.

Sie fand meist nur Umschreibungen der Urteile wieder, die Lamberg gebraucht hatte, als habe er sie gleichsam mit seinen Worten abgestempelt. Und die kleineren Herren Kritiker begnügten sich, dasselbe, nur mit ein bißchen andern Ausdrücken, zu sagen.

Seine Bewertung schien der Ausgangspunkt aller andern zu sein. Ohne ihn stand sie noch heute im Dunklen, während sie jetzt mitzählte.

Als die Ausstellung zu Ende war, hatte sie fast ein Dutzend Bilder und Skizzen verkauft, und an ganz fremde Menschen, von denen sie nichts wußte.

Frau Bartling und noch ein paar andre Familien hatten sich vorgemerkt, um später von ihr persönlich zu erstehen, was ihnen in der Ausstellung gefallen hatte. So standen ihr denn größere Einnahmen bevor, und die anfängliche Verlegenheit, die sie befürchtet hatte, war schnell wieder gehoben. Bald waren auch die Zinsen aus Tante Ernestines Erbschaft fällig, und so ging es ihnen sehr gut. Erst jetzt erfuhren sie, wie viel ihnen zukam; denn ein Haus, auf dem eine Hypothek lastete, stand unter Subhastation, und die Zinsen waren inzwischen ausgefallen. Jetzt waren wieder geregelte Zustände eingetreten.

Hilde wollte Mutter und Schwester bereden, mit ihr nach Sandhoop zu kommen. Susi war so fleißig,

daß Hilde sich gar nicht beruhigen konnte. Mit einem Ernst ohnegleichen ging sie an ihre Arbeit.

— Aber, Hilde, wenn ich sehe, was du schaffst, da wäre es doch ein Frevel, wenn ich müßig sitzen sollte. Es macht mir ja solch ein Vergnügen. Zwischendurch möchte ich natürlich auch mal tanzen und lustig sein, und mich hübsch anziehen. Das können wir jetzt nicht. Aber das kommt auch mal wieder. Eine alte Unke mit Brille und im Kaffeesack will ich nicht werden.

— Sollst du auch nicht, Susi. Du sollst was haben von deinem Leben. Dafür laß mich nur sorgen.

XV.

Seit acht Tagen war Hilde in ihrem Heim an der See damit beschäftigt, für Mutter und Schwester alles in Ordnung zu bringen, die sich entschlossen hatten, trotz der frühen Jahreszeit herauszukommen, wenn Dr. Biedekarken es erlauben würde.

Das ganze Haus war auf den Kopf gestellt. Maler und Tischler hatten zu tun, um Winterschäden auszubessern.

Nun aber sah es wieder menschlich aus, und alles war bereit, die Gäste zu empfangen. Die alte Reimers war unermüdlich, und Hilde hatte kräftig mit Hand angelegt, um ihr Haus herauszuputzen.

Aber nun hatte sie nichts mehr zu tun, und in der Erwartung mochte sie keine neue Arbeit anfangen, war auch müde von all der häuslichen Wirtschaft.

Jetzt saß sie auf dem Balkon ihrer Villa und lehnte den Kopf auf die Hand.

Ihre Blicke gingen ins Leere; sie sah nichts von dem Farbenspiel der sinkenden Sonne, wie feine lila Töne sich über das graue Wasser legten, indessen die eben noch so dunklen Wolken zu glühen anfingen. — Eine fast beängstigende Stille herrschte ringsum, kein Blatt regte sich. Auf den Dünen war kein Mensch zu sehen, und selbst am Horizonte war alles leer, kein Rauchwölkchen eines Dampfers stieg auf.

Wie ausgestorben lag das alles vor ihr.

Ohne einen Gedanken lehnte sie an der Brüstung; der Kopf war ihr so schwer, die Augen müde, und ihre Hände unlustig zu jeder künstlerischen Arbeit.

Nur sich nicht mehr bewegen, nichts mehr fühlen, ewig so hindämmern, ohne zu erwachen, wie schön das sein mußte.

Nur keinen Menschen sehen, nur nicht gezwungen sein, den Mund aufzutun, still vor sich hin vegetieren wie das liebe Vieh, das nicht weiß, was der morgige Tag ihm bringt.

Eine Mutlosigkeit ohnegleichen befiel sie, und in diese beängstigende Stille, die ihr den Atem benahm, fiel plötzlich, dicht vor dem Hause, die sentimentale Weise einer Drehorgel.

Das kam so unvermittelt, — und doch tat es ihr gut. Eine klagende Melodie, die sie kannte, die sie schon in ihrer Kindheit gehört hatte, auf deren Text sie sich doch nicht besinnen konnte. Mit den Tönen der Orgel stiegen ihr plötzlich die heißen Tränen auf. Sie legte das Gesicht auf die gefalteten Hände, die auf der Brüstung lagen, und weinte

fassungslos, sie fühlte, wie gut ihr das tat, und ließ ihrem Schmerze freien Lauf.

Dann hob sie den Kopf, und die Tränen liefen ihr über das Gesicht, und durch sie hindurch sah sie wieder den engen Hof, auf den ihr Kinderzimmer ging, sah sich am Küchenfenster stehen, die kleine Susi daneben auf einem Stuhle, und nun wußte sie, daß der Leiermann damals dasselbe Stück gespielt hatte, bis der Portier gekommen war, um den Mann vom Hofe des herrschaftlichen Hauses zu vertreiben, wo das musizieren, betteln und hausieren streng verboten war. Mitten in der Melodie, mit einem jähen Mißtone, mußte der Alte abbrechen, und sie hörte, wie klein Susi ärgerlich mit dem Fuße stampfte und unmutig rief: Musik weiterpielen! Musik weiterpielen! . . .

Aber der alte Mann mußte seine Orgel über die Schulter hängen und humpelte unter den Drohungen des Portiers vom Hofe herunter. Der kleinen Susi aber standen dicke Tränen in den Augen, und man mußte ihr rasch was anderes vormachen.

Und nun saß sie allein hier in der kleinen Villa, vor der im Sommer jeder stehen blieb, um voller Neugier in den Garten zu blicken und sich gewiß zu denken, hier könnten nur glückliche und frohe Menschen ihr Heim haben.

Da saß sie und weinte, während der Leiermann einen lustigen Walzer spielte, und der weiße Spitz drüben ihn wild anbellte.

Es kam Leben auf die Dorfstraße, ein paar Mädchen sahen über den Zaun, die Schifferkinder kamen angelaufen, stellten sich vor die Orgel und be-

staunten das bunte Bild daran. Sie faßten sich an den Händen und tanzten im Staube der Straße.

Der Spitz schwieg jetzt, denn noch ein paar andere Hunde waren gekommen, schnupperten herum und knurrten den weißhaarigen durch das Gitter neidisch an.

Dann klatschte eine Peitsche, Pferdegetrappel ward laut, ein Wagen fuhr vorbei und wirbelte eine Wolke von Staub hinter sich her, die Leute auf dem Wagen winkten, und ein Herr warf ein Geldstück auf den Weg, das die Jungens lange suchen mußten, bis einer es endlich gefunden hatte und es nun dem Mann auf die Orgel legte, der langsam weiterzog von Haus zu Haus, indem er immer eine andere Walze einstellte, jetzt einen flotten Marsch und nun den neuesten Gassenhauer, den ein Junge im Nebengarten, so falsch es nur irgend ging, mitsang.

Sie fühlte nur noch ein stilles Weh, ein langsames Verklingen und Verhallen, gleich den Tönen des Leierkastens, die der einbrechende Abend gleichsam in sich aufsog, und die manchmal noch auftauchten, wenn der Schall sich zwischen den Häusern und Bäumen einen letzten Weg zu ihren Ohren bahnte.

Sie hatte sich erhoben und sah auf das Meer hinaus.

Das Licht des Feuerschiffes tauchte auf und verschwand wieder, tauchte etwas länger auf, und dann blieb es eine ganze Weile aus, bis es wieder von neuem aufblitzte, wechselnd weiß und rot.

Merkwürdig, wie beruhigend das auf sie wirkte. Mit einem Schlage fühlte sie sich nicht mehr verlassen und einsam. Das Licht brachte ihr einen Gruß aus einem anderen Lande, wo sie kaum jemand hatte, der ihrer gedenken konnte.

Vom ersten Tage an, da sie diesen aufflammenden Lichtpunkt gesehen, und gefragt hatte, was das sei, war ihr dieses Gefühl treu geblieben. Stundenlang konnte sie so ihren Gedanken nachhängen und hinüberblicken. Und es fehlte ihr etwas, wenn Nebel oder Wolken das Feuerschiff einhüllten und unsichtbar machten. Dann gingen ihre Blicke immer suchend hinüber, jedesmal wenn sie an ein Fenster kam, und da war es am besten, sie schloß die Vorhänge, um garnicht daran zu denken. —

Einmal war sie drüben gewesen mit einem Dampfer, und jemand hatte ihr ein verankertes Schiff gezeigt, das aussah wie ein seltsames Segelboot ohne Segel und mit merkwürdigen Dingen an den Masten.

Das sollte ihr Leuchtschiff sein! — Aber sie wollte es nicht wahr haben und blickte kaum danach hin.

Nein, unter ihrem Feuerschiff dachte sie sich ganz etwas anderes, und ihre einmal gefaßte Vorstellung wollte sie sich nicht rauben lassen. —

Nun war es ganz dunkel geworden; nur über dem Wasser, wo das Meer in den Himmel überging, lag noch ein langer heller Schein, sonst alles schattenhaft.

Auch das Licht vom großen Leuchtturm grellte auf; wie ein Blitzen ging es über die Kämme der Dünen, und sie wußte, auch dieses Licht lief die ganze Nacht im Kreise herum, immer über den ganzen Horizont, die lange Nacht bis in der grauenden Morgen hinein.

Und in der Einsamkeit dort an der Dvarser Landspitze saßen Männer und wachten, daß den

Schiffen kein Unheil geschah. Das war eigentlich eine große Beruhigung. —

Es wehte kühl vom Wasser her, daß es sie fröstelte, sie ging in das Atelier und schritt auf und ab.

Zuweilen trat sie auf den Balkon hinaus und konnte nun sehen, wie in den Fischerhäusern die Lichter brannten, und auch draußen auf dem Meere waren die Lichter angezündet. Deutlich konnte sie die Farben unterscheiden, grüne, rote und weiße, manchmal in den Masten zwei weiße übereinander, das waren die Schleppdampfer, und diese Lichter verschoben sich beständig, kamen einander entgegen, kreuzten und überholten sich, und alle paar Minuten war es ein anderes Bild.

Die Sterne waren aufgegangen, aber die Nacht war ohne Mond.

Sie zog das Tuch fester über die Schultern und starrte auf die Dünen. Dort gingen zwei.

Abseits vom Wege gingen sie die Dünen hinauf; jetzt waren sie oben, und ihre Silhouetten hoben sich vom Himmel ab, nur unklar und verschwommen, aber doch deutlich genug, daß man sehen konnte, es war ein Mann und eine Frau, dicht nebeneinander, wie in eins zusammengeflossen, so dicht standen sie und blickten auf das Meer.

Es sah aus, als hebe die Frau ihre Arme, um den Mann zu umfassen, so standen sie unbeweglich, vielleicht ohne ein Wort zu sagen, stumm nebeneinander, indessen sie sich in ihrer Einsamkeit verzehrte.

Wie das sein mußte, ohne viel zu reden, das Gefühl der Zusammengehörigkeit auszukosten, wortlos einander zu verstehen.



Manchmal hatte sie ein so seltsam ziehendes Gefühl in den Armen, als müsse sie jemanden umschlingen, und sei es auch nur ihre Schwester, nur um dieses Gefühl los zu werden, wie es langsam ihren ganzen Körper durchfloß, daß alle Muskeln sich wie in Erwartung spannten.

Was half es? Es hieß eben sich bescheiden. Alles konnte man nicht haben. Nein, keine Ehe mit Kinderkriegen und den Fesseln, eine brave Hausfrau sein zu müssen.

Diesem zwangsweisen Sichergeben konnte sie sich nicht fügen.

Sie ging in das Atelier, nahm einen Block Papier, und während ihre Gedanken in der Zukunft spazieren gingen, entstand unter ihren Fingern das feine Geäst einer Birke, die sie ein paar Tage zuvor im Walde an einem ganz einsamen Flecke mitten unter anderen Bäumen gesehen hatte. Rings um den weißen Baum war es eine ganze Stecke einsam. Nur Gras und niedere Sträucher standen in der Nähe. Andere Bäume duldete dieses feine Bäumchen nicht, dem etwas so Frisches, unberührt Jungfräuliches anhaftete. Nur mit ihresgleichen vertrug sich die Birke; die feine Kontur ihrer hängenden Zweige, diese sensitive Weichheit litt sonst. Am besten hob sie sich von einem dunklen Hintergrunde ab, oder wenn sie allein stand, von der Morgensonne übergossen, damit das lichte Grün ihrer Blätter recht zur Geltung kam.

Alt durfte die Birke auch nicht werden. Die weiße Rinde mußte frisch sein, sich so mohnblattfein abschälen mit ihren dunklen Streifen, damit der helle gelbe Bast zutage trat.

Alt werden war häßlich. Jung sterben, von den Göttern geliebt, — und auch von den Menschen.

Geliebt und geehrt von den Menschen, — ob auch von einem Menschen? von einem Manne, in dem man dann ganz aufging?

Ob sie das konnte? — Ihr war es nicht gegeben, und doch fühlte sie sich oft wie verraten, wie verloren in der weiten Welt, trotz ihrer anscheinenden Selbstsicherheit und Festigkeit.

Sie kam sich oft wie ein von den Eltern daheim gelassenes Kind vor, das sich im Dunkeln fürchtet, das an die Tür pochen möchte, oder gar auf den heillosen Gedanken kommen konnte, zum Fenster hinauszuspringen, weil es sich vor der Dunkelheit mit ihren Schrecken und Grauen fürchtete. Solch ein Kind würde sich dem ersten besten Menschen, der mit einem Licht in das Zimmer trat, in die Arme werfen.

Ob es ihr auch so gehen würde, daß der erste Mensch, der ihr in ihrer Einsamkeit entgegentrat, ihr wie ein Erlöser vorkam, der sie von dem Banne befreite, und ihr die alte Zufriedenheit wiedergab?

Wenn nur erst die alte Reimers wieder zurück war.

Die Zeichnung der Birke war fertig; sie betrachtete das Blatt, und es gefiel ihr. Plötzlich fuhr sie zusammen. In einem Balken hatte es geknackt, und scheu sah sie sich um; ihr schien, als habe es sich hinter einer der Staffeleien bewegt.

Sie griff nach dem japanischen Schwerte, das auf dem Zeichentische lag, — aber es war nichts.

Dann zündete sie eine Kerze an, und mit der Waffe in der Hand ging sie zur Tür, an der sie sich noch einmal umsah, sich zu vergewissern. Dann

eilte sie die Treppe hinunter, öffnete die Haustür und rief in den Garten hinein: Flock! .. Flock!

Lautlos brach es durch die Büsche und stürmte auf sie zu.

Das Licht stellte sie auf die Diele des Hauses, beugte sich nieder, und der große Hund legte seine Pfoten auf ihre Schultern und rieb seinen Kopf, ohne zu bellen, nur mit einem behaglichen Knurren.

— Komm, mein gutes Tier. Heut' darfst du einmal mit hinauf, wenn du ganz artig bist. Aber erst die Pfoten hübsch sauber machen. So, komm' einmal her.

Und mit einem Lappen, der dazu bestimmt war, wischte sie ihm die sandigen Beine ab, während das Tier erwartungsvoll mit dem Schweife schlug.

— So, nun komm!

Sie war auf die Treppe getreten.

Erstaunt blieb der Hund drunten stehen.

— Aber, dummer Flock, so komm doch! — Ja, ja, du darfst, darfst mit in Frauchens Arbeitszimmer, wenn Flock ganz brav und artig ist.

Der Hund starrte sie noch immer ungläubig an, während sie, das Licht in der Hand haltend, ein paar Stufen hinaufgegangen war.

— So komm doch.

Langsam setzte er die eine Pfote auf die unterste Stufe, dann erst sah er, daß es Ernst war, und tappte langsam hinter ihr her.

— Nanu, du fürchtest dich wohl, du dummer Kerl? — Nein, nein, es geschieht dir nichts. Wenn du nur hübsch deinen langen Schwanz stillhältst,

sonst schneiden wir ihn dir ab, und das will Flock doch nicht?

Sie stand mitten im Atelier, in einem wunderbaren Gefühle der Sicherheit; das Licht hatte sie gelöscht und die Waffe an ihren alten Platz gelegt.

Und plötzlich kniete sie nieder und legte ihr Gesicht in das dicke weiche Fell des Hundes, der ganz stillhielt, und sich nur fest andrängte. Sie fühlte, wie gern er seiner Freude in gewohnter Weise stürmisch Ausdruck gegeben hätte, aber er verhielt sich still, nur daß der Schwanz zuckte und leise pendelte, indeß er den Kopf an ihrem Arme rieb.

— Du bist doch der Beste von allen. Aber nun ist es genug. — So, nun leg dich schön brav hin. So ist's recht. Frauchen wird ein bißchen lesen. Der ist heute so sentimental zumute. Heine? — Nein — das paßt nicht; aber Gedichte müssen es sein.

Und sie holte sich ein paar Bände heraus, stellte die Lichter ein, daß das Atelier im Halbdunkel lag; der Hund warm zu ihren Füßen auf dem Perserteppich; und in dem alten Ledersessel mit seinen Ohren, den der Vater allabendlich benutzt hatte bis zum letzten Tage, lehnte sie sich zurück und las mit langen Pausen ein paar der Gedichte.

Immer ließ sie das Buch in den Schoß sinken und kostete den Genuß der Verse voll aus. Jedesmal war es ein Bild, das vor ihr aufstieg, die Klänge setzten sich für sie in Farben um, und zum Greifen deutlich sah sie die Szenen vor sich.

Oft schon hatte sie Skizzen dazu entworfen, denn sie kannte gar viele davon auswendig; aber wenn ihr Auge die Lettern und Zeilen sah, war es doch

jedesmal etwas anderes. Stets eine neue vertiefte Empfindung, die zu ihr sprach, und im fremden Leid vergaß sie so das eigene. Leise sagte sie die Verse vor sich hin, nur mit den Lippen sie hauchend, kaum daß der Hund zu den Füßen dabei die Augen zu ihr aufhob.

Die trübe Stimmung war verflogen, und lachend fast sagte sie:

Lieb Seelchen, laß das Fragen sein:
was wird der Frühling bringen?
Lichtgrünes Gras, Waldmeisterlein
und Veilchen vor allen Dingen.

Auch Herzeleid und Frauenhuld
gedeiht in diesen Tagen,
ein bißchen Glück, ein bißchen Schuld
— Lieb Seelchen, laß das Fragen.

Lichtgrünes Gras! und Veilchen vor allen Dingen. Veilchen! .. Ein bißchen Glück — ein bißchen Schuld! ..

Langsam schloß sie das Buch, lehnte den Kopf zurück und wiederholte noch einmal: Ein bißchen Glück, ein bißchen Schuld! —

Dann knarrte drunten das Schloß. Flock fuhr auf aus seinen Träumen, um anzuschlagen.

— Wirst du wohl! ... Ich glaube, wir haben beide geträumt. Und da ist nun die Reimers zurück, und der Traum ist zu Ende. Komm, Flock, nun wollen wir einmal sehen, was sie uns Schönes gebracht hat.

Damit löschte sie die Lampen im Atelier; und hinter dem Hunde, der die Treppe hinabtappte, schritt auch sie hinunter, um mit dem alten Mädchen die wirtschaftlichen Fragen für den kommenden Tag zu erledigen.

XVI.

Der Arzt hatte erlaubt, daß die Mutter an die See ging, und nun war Hilde voll froher Erwartung, daß ihre Einsamkeit ein Ende nahm.

Die Sonne schien und weckte erstes Leben, und alles hatte ein anderes Aussehen.

Hilde war am Nachmittage mit ihrer Staffelei auf die Schwedenschanze gegangen. Sie sah von hier aus beide Gewässer. Neben sich hatte sie den Friedhof, und an dem alten Wallgraben mit seinen wilden Rosenbüschen grasten ein paar Schafe. Dieses Stückchen mit der Hecke dahinter hatte sie sich zum Vorwurf genommen.

Sie war ganz in ihre Arbeit versunken und sah nichts um sich herum.

Mit einem Male war die Arbeitslust wiedergekommen, so wie die Sonne kam nach trüben Tagen, an denen man dachte, sie würde nie wieder scheinen.

Noch waren alle Villen fest geschlossen, die Fenster vernagelt, und die Gärten sahen wüst und leer aus. Nur den paar ansässigen Malern und Malerinnen begegnete sie, aber die hielten sich von ihr zurück und begnügten sich damit, sie höflich zu grüßen. Zu einem Gespräch kam es kaum, weil sie sie für stolz und eingebildet hielten.

Dann waren die Besitzerinnen der paar Pensionen da, die täglich durch die aufgeweichte Dorfstraße zogen, die eine in Männerstiefeln, von ihrem Wolfsspitz begleitet, der mit jedem Hunde anfing, eine andere, Mademoiselle Louvain, die mit zu großen Kneifergläsern auf der nicht eben zierlichen Nase,

und in großen weißen Stulphandschuhen einherging, als sei sie Chargierter bei einer studentischen Festlichkeit. Sie liefen in Männerhüten einher, einen dicken Stock in den Händen, als hausten sie unter Räubern und Mördern.

Die Französin hatte einst glänzende Beziehungen gehabt und sich eines Tages hier angebaut, in der Hoffnung, daß sie im Sommer das Haus mit ihren Schülerinnen besetzt haben würde.

Anfangs hatte sie auch Glück damit gehabt; verschiedene ihrer Schülerinnen wurden ihr für den Sommer anvertraut, und das Haus war bevölkert mit jungen Mädchen, denen sie französische Konversation erteilte; aber dann entwuchsen sie ihr, neue kamen nicht hinzu; sie war gezwungen, auch an andere Badegäste zu vermieten, — das aber paßte den Angehörigen ihrer Schülerinnen nicht, und schließlich war ihr Haus eine Fremdenpension geworden, wie alle andern auch.

Ein paarmal hatte Hilde mit ihnen gesprochen, aber dann sah sie ein, das war nicht der rechte Umgang für sie. Die hatten alle nur eine Sorge: wie sie am besten ihre Wohnungen vermieteten, und kannten nur ein Thema: was der kommende Sommer ihnen bringen würde.

Der neue große Erfolg hatte sie den Kollegen auch nicht gerade sympathisch gemacht, und sie galt für hochmütig, weil sie an dem beständigen Lokalklatsch keinen Gefallen fand und nicht begriff, wie die Leute sich wochenlang nicht ansahen, nicht grüßten, sich gegenseitig die schlimmsten Dinge nachsagten, um dann mit einem Male wieder die dicksten Freunde zu sein.

So lebte sie denn abseits von allen, zumal sie wieder in Trauer war und schon dadurch ein Recht hatte, sich fernzuhalten.

Verschiedene ihrer Bekannten hatten die Absicht, zur Saison herzukommen; denn der Name des kleinen Badeortes war bekannt geworden, nicht zum wenigsten durch Hildes Bilder.

Jeder meinte, das müsse ein überaus interessanter Ort sein, mit seiner Malerkolonie und den eigenartigen landschaftlichen Schönheiten, die man sich mal ansehen mußte. Jetzt aber war es noch einsam.

Sie war es von Jugend auf gewöhnt gewesen, immer mit der Schwester zusammen zu hausen. Nun freute sie sich so darauf, daß Susi mit der Mutter kam. Dann war alles gut. —

Sie ließ den Pinsel sinken und sah vor sich hin, wie die Schafe dastanden und grasten, und von Zeit zu Zeit sie mit ihren gelben, so hexenhaft aussehenden Augen anstarrten. Wie dumm und ängstlich doch die Tiere waren.

Ach, sie war genau so ängstlich und dumm, fürchtete sich vor allem, was in ihr Leben trat, und hatte dabei eine solche Sehnsucht nach allem Neuen. Nur wäre sie gern immer nur Zuschauer geblieben und nicht mit hinein verwickelt worden.

Sie dachte an ihre Zukunft.

Was konnte noch aus ihr werden? —

Immer wieder Bilder malen, das war ihr Leben. Vertiefen konnte sie sich noch, aber größeren Ruhm schwerlich erwerben; nur bekannter konnte sie werden. Immer neue fremde Leute, die sie nie kennen lernen würde, sahen die Bilder an, die sie hier draußen

pinselte; die meisten würden achtlos daran vorbeigehen, einige wenige davor stehen bleiben, denen sie eine Freude bereitete, und nur ein paar wirklich Verständigen würde sie einen künstlerischen Genuß mit dem einen oder andern Bilde verschaffen.

War das nicht genug? —

Gab es etwas anderes, hatte Trude Bartling vielleicht doch recht, daß sie nicht geschaffen war, allein zu sein?

So saß sie und träumte, als ein Schatten auf ihr Bild fiel und jemand leise sagte:

— So versunken? — Wohin gehen denn die Gedanken? —

Sie sah auf, und da stand lächelnd Max Lamberg neben ihr.

— Wie können Sie einen nur so erschrecken.

— Aber wie sollte ich es denn anders machen, um Sie in die Gegenwart zurückzurufen. Ich habe mich geräuspert, — Sie hörten nicht; ich bin auf und abgegangen, die Schafe sind fast gestorben vor Angst. Von der andern Seite wagte ich nicht zu kommen, sonst wären die Schäfchen gewiß wie toll drauf los gerannt und hätten mit dem Stricke womöglich Ihre Staffelei umgerissen. Denn, wie Sie sehen, sitzen Sie noch im Bereiche der lieben Tierchen. Und auf dem Friedhofe, wo ich eben am Grabe von Frau von Malzern war, wollte ich mich auch nicht bemerkbar machen. Was blieb mir also übrig? Und nun sind Sie so böse, daß Sie mir nicht einmal die Hand geben?

— Gewiß will ich das und von Herzen.

— Nun also!

— Aber wie kommen Sie hierher?

— Sehr einfach, von Kopenhagen.

— Sie halten es wohl nie zu Hause aus?

— Was heißt das zu Hause? — Mein Haus ist die Welt.

— Ein etwas weitläufiges Haus.

— Also nein, ich hatte in Kopenhagen zu tun, und da mich eine befreundete Familie, der ich viel von Sandhoop erzählt habe, gebeten hat, mich nach Wohnung hier umzusehen, bin ich eben hier. Daß ich Sie finden würde, wagte ich nicht zu hoffen.

— Und nun sind Sie enttäuscht?

— Aber gar nicht. Im Gegenteil möchte ich Sie bitten, wenn Ihre Kunst es später erlaubt, mit mir zu kommen und mir zu raten, ob ich die Wohnung bei Bernhard Bratfisch nehmen soll.

— Ich glaube, die ist sehr nett.

— Freundliche Leute?

— Soweit ich weiß, ja; unsere Reimers ist des Lobes voll.

— Blitzsauber sieht es ja aus.

— Wie überall hier, wo Sie hinkommen.

— Na, „überall" ist ein bißchen viel gesagt. Ich könnte auch Beweise vom Gegenteil liefern.

— Aber nur vereinzelt. Also einen Augenblick, ich packe gleich zusammen.

— Durchaus nicht nötig. Mit Ihrer gütigen Erlaubnis setze ich mich hier oben auf den obersten Wall und sehe mir ein bißchen die Landschaft an.

— Nein, es wird heut' doch nichts mehr.

— Haben Sie keine Freude dran? Ich finde das Motiv in seiner Einfachheit sehr hübsch. Aber

Sie haben allerdings eine ganze Weile schon geträumt und nicht gearbeitet.

— Pfui, daß Sie einen so beobachten.

— Ich hatte im Augenblick nichts besseres zu tun.

— Und einen so heimtückisch zu überfallen.

— Ich bin eben heimtückisch von Charakter veranlagt.

— Das sind Sie aber sonst gar nicht. Und nun helfen Sie mir ein bißchen tragen. Heute bitte ich Sie darum; sonst muß ich nachher Frau Reimers nochmals herschicken.

— Aber mit Vergnügen. —

Sie hatte ihre Sachen zusammengepackt, und nun liefen sie den Berg hinunter bis an das große Gehöft, zu dem alle die Ländereien am Bodden hier gehörten. Ganz versteckt und geschützt gegen den Seewind lag das Haus, und der Garten mit seinen Obstbäumen war der umfangreichste im Orte. Jetzt konnte man noch durch die kahlen Hecken hindurchsehen.

Die Sonne stand klar am Himmel, aber im Schatten herrschte noch eine durchdringende Kühle, während es warm in der Sonne war.

Sie gingen im Garten auf den schmalen Wegen nebeneinander. Hilde hatte sich ein Tuch um die Schultern geschlagen, und nun war ihr wohlig warm. Sie sprachen über allerhand Dinge, die sie interessierten, über ihre Freunde und Bekannten; allzuschnell nur verging die Zeit, und sein Wagen mußte gleich kommen, um ihn zurück nach Rostrow zu führen, wo er die Nacht blieb, um am andern Morgen mit dem Dampfer zu fahren.

Die Wohnung bei Bratfisch hatte er seinen Freunden gesichert, und überlegte, ob er noch bleiben könne.

Unterkommen hätte er schon gefunden. Mit dem Essen war es schon bedenklicher, er konnte sich doch nicht einfach für Mittag und Abend bei ihr ansagen.

Im Grunde war es ja lächerlich. Aber man mußte auf die Klatschmäuler Rücksicht nehmen. Wenn die erst Hilde unter die Zähne nahmen, war es gewiß bald um sie geschehen.

Über seine Anwesenheit an diesem einen Nachmittag würden sie sich gewiß schon den Kopf zerbrechen. Mochten sie! — Was ging es ihn an.

Er überlegte, ob er ihr einmal von sich erzählen sollte. Vielleicht war sie doch prüde, und wollte dann nichts mehr von ihm wissen; aber das eine mußte er ihr noch sagen, und so fing er an, von seiner Orientreise zu berichten.

Sie war doch seine gute Freundin, und da sollte sie wissen, was er niemandem bisher gesagt hatte.

Er hatte diese lange Reise angetreten, um sich freizumachen.

Aus Gutmütigkeit hatte er einst einem Kameraden, der sich verheiraten wollte, einen Freundesdienst erweisen, hatte die undankbare Aufgabe übernommen, ihn freizubekommen von seiner Freundin.

Er hatte die Betreffende getröstet, um ihr über die erste Zeit des Verlassenseins fortzuhelfen.

Sie aber faßte seine Güte falsch auf, hielt alles für Liebe und Interesse von seiner Seite, und hing sich mit derselben Leidenschaft an ihn wie an seinen Vorgänger, als ob der überhaupt nie existiert habe;

und er hatte keine Möglichkeit gehabt, sich von ihr zu befreien.

Anfangs hatte er es versucht, aber dann ließ er es gehen, da sie ihm nicht weiter lästig fiel.

Aber dann trat jemand in sein Leben, den er mit ganz andern Augen ansah, und mit dem Instinkt der Frau hatte sie bald heraus, wer das war.

Diese seine neue Freundin aber stand so hoch vor ihm, daß seine Wünsche sich nicht an sie heranwagten. Er getraute sich ja nicht, auch nur eine Andeutung zu machen; er redete sich selbst ein, daß er lediglich ihr guter Freund sein und bleiben werde, aber sein Gefühl war mächtiger als alles andere.

Da hatte er, um Klarheit zu gewinnen, die Orientfahrt unternommen, und war ein halbes Jahr fort gewesen, um sich zu prüfen. —

Nun war er ganz frei, und wollte sich seine Zukunft neu bauen.

Ein Verleger plante eine neue Kunstzeitschrift, und ihm war angetragen, die Leitung zu übernehmen. Er hatte eine bescheidene Rente. Mit der Herausgabe der Monatsschrift ging es ihm für seine Verhältnisse glänzend, wenn das Unternehmen nur einigermaßen einschlug.

Hilde war still neben ihm hergegangen. Sie fragte sich ängstlich, weshalb er ihr das alles erzählte. Er hatte doch gewiß seinen Zweck dabei.

Ihr war es unangenehm, daß er ihr das alles erzählte. Sie hatte einmal von seinen Beziehungen gehört, wie eben Klatsch an sie herantrat, aber es gleich wieder vergessen. Was ging es sie an, was

die Leute hinter den Kulissen trieben, wenn sie nur gesellschaftsfähig blieben.

Sie hatte einen Abscheu vor all diesen Dingen. Von Kind an mochte sie nichts davon wissen; sie hatte alle ihre Sinne dagegen verschlossen, ganz im Gegensatze zu Susi, die Spaß daran fand, und deren Neugier ewig rege war.

Sie aber war all solchen Fragen in ihrer kühlen Art weit aus dem Wege gegangen.

Und nun erzählte er ihr Dinge, von denen sie nichts hören mochte, die ihr unangenehm waren; am liebsten hätte sie ihn unterbrochen, aber das wagte sie nicht.

Erst als er auf seine Pläne zu sprechen kam, sagte sie das erste Wort, nachdem sie vorher stumm, mit leicht gesenktem Kopfe, neben ihm hergegangen war.

Plötzlich fühlte sie sich als seine gute Freundin, ging auf alles ein, was er sagte, wurde wieder lebhaft und gesprächig, freute sich aufrichtig und schmiedete Zukunftspläne für ihn, um die unangenehme Empfindung zu verwischen.

Voller Anteilnahme hörte sie zu, wie er ihr entwickelte, daß er sich nun ganz nach seinem Geschmack einrichten konnte, wie er seine Zimmer ausstatten wollte, mit den denkbar geringsten Mitteln. Er kannte einen Tischler, der ihm nach Zeichnungen alles anfertigen würde, und die Weidenstühle, die hier in allen Gärten standen, und die ein alter Büttner in der Nähe anfertigte, sollten auch vertreten sein. An den Wänden die Bilder, die er von seinen Freunden gestiftet bekam oder auch sich selbst erstanden hatte.

So hübsch wie in Hildes Haus konnte es natürlich nicht werden, aber es sollte nett aussehen, damit man sah, daß kein Philister darin hauste.

Und an seine Zeitschrift wollte er all seine Kraft setzen, damit auch daraus was wurde. Er hatte so viele Pläne, und nun. da er Aussicht hatte, daß der eine und andere sich verwirklichen ließ, spann er immer neue. Er hatte Stoff für Hunderte von Artikeln, die ihm längst vorschwebten, zu denen er keinerlei Vorarbeiten mehr bedurfte.

Jetzt war die Bahn frei dafür.

Er wollte was vor sich bringen, nicht bloß immer mit kritischen Bemerkungen nachhinken, sondern Positives leisten, und Werte schaffen wie die andern, wenn auch nicht in Gestalt von Kunstwerken, so doch in Aufsätzen, die Fingerzeige gaben, die einen wissenschaftlichen Gehalt hatten und sich über die Tageskritik erhoben.

Gediegen und vornehm sollte das Blatt sein und allem, was gut und künstlerisch war, offen stehen.

Nun hatte er eine Aufgabe. Vor allem konnte er selbständig handeln, denn ihm waren die Hände gebunden gewesen.

Hilde hatte ihn unter diesen Gesprächen bis an den Ausgang des Dorfes gebracht.

Es war inzwischen Nacht geworden, ein stille und friedsame Nacht.

Aus einzelnen Häusern fiel ein winziger, gelber Lichtschimmer durch's Fenster, und der Himmel über ihnen war voller Sterne, in einer Klarheit, wie sie es noch nie gesehen zu haben glaubte.

Ein warmer Nachtwind strich über die Felder,

und nur der Hund an ihrer Seite war unruhig und zog an der Leine, weil er vom Wege ab in die Felder wollte. Aus der Kühle des Morgens war es plötzlich warm geworden.

Die Bäume und Häuser hoben sich wie schwarze Silhouetten von dem helleren Himmel ab, und sie standen beide schweigend auf der Straße, indeß der Wagen ein Stück vorgefahren war.

— Darf ich wiederkommen, Fräulein Hilde? fragte er jetzt und hielt ihre Hand fest.

— Ja, sagte sie.

Da beugte er sich herab und küßte ihre Hand, und sie fühlte seine warmen Lippen auf ihren Fingern.

Dann schritt er schnell auf seinen Wagen zu, und sie sah noch, wie er den Hut schwenkte und lustig rief:

— Auf Wiedersehn! .. Auf Wiedersehn!

Der Hund riß sie vorwärts; sie mußte alle Kraft anwenden, so wollte er dem Wagen nach, und dann schlug er ein lustiges Bellen an, und sprang und zog sie; aber sie faßte in sein Halsband, und so mußte er sich beruhigen. —

Auf dem Heimwege blieb er verschiedentlich stehen und strebte zurück, dem fortgefahrenen Wagen nach.

Jetzt erst fiel ihr ein, daß seine Frage: Darf ich wiederkommen, Fräulein Hilde? doch wohl mehr zu bedeuten hatte, und sie hatte das Gefühl, als habe sie mit ihrem Ja sich gebunden und ein Versprechen gegeben, das sie eines Tages einlösen mußte. —

Einsam, durch das schweigende Dorf, ging sie nachdenklich ihrem Heim zu.

XVII.

Hilde war nicht mehr allein im Sandhoop, seit Wochen wohnte die Mutter bei ihr. Susi war nur kurze Zeit dagewesen, dann war sie abgereist. Sie mußte zu ihren Tiegeln und Retorten zurück.

Der Mutter bekam der Aufenthalt an der See.

Sie lief geschäftig im Hause herum. Die alte Reimers war von ihrer ersten Herrin her an Eigenheiten und allerhand Schrullen gewöhnt, daß sie mit der Frau Oberst auch fertig wurde. Sie ließ sie reden und kommandieren und tat ihre Arbeit, wie sie es gewöhnt war, und nachher sagte niemand mehr was, denn die alte wunderliche Dame hatte inzwischen ihre Anordnungen längst wieder vergessen.

Vor allem konnte sie stundenlang in ihrem Strandkorbe sitzen, hielt die Hände gefaltet und sah auf das Wasser, ging auch manchmal mit Hilde und setzte sich auf ihren kleinen Feldstuhl in ihre Nähe, ohne sie zu stören.

Eines Tages war auch Max Lamberg aufgetaucht, aber er hatte sich im nahen Rostrow einquartiert, weil er arbeiten und seinen Bekannten ein wenig entgehen wollte.

Frau Vangerow hatte ihn in ihr Herz geschlossen, seit er sich ihnen gegenüber so hilfsbereit gezeigt hatte, und ließ Hilde völlig gewähren, wenn er herüberkam, was recht häufig geschah.

Sie rechnete ihn beinah zur Familie. Das war kein Fremder, ihm hätte sie Hilde auf die größte Reise ruhig anvertraut.

Und er machte von dieser Erlaubnis ausgiebigen

Gebrauch. Er war still, wenn andre dabei waren, manchmal überaus beredt, wenn sie allein waren; und plötzlich konnte er dann wieder verstummen.

Und dieses Schweigen ängstigte Hilde, oder doch, es machte sie beklommen. Dann sah er sie oft mit so ganz andern fremden Augen an, und sie fürchtete, nun werde er etwas sagen und die Frage stellen, auf die sie ihm keine Antwort geben konnte. Aber dann kam jedesmal eine ganz harmlose Phrase über seine Lippen.

Sie hatte Angst, ihn zu verlieren, den guten Freund zu kränken, für den sie alle nur erdenklichen Sympathieen hegte. Sie wollte ihn behalten. Aber wie sollte sie das anfangen?

Vielleicht kam nie wieder einer, der sie begehren würde; sie war nun fünfundzwanzig, und mußte in ihrer Einsamkeit verharren. Er war ihr in allem sympathisch, auch in seiner Aufrichtigkeit über sein früheres Leben, nach diesem Geständnisse, das sie ihm anfangs nicht vergessen konnte.

Es war ja nichts anderes gewesen als ein erstes bescheidenes Anpochen, ob sie ihn auch nicht zurückstoßen würde.

Die meisten ihrer Freundinnen hätten sich gewiß keinen Augenblick besonnen, sondern ohne weiteres zugegriffen.

Die wenigsten Frauen hatten den Mann gekannt, den sie heirateten. Sie kannte Max Lamberg seit Jahren, und nie war irgend etwas gewesen, das sie unangenehm berührt hätte. Er war stets liebenswürdig und, was ihr so wohltat, von einer peinlichen Sauberkeit, wann sie ihn auch gesehen hatte. Das

alles sprach für ihn. Und auch ihr Herz schlug jedesmal schneller wenn er kam.

Sollte das Liebe sein? —

Auf wen wollte sie denn warten? Susi würde entweder eine Stellung annehmen, wenn sie mit ihrem Studium fertig war, oder sie heiratete. —

Nachts lag sie jetzt oft wach und machte sich Gedanken über ihre Zukunft und auch die nächste Gegenwart. Alle Möglichkeiten malte sie sich aus, und wollte schon im voraus Stellung dazu nehmen, aber schließlich sagte sie sich, daß es ja auf den Augenblick ankam, der würde ihr schon die richtige Antwort geben.

Sie machte sich Vorwürfe, daß sie wohl nicht so empfand wie die meisten ihrer Bekannten oder wie die Mädchen in Romanen, wenn sie vor einer Verlobung standen. Sie sah eben nicht ihr einziges Heil darin. Aber sie sehnte sich danach, jemanden zur Seite zu haben, auf den sie sich verlassen konnte.

Und das konnte man bei ihm, soweit sie ihn beurteilte. Eine Stütze würde er ihr sein.

*

Die Sonne war untergegangen, aber all die kleinen weißen Wolken glühten und leuchteten auf in loderndem Rot.

Eine schwarze Wolkenwand stand im Osten, hoch und drohend; nur über dem Meere war es noch hell, und der Sturm jagte die Wolken.

Hilde ging mit Max Lamberg am hohen Ufer hin.

Steil fielen die Wände hier in das Meer, und wenn die Wellen gegen die Schutzpfähle drunten schlugen, dann spritzte der Gischt haushoch empor,

und der Wind warf einen feinen Sprühregen bis herauf zu dem breiten Wiesenstreifen, der sich zwischen dem Abhang und den Kornfeldern dehnte.

Die silberne Scheibe des Mondes hing vor ihnen über dem Dorfe, noch blaß und unansehnlich, gerade über dem Rande der dunklen Wolkenwand.

Die angepflockten braunen Schafe irrten wie ratlos umher, duckten sich, wenn der Strick es ihnen gestattete, in eine Vertiefung nieder, um bei jedem Laute ihre ängstlichen Köpfe wieder zu erheben und gespenstisch wie aus dem Boden aufzutauchen.

Das Wasser schlug unausgesetzt in einem sich stets gleichbleibendem Rhythmus gegen die Pfahlreihen, die hier unten am Fuße der hohen Küste eingerammt waren. Alljährlich stürzten große Erdmassen hinunter in das Wasser, wenn beim Weststurm die Fluten das Erdreich unterwühlt hatten und der Regen oben sich neue Wege gebahnt hatte durch das lehmige Erdreich, wo an den Sandwänden Hunderte von Schwalben ihre Nestlöcher hatten und die Ränder unterwühlten und lockerten.

Fast jeden Abend gingen sie hier oben lang, denn es war Max Lambergs Heimweg, und Hilde begleitete ihn oft hier herauf, wo der nächste Weg nach Rostrow führte.

Heute wickelte sie sich fest in ihr Kape, und Flock ging mit gesenktem Schwanze hinter ihr durch das feuchte, kurz abgefressene Gras, aus dem nur die gelben Immortellen ihre Köpfchen erhoben.

Ein Dampfer war ziemlich nahe an die Küste herangekommen; den ließen sie nicht aus den Augen,

während sie nebeneinander hingingen. Sein lautes Abschiedstuten klang dreimal durch den stillen Abend.

Plötzlich blieb Hilde stehen.

— Was ist Ihnen? fragte Max besorgt.

— Ich weiß nicht, ich bin eben in eine Vertiefung geraten und habe mir, scheint's, den Fuß etwas vertreten.

— Geben Sie mir Ihren Arm.

— Ich muß einen Augenblick stillstehn.

Er war neben ihr und umfing sie.

— Versuchen Sie einmal, den Fuß zu bewegen.

— Es geht nicht; es tut mir auch zu weh.

— Hier, nehmen Sie einmal meinen Stock, stützen Sie sich darauf. So, und nun bleiben Sie ruhig stehen. Lehnen Sie sich nur an mich.

So standen sie, hart am Abhange, vom Winde umtost, der jetzt, da die Sonne versunken war und es anfing, Nacht zu werden, anschwoll und an ihren Kleidern und Hüten riß..

— Lassen Sie mich nur, ich werde mich eine Weile hinsetzen.

— Nein, nein, das dulde ich nicht. Das Gras ist zu feucht. Sie würden sich erkälten. — Ist es Ihnen denn unangenehm, wenn ich Sie so halte?

Sie schüttelte den Kopf.

— Nein, das nicht, aber ich möchte Ihnen nicht so zur Last fallen.

— Das tun Sie nicht.

Ganz eng standen sie nebeneinander, und jeder hörte sein Herz und das des andern schlagen. Anfangs hatte sie sich etwas steif gemacht, aber nun gab sie sich hin. Seine Arme hielten sie ja fest. Sie

fühlte seine Wärme, und wie sein Atem heftiger ging; aber sie hatte keine Furcht, sondern schmiegte sich an seine Brust.

— Können Sie bis zum Hause dort kommen? fragte er.

Sie maß die Entfernung mit den Augen und sagte dann:

— Ich glaube kaum.

— Ich werde Sie tragen.

— Nein, nein! Ich will es versuchen. Wenn ich mich auf den Stock stütze, wird es gehen.

— Ich halte Sie auch ganz fest; sehen Sie, so! Nun versuchen Sie es einmal.

— Es wird schon gehen. O, Sie halten mich aber zu fest.

— Geht es so besser?

— Ja, aber nicht so schnell.

— Es ist ja nicht weit. Wenn nur jemand da wäre, der helfen könnte!

— Einen Augenblick. Ich muß mich etwas ausruhen. Ja, Flock, du siehst einen an und kannst auch nicht helfen. — Nun wollen wir wieder einmal ein Stück vorwärts kommen. Ich stütze mich schon ganz fest auf Sie.

Sie lächelte ihn unter ihren Schmerzen an, und er redete ihr zu:

— Nur Mut, sonst muß ich Sie doch noch auf den Arm nehmen und tragen.

Alle paar Schritte blieben sie stehen, aber langsam kamen sie dem Hause näher.

Sie kannten das kleine Haus. Seit Jahren brachte ein Berliner Schriftsteller seinen Sommer in den

beiden kleinen, niedrigen Stuben zu. Mit seiner Frau und seinem Hunde lebte Alex Dimba hier, schrieb seine Dramen und Operntexte, und kümmerte sich wenig um die Malerkolonie. Hilde kannte ihn und dadurch auch die alte Frau Reich, der das Häuschen gehörte. Bei der wollten sie Unterkunft suchen. An der Gartentür ließ Max Hilde einen Augenblick stehen, um die Frau zu rufen, die denn auch herauskam und suchend in die Nacht hinausblickte.

— Ich bin's, Mutter Reich, mit Fräulein Vangerow, die sich den Fuß übertreten hat. Können wir ein paar Augenblicke zu Ihnen herein?

— Kommen Sie rein, ich will Licht bringen.

Sie stellte in den engen Flur ein Licht, das im Winde hin und her flackerte, und kam heraus, Hilde zu helfen. Aber der Weg, mit alten runden Klinkern gepflastert, fiel von der Gartenpforte schräg ab zur Haustür, und Hilde stieß sich.

— Einen Augenblick! bat Max.

Er hatte sie hochgehoben und trug sie nun, ohne daß sie sich wehrte, die paar Schritte bis zur Schwelle.

Er hatte nicht gefragt, und wie selbstverständlich hatte sie ihn gewähren lassen. An der Tür mußte er sie herunterlassen, weil er sonst nicht durch die niedere Öffnung hindurchgekommen wäre.

Dann humpelte sie, von ihm halb getragen, in die niedere Stube und ließ sich auf ein Sofa nieder.

— So, nun strecken Sie einmal den Fuß aus.

— Das tut aber weh.

— Und nun, Fräulein Hilde, bin ich nichts weiter als ein Arzt. Ein bißchen verstehe ich mich nämlich

darauf von meiner Militärzeit, da habe ich selbst mal vierzehn Tage an Sehnenzerrung gelegen.

Frau Reich hatte inzwischen die Hängelampe angezündet.

— Und Sie, Frau Reich, sind wohl so freundlich und bringen ein sauberes Handtuch her und eine Schüssel mit kaltem Wasser.

— Gern, hole ich sofort.

— Und nun, Fräulein Hilde, müssen Sie erlauben.

Und ohne weiter zu fragen, kniete er halb nieder, nahm ihren Fuß und schnürte den Stiefel auf. Ein wenig stieg ihm das Blut doch zu Kopfe. Sie hatte einen so feinen, schmalen Fuß, etwas, was er immer an ihr bewundert hatte, und den durfte er nun in seiner Hand halten.

Sie seufzte doch schmerzhaft auf, als er versuchte, ihren Fuß zu befreien, trotzdem er die Senkel ganz herausgezogen hatte; noch einmal mußte sie die Zähne zusammenbeißen, dann war sie erlöst.

— So! Das wäre gemacht. Nun müssen Sie sich aber auch den Strumpf ausziehen, oder soll Frau Reich es tun?

— Nein, ich kann es selbst.

Er trat an das kleine Fenster, kehrte ihr den Rücken zu, und sah in die Nacht hinaus, wo die Büsche und Bäume vor den Fenstern vom Sturm hin und her geschleudert wurden.

Er zuckte ein wenig zusammen, — dann fühlte er erst, daß es Flock war, der im Zimmer herumgeschnobert hatte und nun mit seiner kalten Schnauze gegen seine Hand stieß.

Frau Reich kam zurück.

— So, hier ist ein ganz neues Handtuch und Wasser.

— Ja, es ist gut. Und nun müssen Sie einmal erlauben, Fräulein Hilde.

Hilde zog die Kleider fest um ihr Bein und schloß ein wenig die Augen, als sie seine Hand an ihrem Fuße fühlte.

— Ein bißchen geschwollen ist es hier. Tut es weh, wenn ich hier anfasse? — Und hier?

— Ja!

— Hier auch?

— Nein, weiter links.

— Versuchen Sie einmal, den Fuß zu bewegen.

— Ist es so gut?

— Gott sei Dank, gebrochen ist nichts. Vielleicht ist es ganz harmlos, nur ein bißchen vertreten und keine Sehnenzerrung.

Er hatte das Handtuch in das Wasser getaucht und legte es jetzt, sorgfältig geglättet und gefaltet, um ihren Fuß, wobei sie wieder ein wenig zusammenzuckte vor der Kälte. Dann machte er ihr einen regelrechten Verband.

Ganz still ließ sie das alles mit sich geschehen, als sei es selbstverständlich.

— So, und nun strecken Sie sich einmal auf das Sofa. Hier die Kissen in den Rücken. So! — Und nun müssen wir Sie nach Hause transportieren. Ich werde sehen, daß ich einen Wagen auftreibe, einen der Hotelwagen oder so was ähnliches.

— Was ich Ihnen für Scherereien mache!

— Aber das tut doch nichts. Tut es noch weh?

— Es ist nur kalt.

— Das soll es. Also ich komm bald wieder. Frau Reich bleibt bei Ihnen. Sie sollen sich auch nicht lange gedulden. Ich bin gleich wieder da.

Er gab ihr die Hand und lächelte ihr aufmunternd zu.

Da saß sie nun unerwartet in dem kleinen Fischerhause, um das der Sturm brauste. Die Decke war so niedrig, daß man mit der Hand daran reichen konnte, aber es war heimlich und gemütlich in der sauberen Stube.

— Ich komme gleich wieder, Fräulein, und lasse die Tür auf. Sie brauchen bloß rufen, dann komm' ich schon, wenn Sie was wollen, sagte Mutter Reich.

Nun war sie ganz allein. Der Fuß tat ihr nicht mehr weh. Wie geschickt er das doch gemacht hatte. Sie hatte seine Finger kaum gespürt. Es hatte ihren Schmerz sehr gelindert, wie er so vorsichtig das Tuch umgewickelt hatte.

Und jetzt lief er im Sturm herum nach einem Wagen. Den sollte er gleich behalten; denn das duldete sie nicht, daß er bei dem Wetter den weiten Weg zu Fuß ging.

Sie schloß die Augen, und durch den rüttelnden Sturm hörte sie das leise Surren der Lampe und wußte plötzlich nicht mehr, ob das alles Wirklichkeit oder nur ein Traum sei. Ein so wohliges Gefühl durchströmte sie, daß sie den Wunsch hatte, nicht zu erwachen, sondern weiter zu träumen, immer weiter.

Frau Reich kam zurück; und nun wußte sie, daß es Leben war, und sie freute sich, daß ihr das mit

ihrem Fuße geschehen war. Sie hatte Sehnsucht, wie ein krankes Kind gehegt und gepflegt zu werden.

Mutter Reich schwatzte mit ihr in ihrer stillen Weise; und Hilde lauschte dabei hinaus, ob sie nicht einen Wagen hörte oder Tritte den Steinweg herunter.

Nun kam ein Wagen, und dann trat Max wieder ein.

— Ich habe Glück gehabt, der Hotelwagen kam gerade leer daher; da ist er umgekehrt, und nun wollen wir mal sehen. Aber tüchtig einwickeln müssen Sie sich, damit Sie sich nicht erkälten. Hier bringe ich zwei Pferdedecken, die müssen mit aushelfen.

Er schlug sie ganz darin ein, und dann verschränkte er mit dem Kutscher, der hereingekommen war, die Hände, und sie trugen sie hinaus, während Hilde sich an ihren Schultern festhielt, und brachten sie in den Omnibus, daß sie zwischen den Längsbänken am Boden saß. Max setzte sich auf eine der Seitenbänke, und seine Kniee dienten ihr als Rückenlehne. Schuh und Strumpf, die sie vergessen hatten, brachte Frau Reich heraus.

So fuhren sie ganz langsam die Reihe entlang und die Dorfstraße, im Schritt, damit der schwankende Wagen sie nicht stoßen sollte, bis sie vor der Villa waren.

— Ach, ich möchte, daß wir Mama nicht störten, bat sie. Hier haben Sie den Schlüssel, rufen Sie Frau Reimers leise heraus.

Das tat er denn auch, und wieder trug er sie mit dem Kutscher in das Haus hinein.

— Wenn Sie mich hinaufgebracht haben, dann bitte ich Sie um eins, behalten Sie den Wagen und fahren Sie nach Haus.

— Ja, das Versprechen will ich Ihnen gern geben, denn ich will morgen früh mit dem Doktor herkommen und ihn heute noch aufsuchen. Wenn es notwendig ist, schicke ich ihn heut' abend noch.

— Aber nein!

— Wir wollen erst einmal sehen. So, nun befreien wir Sie erst von den Decken, und dann trage ich Sie hinauf.

— Geht das nicht so wie eben?

— Nein, dazu ist Ihre Treppe zu schmal. Also, wenn ich bitten dürfte, mein gnädiges Fräulein.

Sie erhob sich von der Bank, nicht ohne einen leichten Seufzer, und dann nahm er sie auf seinen Arm und trug sie leise die Treppe hinauf.

— Ich bin nicht so leicht, sagte sie verlegen lächelnd.

— Es geht schon, erwiderte er leise, und dann betrat er zum ersten Male mit ihr auf dem Arm ihr Zimmer.

Er fuhr sich leicht über die Stirn und atmete tief, als er sie absetzte.

— Jetzt müssen Sie mir noch einmal ihren Fuß zeigen, denn der Umschlag ist sicher verrutscht.

— Aber gar nicht, sehen Sie nur.

— Wir wollen aber doch eins von Ihren Tüchern nehmen, und dann soll Frau Reimers auch sehen, wie es gemacht wird, um es Ihnen nötigenfalls zu erneuern.

Sie gab dem Mädchen Auftrag, und während die im Nebenzimmer suchte, wickelte er das Tuch ab und hielt ihren Fuß wieder in der Hand, und nachdem er noch einmal nachgefühlt hatte und nur eine

leicht geschwollene Stelle fand, konnte er sich nicht enthalten zu sagen:

— Ihr Fuß müßte doch das Entzücken jedes Bildhauers sein.

Hastig zog sie ihn zurück; aber leise sagte er:

— Darf ich das nicht sagen? — Sie wissen doch selbst, wie selten ein schöner Fuß ist.

Dann mußte sie ihm den nackten Fuß wieder hinhalten, und war nur froh, daß Frau Reimers sich erklären ließ, wie sie es machen sollte; so sah keiner von beiden, welch eine heiße Röte ihr in die Wangen gestiegen war. Sie hatte die Empfindung, als habe er gleichsam Besitz von ihr genommen, und sie habe sich ihm gegeben. Aber böse war sie ihm nicht, das konnte sie nicht, nur verlegen und seltsam berührt von seiner Stimme, die so ganz anders geklungen hatte.

Nun war er fertig und sah zum ersten Male wieder auf.

— Soll ich Ihnen den Arzt nicht heute herschicken?

— Es ist nicht nötig. Ich möchte es auch nicht, wegen Mama.

— Ich will sehen, daß ich den Doktor Werkmann noch finde, dann lasse ich Ihnen Bescheid sagen, was er meint, wenn ich ihm alles genau erklärt habe. Frau Reimers soll ein wenig aufpassen, wenn der Wagen zurückkommt, etwa in einer Stunde. Der Kutscher wird Bescheid bringen, oder der Doktor kommt gleich mit.

— Wie gut Sie doch sind! —

— Aber, Fräulein Hilde, das versteht sich doch von selbst.

— Und Mama hat nichts gemerkt!

— Nun muß ich aber fort, damit es für Sie nicht zu spät wird.

Er führte ihre Hand an seine Lippen, was sonst nicht seine Gewohnheit war, — in der Tür winkte er ihr noch einmal zu, und von Frau Reimers begleitet, hörte sie ihn leise die Treppe hinuntergehen. Dann knallte der Kutscher mit der Peitsche; sie hörte das Knirschen der Räder, der Sturm übertönte das leise Geräusch bald, und dann kam Frau Reimers, half ihr beim Auskleiden, und mit einem wohligen Gefühle legte sie sich in die Kissen, wie noch nie, trotzdem ihr der Fuß wehtat, wenn sie ihn bewegte. —

*

Max Lamberg hatte den Dr. Werkmann daheim gefunden und berichtete ihm getreulich. Mehr konnte man nicht tun, meinte der; er wollte morgen früh um zehn Uhr hinüber, mußte doch einen Patienten dort besuchen und erbot sich, Max mitzunehmen.

Mit diesem Bescheid schickte Max den Kutscher zurück. —

Als er dann in seinem Zimmer auf und ab ging, bei einer Zigarre, die er vor dem Schlafengehen noch rauchen mußte, faßte er in seine Jackettasche; etwas weiches, warmes war darin, und als er es bei Licht besah, war es Hildes seidener Strumpf, den er beim Absteigen vom Wagen eingesteckt hatte.

Er ließ ihn durch die Finger gleiten, und ihm war, als sei er noch warm von ihrer Berührung, und wieder sah er diesen langen, schmalen Fuß in seiner schneeigen Weiße vor sich, den er in seinen

Händen hatte halten dürfen, diese feinen Knöchel, alles viel feiner, als er es sich dem äußern Anscheine nach gedacht hatte, und ihre ganze, schlanke Gestalt stieg vor ihm auf, wenn der Wind den leichten Stoff ihr um die Beine legte.

Und er stellte sie sich vor in ihrer stolzen Herbheit, und daß es süß sein mußte, diese Unnahbarkeit sich zu unterwerfen.

Ganz plötzlich überfiel ihn ein heißes Begehren, nachdem er kurz zuvor in ihrer Gegenwart ganz vernünftig gewesen war.

Lange ging er auf und ab, und konnte sich nicht von dem Stückchen grauer Seide trennen, das ihm die Erinnerung an sie wachrief. —

Nun stand es bei ihm fest, er wollte nicht länger zaudern, denn die Unruhe und die Sehnsucht in ihm wuchs und wuchs, und nur die Gewißheit, daß er sie morgen wiedersehen und mit ihr sprechen konnte, gaben ihm ein wenig seine gewohnte Ruhe wieder.

Aber schlafen konnte er nicht, sondern er baute Zukunftspläne; und bekam jedesmal wilderes Herzklopfen, wenn er sich vorstellte, daß seine Träume nicht in Erfüllung gehen könnten, sein wachen Träume, die ihm jetzt den Schlaf und alle vernünftige Überlegung raubten, so daß er vor Ungeduld verging, es möge die Nacht erst vorbei sein, und der neue Tag mit seinen Hoffnungen und vielleicht seiner Erfüllung kommen. —

*

XVIII.

Der Sturm hatte sich in der Nacht ausgewütet und alle Wolken vertrieben. Es wehte noch immer, aber jetzt mehr von Süden, und das Meer sah blau aus in der Morgensonne.

Max saß neben dem Doktor auf dem Jagdwagen, und die Pferde gingen in dem tiefen Sandwege im Schritt. An einem Seitenwege hielt der Wagen.

— Einen Augenblick, sagte der Doktor, ich muß nur mal nach einer alten Frau sehen.

Max blieb ein paar Minuten allein; die Hand hatte er in der Tasche des Überziehers, wo er fein säuberlich in Seidenpapier Hildes Strumpf trug, den er zurückgeben wollte, aber nicht recht wußte, wie er das anfangen sollte, ohne sie in Verlegenheit zu bringen. Er konnte ihn einfach der alten Reimers geben, aber das wollte er nicht, und wenn sich keine Gelegenheit finden sollte, dann behielt er ihn schon lieber als eine Art Talisman so lange, bis sich alles entschieden hatte.

Die Pferde zogen an, und der Doktor begann wieder seinen Kampf mit den Streichhölzern, um die erloschene Zigarre in Brand zu setzen.

Er sah gar nicht nach einem Landarzte aus: ein feines, blasses Gesicht, ein weißblonder Schnurrbart und ganz hellblonde Haare, dabei klein und zierlich; nur die etwas heisere Stimme und die leicht gerötete Nase standen damit im Widerspruche.

Man merkte ihm an, daß da ein sensitiver Geist allmählich verkümmert war. Er galt in der Gegend nicht eben als besonderes Licht und war immer gern bereit, in schwierigen Fällen einen Spezialisten aus

der nicht allzu fernen Universitätsstadt kommen zu lassen, weil er ungern eine Verantwortung übernahm.

Was man ihm einhellig nachrühmte, war, daß er den wohlgepflegtesten Obstgarten der ganzen Gegend hatte, und in der Saison waren seine Erdbeeren und Himbeeren überall gesucht.

Dieser Beschäftigung im Garten und der Ausgabe aller Drogen und einfacheren Apothekersachen stand seine Frau vor, die ihn um einen halben Kopf überragte, und von einer Energie war, vor der manch einer, der mit ihr zu tun hatte, sich fürchtete.

Verkehr unterhielten sie fast gar nicht, und da der Doktor eine große Steinsammlung hatte und allerhand Proben des Erdbodens sich zusammenholte und damit Versuche anstellen sollte, so erzählte man sich, daß er eine Geschichte der Entstehung des Fischlandes schreibe. Aber kein Mensch wußte genaueres.

Es kamen zuweilen von der Universitätsbibliothek große Bücherpakete an und wurden wieder zurückgesandt, aber was sie enthielten, erfuhr man nicht, jedenfalls keine medizinischen Werke, denn von Neuerungen wollte der Doktor nicht viel wissen. Er kurierte, wie er es vor Jahren gelernt hatte. Wenn den verwöhnten Patienten, die sich im Sommer an ihn wandten, seine Methode nicht gefiel, konnten sie sich ja wen anders suchen.

Er saß still neben Max Lamberg und sog an seiner Zigarre. Dem war es heute ganz recht, daß er nicht zu reden brauchte.

Zuweilen schoß aus einem der Gehöfte, an denen sie vorüberfuhren, ein Köter heraus und bellte dem Wagen wie toll geworden nach, kehrte immer wieder

um, bis ein neuer Hund ihn endlich ablöste und er nun beruhigt nach Hause trollen konnte, aber das störte sie nicht, und das Pferd noch weniger, das wie im Schlafe neben der Deichsel hintrottete.

Beim Eingang zum Dorfe wurden sie angerufen. Ein älterer Herr bat, ob der Herr Doktor nachher nicht einmal vorsprechen wollte beim Geheimrat Berwald, dort in dem kleinen weißen Hause von Flormann.

Nun hielt der Wagen vor der Villa Hildes.

— Wie geht's, Frau Reimers?

— Ganz gut, Herr Lamberg. Herr Doktor möchte nur heraufkommen.

Im Flur trafen sie Frau Vangerow, die ganz außer sich war, daß sie gestern nichts erfahren hatte, und erst heute morgen Hilde mit dem gebrochenen Bein vorgefunden hatte. Das ließ sie sich nicht ausreden, daß das Bein gebrochen war. Weshalb hatte sie nichts gewußt? Sie hätte doch die Nacht bei Hildes Bett gesessen und gewacht.

— Wie hat Fräulein Hilde denn geschlafen?

— Sie sagt ja: sehr gut; aber das glaube ich ihr nicht. Es will mir ja niemand die Wahrheit sagen. Ach, wenn nur das Bein nicht kürzer bleibt.

— Aber es ist ja nichts geschehen, gnädige Frau.

— Entschuldigen Sie mich, Herr Lamberg, aber ich muß mit Herrn Doktor hinauf; ich komme dann gleich wieder herunter.

Er blieb also im Flur und setzte sich in die Trinkecke, wo die Sonne durch die bunten Scheiben fiel und alles so licht und freundlich aussah.

Frau Reimers hatte lächelnd zugehört. Dann sagte sie:

— Es geht ja dem Fräulein schon wieder ganz gut; die Frau Oberst macht nur alles immer gleich so schlimm. Ich sehe überhaupt nichts mehr an dem Fuße. Der Herr versteht ja wohl bald mehr davon als ein richtiger Arzt; das meint Fräulein Hilde auch. Aber ich habe nicht geduldet, daß Fräulein aufsteht. Das hat ja auch noch Zeit, nicht wahr?

Damit ging sie freundlich lächelnd wieder an ihre Arbeit.

Max besah sich inzwischen die Bilder an den Wänden. Wie nett das alles eingerichtet war. Es war wirklich leicht, hier seine Sommermonate zuzubringen. Eine etwas kräftigere Note müßte nur hineinkommen. Manches sah ein bißchen frauenzimmerlich in der Einrichtung aus. Man spürte, daß hier kein Mann hauste. —

Nun hörte er von droben die Stimme des Doktors:

— Also nur Ruhe, ich komme am Freitag noch einmal vor. Nur den Fuß nicht anstrengen, und hoch liegen lassen; sonst ist alles vortrefflich.

Dr. Werkmann kam die Treppe herunter und gab Frau Reimers ein weißes Pulver:

— Ich habe hier zu Bleiwasser mitgebracht, auf ein halb Liter einfach auflösen und damit die Umschläge machen. Meine Empfehlung, Herr ...

Er gab Max Lamberg die Hand, verbeugte sich nochmals vor Frau Bangerow und schickte dann den Wagen vor, um zu Fuß seine Besuche weiter zu machen. —

— Sie können noch nicht zu Hilde hinein, sagte Frau Vangerow, aber Sie möchten doch mal heraufkommen; sie will Ihnen was durch die Tür sagen.

Er ging hinauf, und während die Mutter die Tür aufhielt, hörte er Hilde rufen:

— Guten Morgen! Wie geht es Ihnen denn? —

— Gut, Fräulein Hilde, und Ihnen auch schon wieder?

— Ja, der Doktor hat all Ihre Maßnahmen sehr gelobt; er sagte, er habe nichts mehr dabei zu tun. Sind Sie gut nach Haus gekommen?

— Freilich!

— Nun passen Sie mal auf: machen Sie einen kleinen Spaziergang am Strande; und kommen Sie in einer Stunde wieder, dann bin ich auch fertig, dann können wir noch ein bißchen plaudern. Wollen Sie?

— Aber gern.

— Am besten, Sie bleiben zu Mittag bei uns. Können Sie nicht? —

— Aber gewiß, mit größtem Vergnügen.

— Also dann auf Wiedersehen nachher! —

— Ja, kommen Sie bald wieder und essen Sie bei uns, fügte nun auch Frau Vangerow hinzu, die die Tür wieder angelehnt hatte.

Eigentlich fand sie es schrecklich unpassend, daß Hilde von ihrem Bette aus so mit einem jungen Mann sich unterhielt; aber was sollte sie machen? Nachdem er am Tage zuvor Hilde gar bei nachtschlafender Zeit bis in ihr Zimmer getragen und ihr den Fuß verbunden hatte.

Dagegen ließ sich ja nun nichts mehr tun. —

Max ging inzwischen an den Strand, und um die Zeit hinzubringen und angemessen zu verwenden, suchte er die Badeanstalt auf, und wenige Minuten später schwamm er gegen die hochgehenden Wellen nach der Sandbank hinüber.

Wenn er sich umblickte, sah er bald nichts von der Küste; bald, wenn eine Welle ihn hob, konnte er den ganzen Strand übersehen. Er ließ die Füße sinken, denn hier brachen sich die Wellen an einer Bank, und er hatte Grund. Er konnte sich ausruhen, brauchte sich nur immer von den Wogen heben zu lassen, durch einen leichten Druck der Hände, damit ihm der Gischt nicht über den Kopf schlug.

Dann schwamm er langsam wieder der Küste zu, trieb sich noch eine ganze Weile dort herum, wo die älteren Herren sich an den Stricken festhielten, die Jungens mit Lärm und Geschrei die Wogen abfingen, und die Männer sich ruhig von dem Wasser hin und her werfen ließen. Sprechen konnte man nicht miteinander, so überschlug sich der Schaum und Gischt hier, der mit dem feinen Sande gemischt, einem Brust und Nacken peitschte.

Das kühle Wasser und dieser Aufruhr in der Brandung tat ihm wohl; er warf sich darin herum, und als er sich abgetrocknet hatte und noch ein wenig mit einigen Herren geplaudert, die er kannte, lief er am Strande hin, in einem Bogen um das Damenbad herum, wo die bunten Anzüge sich wie Ballons üppig blähten und sich die Familienstrandkörbe aneinander drängten. Dann immer am Wasser entlang in dem klaren Sonnenscheine, wobei er oft einen raschen Seitensprung machen mußte, wenn eine

stärkere Welle sich weiter heraufwagte als ihre Schwestern, schritt er weiter.

Von einem Holzschiffe mußte ein Teil der Ladung über Bord gegangen sein, denn überall waren Bretter angeschwemmt, lagen am Strande oder tanzten im Wasser. Mit Schiebkarren und Wagen waren Männer und Jungens von Sandhoop dabei, von den glatten Brettern zu bergen, was sie erreichen konnten. Max sah ihnen zu, dann pfiff er vor sich hin und schwang seinen Stock, und als ihn niemand hörte, sang er seit langer Zeit einmal wieder laut hinaus, um sich ein wenig Luft zu machen, denn ihm war froh und bange zugleich.

Und alle Augenblicke sah er nach der Uhr, denn er wollte etwa eine Viertelstunde später kommen und genau eineinviertel Stunden wegbleiben. —

Nun war er doch zu weit gegangen, und eilte hastig zurück; aber als er am Hotel war, sah er, daß er noch Zeit genug hatte, und verlangsamte seine Schritte wieder.

Das Mädchen wies ihn hinauf zum Atelier, und er klopfte an die nur angelehnte Tür.

Hilde hatte sich hier hineinbringen lassen, lag in einem losen Teagown auf der Chaiselongue, dicht am Fenster, von wo aus sie den Strand nach dem Walde und Leuchtturme übersehen konnte. Sie hatte ihn also gewiß gesehen, wie er da über die Wellen gehopst war. Daran hatte er gar nicht gedacht, daß sie in diesem Raume sein, und man von hier aus so weit ins Land blicken konnte. Aber was tat es.

Er zog sich einen Stuhl zu ihr heran, und nun mußte sie beichten, wie die Nacht gewesen.

— Ich kann den Fuß schon ganz gut bewegen. Wenn es nach mir ginge, würde ich sicher herumhumpeln, aber der Doktor will es ja nicht haben.

— Das dürfen Sie auch nicht tun. Nachher müssen Sie sonst ein paar Wochen auf der Nase liegen.

— Ich bin auch ganz brav.

— Ich bin eigentlich mitschuldig, denn ohne mich wären Sie gewiß nie auf den Gedanken gekommen, in der Dunkelheit auf dem gefährlichen hohen Ufer spazieren zu gehen.

— Sie sind dabei ganz schuldlos. Es ist ja alles Bestimmung, und wer weiß, wozu es gut ist, sagte sie.

Da lächelte er nur ganz leise und wollte gerade anfangen, ihr zu gestehen, als es klopfte und Frau Reimers eine Malerin einließ, die durch Doktor Werkmann von Hildes Unfall gehört hatte und sofort kam, um ihre Hilfe anzubieten.

Diesmal war die Gelegenheit also verpaßt. Ein banales Gespräch entwickelte sich, neuer Besuch kam, und es ging zu wie auf einem Jour.

Alle, die Hilde kannten, fanden sich ein. Auch die alte Malerin, Fräulein Gattling, die seit Jahren nach Sandhoop kam, und allen Leuten auffiel, weil sie auf dem Radgestell eines einstigen Kinderwagens ihr Malgerät hinter sich herzog, unbekümmert, ob die Menschen über ihr merkwürdiges Gefährt lachten.

Anfangs war Max wütend über all die Malhühner, aber dann fand er sich in die Situation und machte die Honneurs, half den Damen beim ablegen und anziehen und tat so, als sei er hier zu Hause.

Fräulein Gattling, die sehr charakteristische Fischergestalten malte, und deren Atelier Max erst vor kurzem

besucht hatte, warf ihm beim Fortgehen einen vielsagenden Blick zu, der auf Hilde zielte.

Aber er machte nicht die geringste Miene, als sehe er es, und atmete erst auf, als die ganze Gesellschaft fort war.

Inzwischen war es Mittag geworden, und es sollte hier oben im Atelier gegessen werden. Da faßte er mit an, rückte Tisch und Stühle zurecht, alles dicht an Hildes Liegestatt, damit sie bequem daran kommen konnte.

Und so aß er mit ihnen so intim, wie es nur denkbar war, reichte ihr alles und gab ihr auf. Denn sie hatte schließlich ihren Teller auf den Schoß genommen, weil es ihr sonst zu unbequem war; und in der vergnügtesten Stimmung ging die Zeit hin.

— O nein, so schnell lassen wir Sie doch nicht gehen; jetzt dürfen Sie sich ein Stündchen oder zwei ausruhen, dann trinken wir Kaffee, und dann erst gebe ich Ihnen Urlaub, Ihre Freunde zu besuchen. Und wenn Sie ganz brav sind, und nicht lieber bei denen bleiben, dürfen Sie wiederkommen, kriegen heut' abend noch bei uns Ihr Butterbrot und dürfen Ihre Zigarre rauchen, ehe Sie wieder heimwandern.

— Wenn ich Sie nun beim Worte nehme?

— Dann wäre es sehr nett von Ihnen. So, nun können Sie mich und Mama ein bißchen allein lassen. Rauchen Sie drunten im Bibliothekszimmer, oder gehen Sie im Garten spazieren; ganz, wie es Ihnen behaglich ist.

— Also dann gute Ruhe bis nachher. —

Unten in der kleinen Bibliothek standen die Fenster

offen; es war angenehm kühl, und man hörte das Gezirp der Vögel aus dem Garten.

Er suchte sich ein paar Bücher heraus, setzte sich in einen der bequemen Korbsessel, die hier standen, nahm sich eine Zigarre, und nachdem er ein paar Seiten des Büchleins achtlos überflogen hatte, ließ er es wieder sinken, und sah den Rauchwolken nach, die er vor sich hin in die Luft blies.

Es konnte gar nichts schöneres geben, als sich alle Tage in diesen so künstlerisch vornehm ausgestatteten Räumen zu bewegen.

Die alte Frau Vangerow war still und fiel nicht auf. Man merkte gar nicht, daß sie da war. Und wie lieb Hilde ausgesehen hatte, ein ganz klein wenig blaß. Aber dazu hatte auch wohl das Kleid mit beigetragen.

Er kannte sie nun schon so lange Zeit. Anfangs gleich hatte er sich für sie auch als Frau interessiert, aber damals war sie ein armes Mädchen gewesen, eine Offizierstochter. Später sah er in ihr nur die Künstlerin und gute Kameradin.

Seit einem Jahre aber beschäftigten sich seine Gedanken wieder ganz anders mit ihr. Ihre scheinbare Kälte reizte ihn. Sie hatte Temperament, das bewies sie mit jedem Bilde.

Sie war ihm so nahe, nur die eine Treppe brauchte er hinaufzugehen und er stand vor der Entscheidung.

Es gab ihm einen Stich, wenn er daran dachte, daß sie ihn in ihrer ruhigen Art abweisen könnte. Er sah ihre lachenden Augen vor sich, diesen feinen, etwas blassen Mund, diese schlanke und doch so feste

Gestalt, und dann verschwand alles — und er war in der Mittagsstille, und weil er die vergangene Nacht nicht viel geschlafen hatte, ein wenig eingenickt.

Er schrak auf, als die Tür ging, und mußte sich erst besinnen, wo er eigentlich war.

Die alte Reimers steckte den Kopf zur Tür herein und sagte geheimnisvoll:

— Das Fräulein hat gefragt, wo der Herr sei. Ich sollte zwar nichts sagen, aber ich dachte: ich wollte es man doch.

— Kann ich zum Fräulein hinauf? —

— Aber gewiß doch. Ich glaube, deshalb hat sie wohl bloß gefragt.

— Ist gut! Frau Reimers, ich danke Ihnen schön.

Und vergnügt zog die Alte sich zurück, während Max sich Kragen und Schlips zurechtzupfte, ein bißchen Asche von seinem Jackett knipste und, nach einem Blick in den großen Spiegel unten in der Vorhalle, die Treppe hinaufstieg, leise, damit er die alte Frau Vangerow nicht aufweckte.

Hilde lag mit offenen Augen auf der Chaiselongue und hatte die gefalteten Hände hinter dem Kopfe. Sie blieb so in einer süßen Trägheit, auch als Max schon ins Zimmer getreten war.

Sie nickte ihm nur ein wenig mit den Augen zu, dann aber. als er sich einen Hocker nahm und sich neben sie setzte, richtete sie sich doch ein wenig auf.

— Wissen Sie auch, daß es sehr angenehm ist, wenn man krank ist, fragte sie.

— Finden Sie? —

— Ja, weil alle Menschen einen da in der nettesten Weise verwöhnen.

— Und das gefällt Ihnen?

— Freilich, das liegt wohl in uns allen drin, daß wir uns gern ein wenig verhätscheln lassen. Sie würden mir doch nicht so viel Zeit widmen, wenn ich gesund wäre; nicht wahr?

— Aber all meine Zeit möchte ich Ihnen widmen.

— Das möchte ich gar nicht verlangen.

— Ich wollte, Sie verlangten es, oder gestatteten mir, es zu tun.

— Ich gestatte es Ihnen doch.

— Aber ich kann doch nicht immer hier bleiben.

Sie schwieg, denn sie merkte, wohin das Gespräch führen konnte.

— Fräulein Hilde? ...

— Ja?

— Fräulein Hilde, ich ... ich möchte nicht gern unsere Freundschaft aufs Spiel setzen, aber ... Fräulein Hilde, ich hätte eine Frage an Sie.

— An mich? ...

— Ja, Fräulein Hilde, wissen Sie denn, was ich Sie fragen möchte? —

— Ich weiß nicht. —

Er hatte ihre Hand gefaßt und fühlte, wie ihre Finger anfingen zu zittern. Das gab ihm seinen Mut wieder.

— Sehen Sie, Fräulein Hilde, ich hatte geglaubt, daß, was ich für Sie fühlte, eine große, große uneigennützige Freundschaft sei, aber schon seit langem weiß ich, daß es nicht der Fall ist; und seit gestern abend — sehen Sie, seit gestern abend kann ich nicht

länger, da muß ich Ihnen sagen, was Sie mir geworden sind. Von der ersten Stunde an, da ich wieder hier bin, habe ich jeden Tag mit mir gekämpft, — da weiß ich, daß ohne Sie mein Leben keinen Inhalt mehr hat. — Ich habe Sie so liebgewonnen, so unsagbar lieb, ich ... Hilde! ... ich ...

Ihr stiegen die Tränen auf, und ihre Finger umfaßten seine Hand fester.

— Hilde! ... liebe Hilde, ist es denn möglich? ... Ist es wahr? —

Er zog sie an sich und küßte ihr die Tränen von den Wangen, und sie schmiegte sich an, und dann küßte er ihren Mund, und vor ihrem Lager kniete er nieder, legte sein Gesicht auf ihre Hände und sagte immer nur:

— Hilde! ... Liebe, liebe Hilde! ...

Dann machte sie die eine Hand frei, und er hob seinen Kopf, und da fragte er, und hielt ihre Finger ganz fest:

— Ist es denn auch wahr?

Sie nickte nur ein ganz klein wenig mit dem Kopfe. Sie konnte jetzt nicht sprechen, aber ihr war so wohl, und sie hatte die Empfindung, als ob sie nun für ihr Leben geborgen sei. Es war am besten so.

Er hatte sich neben sie auf die Lehne der Chaiselongue gesetzt und hielt ihre Schultern umfangen, und sie waren beide still, denn jedes laute Wort wäre jetzt eine Störung gewesen.

Dann drängte sie ihn sanft fort und sagte leise:

— Ich möchte es Mama sagen ... Frau Reimers soll sie zu mir schicken.

— Und ich soll nicht dabei sein?

— Nein, erst ich allein, dann erst. — Ja? —

Er küßte ihr die Hände und ging. Aber er hielt es nicht lange aus, zu warten, und kam bald wieder herauf, fand die beiden Frauen in Tränen, und die Mutter kam auf ihn zu, und sagte:

— Ich wünsche mir nichts Besseres. Nun habe ich auch einen Sohn. Nun habe ich keinen Wunsch, als daß ihr glücklich werden mögt.

Erst als Frau Reimers mit dem Kaffee kam, und gleich die Situation erkannte und ihren Glückwunsch anbrachte, da war es mit der Rührung vorbei, und die Freude trat an die Stelle.

Nach ein paar schwachen Versuchen war ihnen allen das Du geläufig, und dann erst sprachen sie sich richtig aus.

Er gestand ihr, daß er es erst gewagt hatte, sich diese Möglichkeit vorzustellen, seit er seine jetzige gute Stellung bekommen hatte. Es schien, daß die Zeitschrift sich gut einführte, und dann war sein Einkommen sehr anständig, so daß er eine Frau ernähren konnte, auch wenn sie nichts mitbrachte. —

Nun bauten sie ihr Leben auf, wie sie es in Zukunft führen wollten; eine kleine Wohnung in Berlin, wo auch die Redaktion sein sollte, für den Winter; und im Sommer hie und da einmal eine kurze Reise nach einer interessanten Gegend, aber in der Hauptsache mit dem Aufenthalte hier in Sandhoop.

— Ich muß es gleich Susi schreiben, hatte die Mutter gesagt, und saß nun im Nebenzimmer, um ihr zu berichten.

So blieben sie zusammen im Atelier, und leise schütteten sie sich ihr Herz aus, und ein freudiger

Ton war in Hildes Stimme, und ein Leuchten in ihren Augen, wie nie zuvor.

— Siehst du, ich habe es gleich gesagt, wer weiß, wozu es gut sei mit meinem Fuße.

— Es wäre doch geschehen.

— Aber das hätte vielleicht noch lange dauern können, und wer weiß, ob nicht inzwischen ein anderer gekommen wäre.

— Ein anderer? — O nein, das gibt es nicht. Es sollte einer wagen. Nun gehörst du mir für alle Zeit, und ich möchte den sehen, der es unternehmen wollte, dich mir streitig zu machen.

— Das wird auch nie einer tun. Ich wollte nur, mein Fuß wäre rasch wieder gut, daß ich mich wieder ein wenig bewegen kann. Ich komme mir ja so hilflos vor. Aber es ist dir zugute gekommen. Da hab' ich gemerkt, wie gut es ist, wenn man jemanden hat, der sich darauf versteht, einen regelrechten nassen Umschlag zu machen.

Ihre gewohnte Heiterkeit brach wieder durch, und sie war ausgelassener, als sie je gewesen.

Spät erst ließ sie ihn fort, und er mußte ihr heilig und teuer versichern, daß er morgen ganz früh mit dem Doktor wieder zu ihr kam. Seine Arbeit mußte nun schon ein paar Tage liegen bleiben. Das wenigstens wollte sie von ihrer Verlobung haben. —

XIX.

Ununterbrochen fiel ein feiner Regen; manchmal war es nur wie ein leichtes Sprühen, dann aber

stundenlang ein kräftiger Landregen, in dem alles ertrank. Aber es war windstill und warm.

Und in diesem Wetter, das dabei gar nichts Trostloses hatte, kam ohne Anmeldung eines Nachmittags Susi, hatte leise die Tür zur Bibliothek geöffnet und überraschte Hilde und Max, die im Dämmer hier saßen und miteinander plauderten.

Hildes Fuß war nach vier Tagen wieder in Ordnung gewesen, aber sie mußte ihn noch schonen, und so war ihr das Wetter ganz recht. Sie hatten beschlossen, keine lange Verlobungszeit zu halten; nur ein Vierteljahr, das genügte. Im Herbst sollte die Hochzeit sein, in aller Stille.

Jetzt galt es, allen Freunden und Bekannten die Mitteilung zu machen, und vielerlei Pläne waren zu erwägen, so daß sie genug zu tun hatten. Sie wollten eine kleine Reise machen, nicht zu weit fort, so daß sie noch ein paar Tage im Spätherbst hier zubringen konnten, und dann wollte sie sich in Berlin mit den vier Zimmern begnügen, die Max gemietet hatte. Wahrscheinlich, daß Hilde ein Atelier nahm, damit sie zum arbeiten kam. —

Susi brachte mit ihrem Ungestüm viel Leben in das sonst so stille Haus.

— Ich finde es sehr vernünftig, daß du Max heiratest. Zu komisch, wie man einen fremden Menschen so rasch beim Vornamen nennen kann, als ob das ganz selbstverständlich sei. Ich finde ihn jetzt furchtbar nett. Alles, was ich früher über ihn gesagt, nehme ich als Dummheit meinerseits zurück.

— Na, ist nur gut, daß du mit meiner Wahl zufrieden bist.

— Ja, das bin ich. Mit dir ist das ja auch ganz was anderes als mit mir.

— Wieso denn?

— Ja, sieh mal, wenn du kein gutes Licht hast, dann hast du nichts zu tun, und deine Abende hast du doch stets frei. Da kannst du also ganz gut einen Mann gebrauchen zum Zeitvertreib.

— Und du nicht?

— Nein, ich muß bis in die späte Nacht arbeiten und lesen und lernen. Das ist ganz schrecklich. Da lauf' ich dann immer im Zimmer umher. Du weißt ja, lange stillsitzen ist nicht mein Fall, und dann ist einem der Kopf heiß, daß man nicht einschlafen kann.

— Hier wirst du aber schlafen.

— Weißt du noch, wie oft wir bis in die späte Nacht hinein geschwatzt haben?

— Ja, du fandest ja nie ein Ende.

— Das werden wir hier auch wieder, denn ich muß alles wissen.

— Alles ist ein bißchen viel.

— Natürlich nur, was du mir anvertrauen willst. Also so einfach ist das, wenn man sich verlobt?

— Ja, das ist ganz einfach.

— Weißt du, worauf ich mich freue?

— Nun?

— Daß ich Tante werde, und das hoffentlich recht bald.

— Aber Susi!

— Na, was denn? — Soll ich das vielleicht nicht? Hast du vielleicht, etwas dagegen?

— Wie kannst du nur so reden?

— Du siehst, ich kann. Zu nett, daß ich mal wieder

bei dir schlafen kann. Weißt du, es ist nicht amüsant, so allein zu liegen. Zu Anfang fand ich es ganz schrecklich. Ist es dir nicht auch so gegangen?

— Ach ja, ich habe manchmal gewünscht, du wärst bei mir.

— Na, das hat ja nun bei dir bald ein Ende.

— Susi, du sollst nicht so reden, oder ich werde böse.

— Ach, du fürchtest dich vor einem Worte! Ist es denn nicht so? Na weißt du, du bist komisch: willst heiraten und hast dir nicht klargemacht, was heiraten ist.

— Was weißt du denn davon?

— Na, vielleicht theoretisch mehr als du.

— Das wäre schlimm.

— Ist es gar nicht. Ich weiß nicht, Hilde, wie komisch du bist. Macht das etwa der bräutliche Zustand.

— Du bist abscheulich, Susi.

— Das will ich nicht, Herzlieb. Komm, sei wieder gut! Nur das mit der Tante, das habe ich mir in den Kopf gesetzt.

— Ich glaube, Susi, du hast keinen besonders guten Verkehr.

— Den besten, den du dir denken kannst.

— Du würdest sonst nicht so reden.

— Aber denkst du denn, daß ich je mit anderen Menschen über solche Dinge rede? — Du solltest mich doch wirklich besser kennen.

— Mit mir brauchtest du dann aber keine Ausnahme zu machen.

— Sei wieder friedlich, wir wollen uns vertragen,

und ich werde es nie wieder tun. Deine Gefühle werden mir heilig sein.

— Spotte nur, bis es dir eines Tages auch so geht; dann wirst du anders drüber denken.

— Dann kannst du ja Vergeltung üben und mich ein wenig necken; die Erlaubnis erteile ich dir hiermit feierlichst.

*

Hilde empfand die Reden der Schwester unangenehm, es war ihr in der Tat feierlich zumute, und an diese Dinge dachte sie gar nicht, sondern ging wie in stiller Glückseligkeit einher. Alles hatte mit einem Schlage eine andere Bedeutung gewonnen, ihr Leben ein neues Ziel. Sie hatte es sich nie recht vorgestellt, daß sie einmal Hochzeit halten sollte, und nun stand dieser Tag in gar nicht so großer Entfernung. —

Von Dr. Biedekarken war ein sehr förmlicher Glückwunsch gekommen, mit dem Bedauern, daß ihm seine Praxis zurzeit leider nicht gestattete, sein gegebenes Versprechen einzulösen und seine verehrte Patientin, die Frau Oberst, in Sandhoop aufzusuchen.

— Er hat sich das etwas anders gedacht, sagte Susi; aber Hilde erwiderte nichts. —

Die Tage vergingen, und Hilde kam nur selten zur Arbeit.

Es war ja so viel zu besorgen. Verschiedentlich mußte sie nach Berlin fahren, um die Aussteuer herzurichten.

Zuweilen war es nur ein Vorwand, daß sie mit Max einmal wieder zusammentreffen wollte, der eine große Arbeit vorhatte, neben seiner Tätigkeit für die Zeitschrift.

Dann wieder kam er auf ein paar Tage herüber, und sie berieten, was sie für ihr Haus tun sollten. Aber da war eigentlich alles vorhanden; nur die Bibliothek wollten sie vergrößern, und schon sandte Max alle Bücher, die er für sich nicht brauchte, herüber, und der Tischler Bornhagen mußte Regale nach Entwürfen von Hilde anfertigen. —

Und so war der Herbst gekommen, und der Tag der Hochzeit.

Sie waren davon abgekommen, sie in Berlin zu feiern. Ganz still unter sich sollte es hier geschehen. Nähere Verwandte hatten sie beide nicht, nur Trude Bartling und Käthe Siebold kamen herüber und drei Freunde von Max: Rudi Strotmann, Erich Gadgens und ein junger Schwede, Nils Erklund, der mit seinen originellen Bildhauerarbeiten in Berlin Mode geworden war.

Der Pastor war am Vormittag herübergekommen, und im Atelier, das sie zu diesem Zwecke mit Pflanzen und Teppichen hergerichtet hatten, fand die Trauung statt.

Dann wurde unten im Speisezimmer gegessen, und bald nachher schon stand der Wagen vor der Tür, der sie zum Dampfer brachte.

Sie wollten über Hamburg auf ein paar Tage nach Helgoland, um dann die letzten Herbsttage noch im eigenen Heim zuzubringen. —

Es war eine ganz stille Hochzeit, von der kaum

jemand im Dorfe eine Ahnung hatte; alle glaubten sie, daß die Trauung am nächsten Sonntag in der kleinen Kirche zu Rostrow stattfinden würde.

Wozu sollten fremde Leute in ihr stilles Glück ihre Neugier hineintragen. —

So, ganz im geheimen fing Hilde Vangerow ihr neues Leben an.



Dritter Teil

XX.

Drei Jahre waren vergangen; Susi hatte ihr Examen gemacht und war in der großen chemischen Fabrik von Lommers in Charlottenburg, am Ufer des Kanals, angestellt.

Sie hatte ihr Zimmer in der Berliner Wohnung der Schwester in der Nürnberger Straße und stand sich vorzüglich mit dem Schwager, mit dem sie sich gern ein wenig neckte.

Die Mutter war inzwischen gestorben, aber mit dem ruhigen Gefühle, daß sie ihre Kinder in sicherer Lage zurückließ; denn Susi konnte mit dem kleinen Vermögen und ihrem Gehalt ausgezeichnet auskommen und hatte an der verheirateten Hilde, die jetzt große Preise für ihre Bilder bekam, einen starken Rückhalt.

Ihre kurzen Ferien, die sie im Sommer hatte, brachte sie bei Hilde in Sandhoop zu.

Das Haus war ausgebaut; unten war die Bibliothek vergrößert, und darüber lag neben dem Atelier das nun ebenfalls erweiterte Schlafzimmer. Von der Straße aus konnte man diesen Anbau nicht sehen, und auf der Gartenseite war er so geschickt angefügt, daß es nicht auffiel.

Susi lag im Garten in einer Hängematte, im Schatten einer Weide. Die Bäume waren in den Jahren mächtig aufgeschossen; der Garten war sauber gepflegt, und das Häuschen befand sich in tadellosem Zustande. Darauf hielt Max noch mehr als Hilde, die jetzt von der Veranda herabkam und sich zu Susi setzte.

Ein paar Schmetterlinge gaukelten über den Blumenbeeten, und in einer Nebenvilla wurde Geige gespielt; aber es war so fern, daß man das Ohr anspannen mußte, wenn man etwas davon hören wollte.

— Nun bist du fertig, Hilde?

— Ja, Kind.

— Ich habe da vorhin den Aufsatz über dich gelesen. Du bist ja bald eine europäische Berühmtheit.

— So schlimm ist es nicht, aber zufrieden bin ich, und wem habe ich das zu verdanken?

— Ich weiß schon, Max.

— Zweifelst du daran?

— Nein, nicht daß er unendlich viel für dich getan hat, aber das alles ist doch, weil du was kannst.

— Auch darin verdanke ich ihm viel. Er hat mir die Augen für allerhand Fehler geöffnet und mir auch oft einen positiven Fingerzeig gegeben.

— Kurz, du bist glücklich.

— Ja, das bin ich wohl, und ich wünsche es mir nicht besser, als ich es jetzt habe. Denk nur, wie viel Ärger ich mir erspart habe. Davon kannst du dir ja gar keine Vorstellung machen, wie angenehm das ist, daß ich nur meine Bilder zu malen brauche, daß ich mich nicht mehr damit herumärgere, wo sie ausgestellt

werden, daß ich nicht zu feilschen und zu handeln brauche, daß ich vor allem nicht durch meine Gutmütigkeit und Unkenntnis mich bereden lasse, um mich nachher zu ärgern oder doch die Empfindung zu haben, daß man betrogen ist. Jetzt arbeite ich, und Max sorgt für alles übrige. Ein Mann kann das viel besser. Wir verstehen uns nicht darauf.

— Sag das nicht. Ich hätte das auch gekonnt. Ich bin darin sehr realistisch. Wenn ich ein kaufmännisches Geschäft hätte, ich glaube, es würde gut gehen. Mir sollte so leicht keiner kommen.

— Ich kann das nicht. Du würdest es auch nicht. All diese zwecklosen Laufereien, das ewige Schreiben und Feilschen, und schließlich wird doch nichts so, wie man will.

— Ja, ja, Max versteht sich darauf.

— Wenn mich einer nach einem Preise fragt, dann bin ich wie ratlos. Ich glaube immer, ich übervorteile den armen Käufer, und ich verstehe nicht, ihn einzuschätzen. Ein Bild ist eben nicht dasselbe wie ein Sack Glaubersalz oder irgendeine andere Droge, die ihr da jahraus, jahrein mechanisch fabriziert.

— Mechanisch, mechanisch! Frag mal, wie viel dazu gehört. Bei unseren Experimenten kommt doch auch was heraus. Wir schaffen doch was Neues, was vorher nicht da war.

— Nein, damit bleib mir nur weg. Davon mag ich nichts wissen.

— Erlaube mal, zum Beispiel deine Farben, die machen wir doch auch für dich. Also, was wärst du ohne uns? Ein gebrechlich und hilfloses Wesen! Überhaupt die Weiber . .

— Du hast gut reden.

— Und nicht mal Tante wird man. Schließlich muß ich selber noch für die Fortsetzung der Familie sorgen. Nanu? du wirst ja rot!

— Wenn du so redest.

— Ei, ei! — Das ist aber ein ganz anderes Rotwerden. — Du bist ja ganz verschämt. —

— Susi!

— Ach, deshalb siehst du so blaß aus?

— Nun sei schon still! Ich weiß doch nicht.

— Aber, Liebchen, du brauchst dich doch nicht zu schämen. Weißt du, wenn es wäre, würde ich mich furchtbar freuen, vor allem für dich. Ich nehme alles zurück, revoziere und depreziere und erkläre dich für einen anständigen Kerl, vor dem ich alle Hochachtung habe.

— Ich wollte, du hättest recht.

— Ja, da kann ich dir nun weder raten noch helfen. Darin bin ich doch zu unerfahren. Weiß er es schon?

— Nein, und kein Wort, bitte, auch keine leiseste Anspielung, ich bitte dich!

— Gut, mein Ehrenwort. Kein Laut kommt über meine versiegelten Lippen.

Sie schwiegen, und man hörte nur das Summen der Insekten in der Sonne, und dann das leise Meckern einer Ziege.

Flock kam heran und legte seine Schnauze auf Hildes Knie, aber sie stieß ihn fort und bat:

— Ach, Susi, bring den Hund weg, er soll mir nicht in den Garten kommen. Ich kann ihn nicht vertragen. Er riecht jetzt so häßlich.

— Aber, Hilde, keine Spur! Das wär mir doch aufgefallen, gerade da ich erst seit vorgestern hier bin. Es ist doch das sauberste Geschöpf, das ich mir denken kann, du guter Flock.

— Dann kommt es mir wohl nur so vor. Bring ihn fort. Nein, alter Flock, du darfst nicht zu mir kommen. Ich mag dich nicht; geh mit Susi.

Und Susi mußte das Tier, das sich immerwährend umsah, fortschaffen. Als sie zurückkam, fand sie Hilde in Tränen.

— Aber, Hilde, was ist denn nur?

— Ich weiß nicht, aber ich habe das Gefühl, daß ich sterben werde.

— Solch ein Unsinn! —

— Doch, Susi, mir ist so zumute. Ach, das kannst du dir ja gar nicht vorstellen. Und ich wollte nur, Max käme noch nicht zurück. Ich war ja so froh, als er abreisen mußte. Und nun habe ich solche Angst.

— Aber, Kind, du bist doch sonst so tapfer.

— Sonst ja, aber seit vierzehn Tagen nicht mehr.

— Du solltest dir mal den Doktor Werkmann kommen lassen.

— Nein, nein, keinen Doktor. Niemand soll zu mir kommen, niemand.

— Nicht doch, Hilde! Wer wird denn gleich so aufgeregt sein?

— Es ist ja so gut, daß du gekommen bist. Ich bin mir so verlassen vorgekommen, und dabei bin ich in der ganzen Zeit, seit Max fort ist, kaum aus dem Haus gekommen, und niemanden habe ich zu mir gelassen; ich konnte keinen Menschen sehen.

— Aber Herzchen, was du dir einredest.

— Ich hatte ja gar nicht mehr damit gerechnet. Es kam so überraschend; ich wollte es anfangs nicht wahr haben.

— So sei doch froh. Ich weiß nicht, darauf könnte ich nun stolz sein. Nicht solch Gesicht machen. Ich finde wirklich, es ist die höchste Zeit, daß du dein Versprechen einlöst; denn du hast es mir damals versprochen.

— Ach, Susi, wie soll das nun werden? Ich habe keine Lust zur Arbeit, ich mag nichts tun, ich mag nichts essen, alles widersteht mir. Es ist schrecklich.

— Das kommt ja alles wieder.

— Ich laufe so voller Unruhe herum; vom Haus in den Garten, vom Garten ins Haus; ich mag nichts lesen, nichts tun.

— Das habe ich gar nicht bemerkt.

— Gestern und heute habe ich mich auch bezwungen. Gestern abend, das war auch schön, wie wir da zusammengesessen haben. Da hatte ich alles vergessen; aber heute ...

— Heute wird's wieder ebenso werden.

— Ich mag ja nicht einmal ins Atelier gehen. Der Geruch der Farben macht mich ganz krank. Wie soll das nur werden, wie soll das nur werden? —

Susi versuchte alles, um sie zu beruhigen und auf andere Gedanken zu bringen, aber es wollte ihr nicht gelingen. Hilde war ganz unlustig und melancholisch, und fand nichts als Tränen, was ihr die Schwester auch zur Aufmunterung sagen mochte.

— Ich habe dich immer für so tapfer gehalten, und mich oft gescholten, daß ich so leicht verzage. Das habe ich mir allerdings mehr und mehr ab-

gewöhnt. Aber daß du so fein kannst, das hätte ich nie gedacht.

— Vielleicht geht es vorüber.

— Na siehst du! Das ist doch endlich ein vernünftiges Wort. Gewiß geht's vorüber. Und dann sollst du einmal sehen, wie fidel wir alle miteinander hier sein werden.

*

Max war zurückgekommen; vergnügt und ohne eine Ahnung trat er ihr entgegen und fiel ihr mit seinem ungenierten Lärmen mit Susi, in der ganzen Art seines Umgangs mit ihr auf die Nerven.

Sie nannte ihn bei sich rücksichtslos und brutal. So ging man nicht mit einem jungen Mädchen um; und zu ihr war er auch, daß sie ganz nervös wurde.

Sie hatte Angst, daß er sie berührte; sie wich ihm aus, und er hatte eine schreckliche Art, die Hand nach ihr auszustrecken, um sie an sich zu ziehen, sie auf die Backe oder den Arm zu klopfen, wie man ein Pferd klopfen mochte, aber nicht eine Frau.

Es kochte in ihr, und sie redete sich in eine bittere Feindschaft gegen ihn hinein, und eines Abends schrie sie es ihm ins Gesicht, daß er ganz verdutzt war. Er begriff sie gar nicht, wie sie am ganzen Leibe zitternd vor ihm stand, und es ihm sagte: daß er sie in Ruhe lassen sollte.

Er war so verblüfft, daß er ganz sprachlos war, als sie ihm sagte, was mit ihr sei, und daß er sie in Frieden lassen solle.

Anstatt ihm stolz und beglückt dieses Geheimnis zu verraten, auf das sie beide in der Anfangszeit so gewartet hatten, bis sie ihre Hoffnungen endlich auf-

gegeben hatten, — anstatt ihm das in einer Dämmerstunde errötend anzuvertrauen, rief sie es ihm wie eine Beleidigung zu, indem sie ihn von sich stieß.

Und dann bekam sie einen Weinkrampf, und er war ratlos, wollte Susi herbeirufen, aber traute sich nicht! — was sollte das junge Ding auch denken — und er versuchte alles, um sie zu beruhigen, denn diese Aufregung schadete ihr doch gewiß.

Er war so verblüfft, daß er gar keine Worte fand. Allein das lag wohl alles begründet in ihrer augenblicklichen Stimmung, und daß sie noch mit niemandem hatte sprechen können. Da hatte sich das in ihr gehäuft, und wohl allerlei sorgende Gedanken waren hinzugekommen. Deshalb bezwang er sich im Augenblicke und blieb selbst ganz ruhig.

Sie war ja krank, und da durfte man ihr diese seltsame Laune, die sie jetzt so plötzlich zeigte, nicht anrechnen. Aber erschreckt hatte es ihn doch, und er hatte all seine Überlegung zusammennehmen müssen, um ihr im ersten Momente nicht in der gleichen Tonart zu erwidern.

Er versuchte es mit Sanftmut, aber damit verbitterte er sie nur noch mehr, und endlich riß sie sich los und schloß sich ein, und er blieb ratlos stehen, und wußte nicht, was er davon halten sollte.

Was sollte er nun anfangen? Es blieb ihm nichts anderes übrig, als sich ins Atelier zu setzen, wo er sich ein Buch nahm und bei einer Zigarre über eine Stunde saß.

Ob sie ihn hier einfach die Nacht zubringen lassen wollte? — Denn das andere Fremdenzimmer war

nicht in Ordnung; sonst hätte er sich dort einquartiert. Das mußte sie so gut wissen, wie er es sich überlegte.

Am besten, man ließ sie jetzt in Ruhe. Auf sein Klopfen hatte sie ihm nicht geöffnet. Sie war doch sonst so still und überlegend! — Zu komisch die Frauen!

Außerdem hatte er ja Zeit. Er wollte noch eine zweite Stunde zugeben.

Als die erste Hälfte vorüber war, kam sie herein, ganz in Reue, mit der schluchzenden Bitte, er solle es ihr doch nicht verargen. Sie hätte ja gar nicht gewußt, was sie gesagt und getan hatte. —

Und er war gleich bereit dazu, wie sie seine Hände ergriff und ganz zerknirscht war.

Nur als er seinen Arm um sie legen wollte, da wehrte sie ihm, und löste sich — er tat, als merke er es gar nicht, ließ sie und kam ihr nicht zu nahe.

Aber eine Verstimmung blieb, über die sie sich nicht aussprachen, und Max konnte sich nicht freuen über die Zukunftsaussichten, die Hilde so seltsam verwandelt hatten.

Sie wurde ja bald wieder ruhiger, doch nie hörte er ein Wort der Freude aus ihrem Munde. Oft saß sie stundenlang müßig, die Hände im Schoße, irgendwo im Hause, oder bei sonnigem Wetter auf der Düne und sah wie geistesabwesend hinaus auf das Meer.

Wenn man ihr dann zu nahe kam, schrak sie zusammen, und gab verwirrte Antworten, als ob sie die Worte gar nicht verstand, die man an sie richtete.

So ließ er sie denn in Frieden und ging ihr aus dem Wege. —

Da, mit einem Male schlug es um, und sie ward

wieder ganz die Alte; eine Arbeitslust überfiel sie, wie in der besten Zeit, nachdem sie ein Vierteljahr fast keinen Pinsel in der Hand gehabt hatte.

Sie fing an zu sprechen; sie sprach von dem Kinde, weil sie das Leben in sich fühlte, nachdem es bisher nur eine Beängstigung für sie gewesen war.

Sie wußte nicht, ob sie sich ein Mädchen oder einen Jungen wünschen sollte.

Und plötzlich wuchs in ihr eine ungeheure Zärtlichkeit, ein Muttergefühl, das sie nie gekannt hatte; und jedes Kind, das ihr in den Weg lief, betrachtete sie mit staunender Bewunderung, daß so etwas entstehen konnte, und fragte sich, ob ihr Kind wohl so ähnlich aussehen würde.

Sie versank in ihre Träumereien, die nun allen Schrecken verloren hatten; und eine Sehnsucht, zu leben überkam sie, nachdem sie zuvor ihre einzige Rettung im Tode gesehen hatte, eine Neugier, wie alles werden mochte.

Aber vor Max blieb sie scheu, und zog sich von ihm zurück; am liebsten war sie mit sich allein, ohne daß sie je wieder ein Gefühl der Vereinsamung fühlte. Sie suchte allein zu sein, und die Dämmerstunden, die sie zwangen, ihre Arbeit einzustellen, und die sie früher nicht gemocht hatte, waren ihr jetzt die liebsten Augenblicke. —

Der Periode fleißiger Arbeit folgte bald wieder eine Zeit süßer Faulheit. Es war nur ein Aufflackern gewesen, das bald wieder erlosch.

Ihre frohe Stimmung aber blieb.

*

XXI.

Die See beunruhigte Hilde jetzt, der Wind tat ihr weh; deshalb ging sie meist nach der Boddenseite, wo es stiller war, und setzte sich dort im hohen Schilf in ein angekettetes Boot. Sie hatte hier ein paar heimliche Verstecke, wo niemand sie hätte finden können.

Oft ging sie in Seehagen zum Bruder ihrer alten Reimers; denn all ihre Sendungen schaffte er ihr von Reibwitz herüber, und sie hatte oft zu fragen, ob nichts angekommen war von dem, was sie für den Haushalt brauchte.

Sie kam aus dem kleinen Laden und hatte mit der Alten geplaudert, ging nun den schmalen Wiesenweg hin und sah Vater Reimers von weitem daherkommen.

Er grüßte mit seiner Mütze herüber, und sie winkte ihm freundlich zu; ihr gegenüber tat der sonst so stille Alte gern einmal den Mund auf, und erzählte ihr aus der Zeit, wo er noch auf dem Meere gefahren war. In seiner Stube hing, wie in jedem Hause, das Bild der Brigg, die er gesteuert hatte, und in einem Mahagoniglasschrank waren fremdländische Muscheln und all die Dinge sorgsam bewahrt, die er aus den fernen Ländern mitgebracht hatte; das war in jedem Hause gleichsam ein Heiligtum, dieser Schrank.

Die Sense über dem Rücken, den Wetzstein in der Hand, humpelte der alte Fischer in seinen hohen geteerten Wasserstiefeln durch die nassen Wiesen. Das eine Bein zog er schleppend nach; das hatte ihm eine Sturzwelle zerschlagen.

Der Ost hatte das Wasser vom Bodden her durch die Kanäle und Gräben auf die Niederung getrieben, daß kein Weg jenseits der Dämme trocken war. Nur die dem Lande zu gelegenen Wiesen waren verschont.

Die Sonne stach vom klaren Himmel; das hohe Schilfrohr bog sich im Winde, und die Wasserhühner raschelten und schrieen in dem dichten Röhricht.

Reimers kam vom Bodden und hatte am Poggenpuhl Schilf geschnitten. An den beiden schwarzen Polten vorbei, den flachen, für die wild verwachsenen Gräben gebauten Kähnen, die in dem Kanalhafen hart am Deiche lagen, stieg er den Schutzdamm hinauf, wo mit ihren Gemüsefeldern sich die niederen, strohbedeckten Häuser von Seehagen mit ihren buntgetünchten Wänden und den weißen Fensterläden zu einer langen Schnur reihten.

Zwischen Pfählen hingen hier braune Netze zum Trocknen; auf dem Grase lag ein Segel aufgespannt, eben frisch mit Lohe gefärbt, mit den großen Ziffern: N. 23.

Ein schmaler Fußweg führte zwischen der Wiese und dem Kohlfelde hin, wo ein paar junge Katzen im Sonnenscheine zwischen den blauroten Kohlköpfen sich jagten und spielten.

Überall blühte jetzt auf dem feuchten Grase die lila Wiesenaster. Ihre blassen Blütensterne reckte sie aus dem saftigen Grün hervor, während allerhand gelbe Blumen bescheidener am Boder hinkrochen.

Aus dem Reimerschen Doppelhause, dem man an der Verschiedenartigkeit des Strohdaches schon von weitem ansah, daß hier zwei ungleiche Familien

wohnten, denn die eine Seite hatte ein ganz neues Dach, und die Wände waren zudem frisch rot getüncht, kam ein schwarzer zottiger Hund hervorgeschossen und eilte mit freudigem Bellen auf den in seinen schweren Wasserstiefeln langsam herankommenden Mann zu.

Den Reimers gehörte die ärmere, rechte Seite mit dem schiefstehenden, schwarzen Holzschuppen und dem Lagerplatze, wo Kisten, Fässer und Körbe herumlagen. Das Dach auf seiner Seite war alt, und nur das Moos hielt die morsche, verwitterte Schilfdecke zusammen, während die andere Hälfte mit frischem, hellem Stroh gedeckt war.

Seit der Dampfer nun schon im dritten Jahre täglich ein paarmal über den Bodden fuhr, war es mit den Reimers zurückgegangen. Sie hatten nur eben noch ihr Auskommen; ihr Stück Land brachte kaum genug, daß es für den Haushalt reichte; die Frau und der Sohn mußten mächtig mit zufassen. Der Junge, der im Oktober vom Militär zurückgekommen war, war ihnen eine kräftige Hilfe. Mit dem schaffte er es schon, und es fing an, besser zu gehen.

Heute war Klaus allein nach Reibwitz hinübergesegelt mit einer Ladung leerer Fässer. Waren gab es genug zu befördern, das Frachtgeschäft ging; aber früher waren alle aus dem Dorf mit dem alten Steuermann Reimers hinübergesegelt; jetzt gaben sie gern die paar Pfennige mehr aus, um schneller und vor allem sicherer und trocken mit dem Dampfer zu fahren.

Mit dem Fischfang war es ganz schlecht bestellt.

Das Wasser im Bodden hatte keinen rechten Zu- und Abfluß, es versumpfte jährlich mehr, und mit dem alten, sagenberühmten Fischreichtum war es längst vorbei, so daß es sich kaum mehr verlohnte, im Bodden selbst auf den Fang zu gehen, außer was man für den eigenen Gebrauch nötig hatte.

Seit undenklichen Zeiten hatte die Familie Reimers hier die Fähre gehabt. Vom Vater vererbte sich das immer auf den Sohn; für das ganze Dorf besorgten sie drüben in der Stadt die Einkäufe, und für die notwendigen Gegenstände des täglichen Gebrauches hatten sie im Hause einen kleinen Kramladen, in dem es alles gab, was ein Fischer für sich und die Seinen nötig hatte.

Viel zu verdienen war an den Kleinigkeiten nie gewesen; aber jetzt ließen die meisten sich ihre Sachen vom Kapitän des Dampfers besorgen, der stets lustig war, immer bereit, ein Glas Bier zu trinken oder einen Schnaps; während Reimers stumm herumlief und oft tagelang zu faul war, den Mund zu einer rechtschaffenen Antwort aufzumachen.

Die Überfahrt war oft langwierig und mühselig. Wenn der Wind flau war, konnte ein Tag darauf hingehen. Mit dem Dampfer brauchte man, ob bei gutem oder schlechtem Wetter, kaum drei Stunden.

Die bessere Hälfte des Hauses gehörte seiner Schwester Lene Harms. Reimers hatte ihr bei der Teilung fast das ganze Land gelassen und nur das Fährgeschäft für sich behalten, weil es damals noch glänzend ging.

Ihr Mann, der Zimmermann und Bootsbauer war, hatte ein wenig Geld mit in die Ehe gebracht.

Sie hatte ihn kennen gelernt, als Jochen Harms für den alten Arndt das neue Haus richtete.

Reimers stand sich mit beiden schlecht. Mit der Schwester hatte er nie Vertraulichkeiten gehabt, und Harms konnte er vom ersten Sehen nicht leiden.

Dabei wohnten sie nun schon jahrelang Wand an Wand und konnten sich nicht aus dem Wege gehen. Seitdem es Reimers schlecht ging, ließ Harms ihn beständig seine Überlegenheit fühlen.

Groß und breitschulterig sah er auf den armen Fischer herab, und wenn er in früheren Zeiten mal mit dem Fährboote sich übersetzen ließ, da er oft in Reibwitz zu tun hatte, ließ er es an allerhand Redensarten nicht fehlen, daß Reimers für die lumpigen fünf Groschen jeden Lauseкerl mit in sein Boot nehmen müsse.

Er hatte ja recht, für ein paar Pfennige besorgte er jedem, was man ihm auf den Zettel schrieb oder sagen ließ: Garn, Sämereien und Handwerkszeug, Fleisch und Schnaps, was man eben von ihm verlangte.

Harms fuhr jetzt nur noch mit dem Dampfer. Von Anfang an war er daran mit Geld beteiligt gewesen und hatte alles getan, bis eine Gesellschaft sich gebildet hatte, um die Linie ins Leben zu rufen.

Das konnte Reimers dem Schwager nicht vergessen. —

Der Alte legte die Hand über die Augen und sah über den Bodden hinaus.

Heute war der Wind gut. Man konnte das Boot schon erkennen, das sein Klaus allein führte.

— Nu swieg still, Seemann! Is all gaud!

Der Hund beruhigte sich denn auch und trottete still hinter ihm her. Reimers wollte seine Sense ins Haus bringen, um zum Hafen hinunterzugehen, von wo sie mit dem Polten die Sachen bis ans Haus stakten. —

Hilde hatte sich auf die Bank gesetzt, die auf dem Damme zwischen zwei Weidenbüschen stand. Sie sah, wie Reimers stehen blieb.

Da hatte Harms schon wieder seine Kuh so angepflockt, daß sie auf sein Wiesenland reichen konnte, wo sie ein großes Stück kreisförmig abgegrast hatte.

Der Alte legte die Sense hin und suchte nach dem Holzschlägel. Der war nicht da, und so ging er über die nasse Wiese, bis wo seine Braune wiederkäuend im Grase lag, holte von dort den Feldstein, den sie statt eines Holzhammers benutzten, und pflöckte die Harmssche Kuh so weit zurück, daß sie nicht mehr auf seinen Acker herüber konnte.

Der reiche Schwager hatte nicht nötig, sein Vieh bei andern Leuten weiden zu lassen.

Schon einmal war dieselbe Geschichte gewesen. Da hatte Harms ihm frech geantwortet, auf die paar Grashalme komme es nicht an; dann solle er man einen Zaun ziehen, wenn ihm das nicht passe.

Reimers aber kam es auf die paar Handvoll Gras an bei seinem kleinen Acker.

Den Stein warf er ins Gras, und dann ging er an Hilde vorbei, die ein paar Worte mit ihm sprach, zum Hafen, um Klaus zu erwarten.

*

Den ganzen Tag wurmte den alten Fischer die Geschichte mit der Kuh, und am Abend redete er mit seiner Frau, daß sie es doch seiner Schwester sagen solle; denn die beiden Frauen standen leidlich miteinander.

Als Mutter Reimers in der Dämmerung vorm Hause saß und in ihrer Schürze Saubohnen auspuhlte, ging Lene Harms vorbei und im Laufe des Gespräches kamen sie auf die Kuh zu sprechen.

Aber da wurde die Harms böse. Was denn der Bruder eigentlich wollte? Alle paar Tage hatte er was anderes. Die Kuh würde ihn schon nicht arm fressen. Er ging alle Tage über ihre Wiesen, da trat er zehnmal mehr zusammen, als das Tier je wegfressen konnte. Ganz beleidigt ging sie auf ihre Seite hinüber und schlug die Tür hinter sich zu.

Reimers hatte auf der Diele gesessen und alles gehört. Ganz vorsichtig hatte er an seiner Pfeife gesogen, damit der Qualm nicht hinauszog und ihn verriet. Muckstille saß er und wiegte den Kopf. Er hatte gar nichts anderes von der Lene erwartet, der kleinen Lene, die fünfzehn Jahre jünger war als er; die er geliebt hatte, und die sich vor Freude gar nicht halten konnte, wenn der Bruder von seinen großen Fahrten zurückkam von England und Schweden, oder anfangs gar von Amerika, von wo er ihr allerhand seltsame Muscheln mitbrachte. Dann schnitzte er ihr Schiffe, baute ihr Spielzeug und ruderte und segelte mit ihr hinaus auf den Bodden.

Als der Vater starb und er an seine Stelle kam und dann heiratete, wurden sie sich fremder. Dann

lernte Lene den Harms kennen, und da war es mit der alten Freundschaft ganz vorbei.

So war nun die Lene geworden, habgierig und mißgünstig, obgleich sie es wahrhaftig nicht nötig hatte.

Er legte seine Pfeife weg, nahm einen Stift, um sich zu beruhigen, und langsam kauend und saugend ging er hinten zum Hause hinaus, hinunter an den Kanal, wo er Klaus in einer Polte sitzen sah und vor sich hindösen.

Der Vollmond stand hell am Himmel, der Wind pfiff scharf über die Häuser weg, und glitzernd im Mondenschein lag der breite Streifen des Boddens vor ihm.

Stumm setzte er sich zu Klaus, der kaum aufgesehen hatte; er sprach noch weniger als der Vater.

Vom Wirtshaus klang singen und lachen; dann schrie eine Katze, und nun hörte man nur den Wind pfeifen. Die Ankerkette eines Bootes rasselte, und die beiden Männer saßen stumm und sahen in das Wasser und zuweilen hinauf zum Monde, der zum greifen klar am wolkenreinen Himmel stand.

XXII.

Als Vater Reimers am andern Tage von seiner Boddenfahrt zurückkam, seine Kisten und Körbe abgefahren hatte und nun zur Wiese ging, um seine Kuh umzupflocken, stand die Kuh von Harms wieder so dicht an seiner Grenze, daß sie ein noch größeres Stück als gestern abgegrast hatte.

Ärgerlich warf er seine Harke auf die Erde, suchte

sich den Stein und schlug den Pflock mitten in die Wiese, wo nichts mehr zu fressen war, ein. Die Kuh ließ sich nur widerwillig von der guten Futterstelle wegzerren.

Als Reimers aufblickte, sah er den Schwager oben am Hause stehen, wie er die Augen mit der Hand beschattend nach ihm hersah und dann im Hause verschwand. Nach einer Weile kam er wieder heraus, den schweren Holzschlägel in der Hand.

Mit wuchtigem Schritte, langsam und schwer, kam er den Weg daher, breitschultrig und groß, daß er den gedrückt und gebeugt einhergehenden Reimers um mehr als Haupteslänge überragte.

Reimers blieb bei der Kuh stehen, bis der andere herankam.

Dann wies er mit der Hand auf die ihm abgegraste Stelle und sagte bloß:

— Kik mal dor!

Der andere würdigte ihn keines Blickes noch Wortes.

Er riß den Pflock aus dem Boden, und mit wuchtigen Schlägen trieb er ihn an der alten Stelle in die weiche Moorerde, noch näher an Reimers Grenze, so daß die Kuh jetzt ganz auf die fremde Wiese konnte.

— Nee, du, dat geiht aber nich.

Harms tat, als höre er nicht.

— Dat is doch nich nöddig, dat diene Kauh mien Gras frett.

— Wat seggste?

— Du sallst diene Kauh so anplücken, dat sei nich up mien Land kann.

— Wat seggste? ...
— Diene Kauh frett mien Gras!
— Dat is mi ganz egal.
— Plück dine Kauh taurügg!
— Fallt mi nich in. Lat mi taufreden!
— Denn plück ick se sülwst um.
— Unterstah di! Ick mak dat, wo ick will.
— Äwer nich, wo se mien Gras freten kann.
— Treck 'ne Muer um dien Gras.
— Plück diene Kauh um, oder ick segg di ...
— Wat denn, wat denn? ...

Reimers riß den Pflock aus dem Boden, aber schon hatte Harms den Strick, an dem die Kette klirrte, gefaßt, und suchte sie ihm zu entreißen.

Die Kuh brüllte dumpf auf, und von der Weide her antworteten zwei andere mit langen Klagelauten.

Reimers hatte den Pflock herausgezerrt und bückte sich nach dem Steine.

— Lat los! schrie Harms.

— Nee! ... Du brukst en armen Kierl nich sien beten Gras tau stehlen.

— Lat los! segg ick.

Er riß an der Kette, aber der kleine Reimers ließ die Hände nicht los, sondern stemmte sich fest in den Boden.

Wütend riß Harms.

— Lat los, oder ick slag tau ...

— Slag doch, slag doch tau, du ...

Harms riß noch einmal, dann ließ er die Kette fahren, und in heller Wut, mit dem schweren Holzschlägel schlug er ein-, zweimal auf den alten Reimers los, der sich bücken wollte, um mit dem

Stein den Pflock weiter ab von seinem Felde einzutreiben.

Mit einem dumpfen Stöhnen brach Reimers zusammen.

Der schwere Holzhammer glitt Harms aus den Fingern, als er den Alten plötzlich vor sich im Grase liegen sah.

Seine Wut war verraucht ...

Gerade vor sich sah er die Kuh stehen, den Hals vorgestreckt, und über den Erschlagenen weg starrten ihn die großen Glotzaugen des Tieres an.

— Reimers! — Reimers, stah doch up!

Aber der rührte sich nicht mehr. —

Jenseits der Wiese, hinter dem Deiche rasten die großen Flügel der Windmühle durch die Luft; jetzt verlangsamte sich ihr Gang, dann standen sie, — und es war Harms, als ob plötzlich alles stillstehe, als ob ein Schweigen über die Wiesen wehe, wie kalter Nebel, vor dem alles erstarren mußte.

Da sah er, wie der Müller über die Wiesen hergelaufen kam, — und da wußte er erst, was geschehen war.

Atemlos kam der Müller bei ihm an.

— Harms, wat haste dahn, wat haste dahn? —

— Süh mal nah, wat mit em los is.

Der Müller tastete an dem am Boden liegenden herum; er faßte nach den Händen, dem Gesichte; dann richtete er sich totenblaß auf.

— Harms, ick glöw, 't is vorbi mit em.

— Ach wat!

— Harms, ick glöw 't doch. Wo is denn dat man mäglich?

Da sah Harms den Stein vor sich im Grase liegen, und ganz rasch sagte er:

— Hei is doch mit en groten Stein da up mi los gahn. Hei ward ja woll ganz wild worden.

— Wat denn? — De oll Reimers gegen di?

— Ja, hast denn dat nich seihn? wo hei sick bückt hat, un ...

— Ja, dat hew ick all seihn.

— Hei is tauierst up mi losgahn; as wi ick, ick wullt em schon nix dauhn. Ick weit gar nich, wo dat kamen is.

Ein Fischer kam mit seiner Karre vorbei; der blieb stehen, sie warfen das Heu ab, ließen nur eine Lage und legten den regungslosen Reimers darauf und fuhren ihn zu seiner Hütte.

Vor dem Hause verschwand Harms, — aber er hörte noch den Aufschrei der alten Reimers, als sie ihr den stillen Mann brachten, und hörte auch, wie der Müller und der Fischer sagten:

— Hei hat mit Harms tau krakehlen anfangt, hei hat en groten Stein upböhrt, un da hat Harms sien Hammer nahmen, — und so is dat kamen. —

Harms verhielt sich ganz still zu Hause.

Er hörte nebenan das Gejammer der Frau, hörte, wie Klaus heimkam und dann fortgeschickt wurde, um den Arzt aus Rostrow zu holen. Er lief fort, wie er war, ohne Mütze; und Jochen sah ihn oben über den Hügel laufen, wo seine Gestalt sich scharf von dem hellen Abendhimmel abhob.

Es wurde langsam dunkel, und dann kam die Nacht.

Nichts regte sich draußen; nebenan war es ganz still.

Da kam ihm ein Gedanke, und geduckt hinter der Hecke schlich Harms zum Felde hinunter, wo ein Haufen großer Steine lag. Von denen nahm er den größten auf, und obgleich ihm graute, brachte er ihn zu der Wiese, wo sie sich gestritten hatten.

Er fand die Stelle leicht wieder und suchte nach dem kleinen Kiesel, um den größeren Stein dorthin zu werfen, als sich plötzlich etwas Großes, ganz schwarz mit gespenstisch weißen Flecken vom Boden erhob, so daß er zurückprallte, und erst als er über den Pflock stolperte, wußte er, daß es seine Kuh war, um die der Streit angefangen hatte.

Dann schlich er ebenso leise wieder zurück.

Noch war alles ruhig. — Dann fuhr ein Wagen vor. Es war der Doktor Werkmann, und nebenan jammerte und schluchzte die alte Reimers.

Es klopfte plötzlich bei ihm, daß er auffuhr. Aber er hatte die Tür fest verschlossen und rührte sich nicht. Es pochte noch einmal; aber erst als an der Tür ärgerlich gerackelt wurde und er an dem Schelten hörte, daß seine Frau draußen stand, öffnete er und ließ sie ein.

Sie schimpfte wie toll auf ihn, aber er, der sich sonst alles von der kleinen Frau gefallen ließ, schloß ihr jetzt mit seiner großen Faust den Mund.

Und im Flüstertone sagte er ihr rasch, wie er mit ihrem Bruder in Streit gekommen war, und daß er gegen den Alten, der einen Stein aufgehoben hatte, mit seinem Holzhammer losgegangen war. Der hatte einen tüchtigen Schlag abgekriegt.

— Is em ganz recht. Hei hat bi sien Geiz nie wat för uns dahn.

— Ick glöw man, dat is veel slimmer kamen, as ick dacht hew.

— Wat denn? — Wat is?

— De Oll ligt da, as künn hei nich wedder upstahn.

Einen Augenblick stand sie starr; dann rannte sie nebenan hin, um zu sehen, was mit dem Bruder geschehen war.

Harms horchte an der Wand. Er hörte erst jammern und klagen, und dann ein heftiges poltern und schelten, offenbar die Stimme der alten Reimers. Dann wurden Türen geschlagen, — und nach einer Weile kam seine Frau zurück, sprach kein Wort und setzte sich in eine Ecke.

— Nu, wat is? fragte er.

Sie hatte die Schürze genommen und verbarg ihr Gesicht darin. Dann nach einer ganzen Weile erhob sie sich, schüttelte den Kopf und sagte:

— Da helpt nix mehr. Reimers is hin!

Dann kehrte sie sich ab und ging in die Küche, wo er sie mit den Töpfen rasseln hörte.

Als sie zurückkam und das Licht auf dem Tische angesteckt hatte, und sie beide schweigend ihre Suppe löffelten, ging plötzlich die Tür auf, und der Ortsvorsteher kam herein, hinter ihm der Gendarm.

Beide nahmen ihre Mütze ab, und der Vorsteher sagte:

— Harms, dat helpt nix. Sei möt sick taurecht maken und mitkamen.

— Ick hew em nix dahn. Hei is up mi mit en

groten Stein losgahn. Dat drukt man sich doch nich gefallen tau lauten. Ick hew blot afwehrt.

— Dat mag ja sien. Wi könnt nix dartau dauhn. Sei möt mit en Schandarm raewer na de Stadt.

— Hüt geiht dat doch nich mihr. Is doch all tau lat.

— Nä, erst morgen früh. Könnt Sei dat verspräken, dat Sei nich utkniepen willt.

— Wotau sall ick dat woll? — Ick hew ja nix dahn.

Der Vorsteher sprach mit dem Gendarm.

— Also! Is gaud. Denn könnt Sei ja düsse Nacht noch hierbliewen. Äwer ut 'n Hus rutgahn, dat giwt et nich. De Herr Schandarm slöppt mit in de Stuben.

So wurde es denn auch gemacht.

Harms durfte sich hinlegen, und der Gendarm blieb in der Stube. Frau Harms mußte oben schlafen, aber sie waren alle wach; nur der Gendarm auf seinem Sofa nickte von Zeit zu Zeit ein, um dann mit einem energischen Ruck wieder hochzufahren und nach seinem Säbel zu fassen.

Draußen hatte sich ein regelrechter Nachtdienst aufgetan. Der Mann, der heute Nachtwächter spielen mußte, und mit der altertümlichen Hellebarde einherging, hatte einen Beigeordneten bekommen. Bis Mitternacht blieb auch der Ortsvorsteher noch bei ihnen, und sie ließen das Fischerhaus nicht aus den Augen. Dann bekamen sie Ablösung, und um drei Uhr kam wieder die Reihe an die beiden ersten, die nun bald die Sonne aufgehen sahen.

Drinnen im Hause wurde es lebendig. Die Frau

wirtschaftete unten in der Küche, und der Gendarm rief einen der Außenstehenden herein, um sich für die Fahrt nach Reibwitz ein wenig in Ordnung zu bringen.

Indessen redete Harms mit seiner Frau, und auch dem Nachbar erklärte er die ganze Geschichte, wie Reimers auf ihn losgegangen war, den schweren Stein gegen seinen Kopf gehoben hatte, und wie er sich da mit dem Schlägel hatte wehren müssen.

Der nickte zu allem und sagte: Ja! — ja! — Der Reimers war immer tückisch gewesen, wie er so den einen Fuß etwas nachzog, und einen von unten herauf ansah, daß einem ganz unangenehm wurde. Dem konnte man wirklich nicht trauen, das sagten alle.

Dann kam der Gendarm wieder. Alle bekamen bei Harms Kaffee und jeder einen Schnaps, und dann machten sie sich, der Ortsvorsteher voran, auf den Weg zum Hafen, wo der kleine Dampfer sie hinüber nach Reibwitz bringen sollte.

Frau Harms stand in der Tür und sah dem Zuge nach, wie ihr Mann mitten zwischen den andern dahinging, und ihnen allen nochmals erzählte, wie die Geschichte gekommen war. Er ging zwischen den Landgendarmen und dem Manne mit dem Nachtwächterspieße.

Hie und da kamen Leute aus den Häusern; einzelne schlossen sich an, und wollten von Harms wissen, wie das gekommen war, und er wiederholte seine Geschichte so eindringlich, daß sie nickten und alles sehr richtig fanden.

Unten am Hafen stand eine ganze Gesellschaft beisammen, und als es abfahren hieß, da gaben alle, die Harms kannten, ihm die Hand zum Abschiede.

Dann tutete der Dampfer, und mit dem Ortsvorsteher und dem Gendarmen, die beide mit ihm redeten, als sei nichts vorgefallen, fuhr Harms nach Reibwitz, um dort im Untersuchungsgefängnis abgeliefert zu werden.

*

Wochen und Monate vergingen. Sandhoop hatte sein stilles Aussehen wieder bekommen. Viele Villen waren schon geschlossen, die Fenster alle fest verstellt und mit Latten vernagelt, die kleinen Gärten lagen verwildert, und die letzten Blätter waren fortgeweht, über das schmale Land hin in den Bodden.

Die Schwalben waren längst fort, und die Wildenten zogen vorüber, und nur ein paar Spatzen trieben sich in der Nähe der bewohnten Häuser noch herum, wo sie ihre Nester hatten, und manchmal ein Krümchen für sie abfiel.

Der Wind wehte, und an manchem Tage mußte schon geheizt werden, denn die Kälte schlug in das Haus hinein; aber Hilde hielt aus.

Max hatte alles versucht, daß sie nach Berlin kommen sollte, aber sie wollte nicht. Was hatte sie in der Großstadt zu suchen? Nirgends konnte sie mehr hingehen, und es war zu viel Unruhe in der Wohnung, wo in den Redaktionszimmern stets allerhand Besuch kam.

Es war ihr lieb, daß sie für sich war, daß sie den ganzen Tag tun und lassen konnte, was ihr gefiel.

Sie hatte angefangen zu zeichnen, Silhouetten zu zeichnen, um sich die Zeit zu vertreiben, und das hatte ihr so viel Freude gemacht, daß sie sich täglich

darin übte. Sie hatte auch versucht, sie direkt mit der Schere zu schneiden, aber das gelang ihr nicht. So zeichnete sie denn die schwarzen Schattenbilder, und das gab ihr unendlich viel zu tun.

In ihren Landschaften stand alles so weich gegeneinander, jede Gestalt, jeder Baum verschwamm gleichsam darin; hier aber mußte alles präzise sein, und eine ganz charakteristische Stellung haben, eine eigene Linie.

Da mußte sie alles aufs neue beobachten, mußte sich erinnern oder vor der Natur suchen, wie die Umrisse eines Dinges sich abhoben von dem hellen farblosen Hintergrunde. Die Welt bekam damit ein ganz anderes, neues Aussehen.

Es war wie ein großer Gewinn, den sie da machte, und sie konnte den ganzen Tag umhergehen und Menschen und Tiere daraufhin betrachten, wie man sie als Silhouetten verwenden konnte.

Ihre alte Reimers schlich still und gedrückt im Hause herum, seit ihr erschlagener Bruder auf dem kleinen Friedhofe von Seehagen lag, mit seinen weißen Kreuzen und den blühenden Akazien, in denen die Bienen summten.

Oft ging sie hinüber zu der trauernden Schwägerin, um stumm bei Mutter Reimers zu sitzen; und auch Hilde kam oft, und ruhte sich ein wenig auf der Bank dort aus.

In dem Doppelhause am Bodden war es still geworden. Wand an Wand mußten sie weiter leben.

Die Nachbarn waren in der ersten Zeit häufig in den Laden von Mutter Reimers gekommen; und

oft standen oder saßen ihrer vier oder fünf in dem engen Raum und ließen sich einschenken.

Aber da die Alte nicht viel darüber sprechen mochte, so gewann bald Lene Harms alle Sympathieen, und man hielt die Witwe mit ihrem Sohne, die beide so verstockt taten, für tückisch, und der tote Reimers, der nie jemandem etwas zuleide getan hatte, stand ihnen bald wie ein ewig zanksüchtiger und krakehliger Mensch in Erinnerung, mit dem niemand hatte auskommen können.

Einzelne Leute hatten schon ihre Zeugenaussagen in Reibwitz machen müssen. Die Aussagen waren alle wenig zugunsten des Erschlagenen ausgefallen, der tatsächlich seit dem Rückgange seines Geschäftes nörgelig geworden war und jetzt als Polterer und Zänker hingestellt wurde. —

Der Tag der Schwurgerichtssitzung war gekommen. Und da verschob sich das Bild noch mehr.

Der große, kräftige Harms, der den Schwager um Kopflänge überragte und ihn mit einer Hand in die Luft hätte heben können, wurde zu einem gutmütigen Menschen, der nie jemandem etwas zuleide getan hatte; und aus dem kleinen alten Reimers, der so schwach auf den Beinen stand, und mit seinem gebrochenen Fuße mühselig humpelte, wurde ein gefährlicher Raufbold, vor dessen Gewalttätigkeiten man nie sicher war.

Der Angeklagte war im ersten Schrecken über die Grenzen der Abwehr hinausgegangen; und die glänzende Rede des jungen Verteidigers, dem die schwachen Aussagen der alten Frau und Klaus Reimers gar nicht im Wege standen, da ja keiner

von ihnen bei der Tat dabei gewesen war, zerflatterten in nichts. Der Müller dagegen beschwor, wie er gesehen hatte, daß Reimers mit einem großen Stein auf den Angeklagten Harms losgegangen war, — und so kamen die Geschworenen nach kurzer Beratung zu einem Freispruche. —

Gegen Abend saß Harms unten in der Kneipe am Strande und hielt alle, die heute für ihn ausgesagt hatten, frei.

Mutter Reimers aber fuhr mit ihrem Klaus still und gedrückt in ihrem einsamen Segelboote über den Bodden zurück. Niemand war mit ihnen gekommen, und daheim schlugen sie beide den Weg nach dem Friedhofe ein, aber sie sprachen nicht miteinander.

Schweigend gingen sie wieder heim, und erst spät in der Nacht schraken sie von dem Lärm auf, mit dem der angetrunkene Harms, vom Schwarm seiner Bekannten begleitet, heimkam. Sie hörten, wie er in die Stube stolperte und die Frau ihn zu stützen suchte, damit er nicht lang hinschlug.

Das Rumoren und Gesinge ging noch eine ganze Weile. Dann wurde es still nebenan. —

Und das alte Leben ging weiter. Nachbarlich mußten sie unter einem Dache hausen, aber sie kamen nicht zusammen. Jeder ging seinen Weg nach der anderen Seite. Sie taten alle, als gehe die Nebenpartei sie nichts an.

XXIII.

Es war immer einsamer und kälter geworden, und Max duldete nicht, daß Hilde noch länger

draußen in Sandhoop blieb, sie mußte endlich nach Berlin übersiedeln.

Aber sie hatte keinen Gewinn davon, sondern fühlte sich überaus unglücklich und vermißte ihre Mutter täglich. Sie hockte zu Hause und ging erst aus, wenn es dunkel geworden war, fürchtete sich vor all ihren Bekannten, und hätte am liebsten ihre Tür fest verschlossen gehalten selbst für die Schwester.

Susi bekam oft auf all ihre Fragen keine Antwort von Hilde.

Sie schüttelte ganz traurig den Kopf:

— Aber, Hilde, Kind! Man muß sich doch nicht so haben. Ich weiß nicht. Was soll einem denn passieren? Ich verstehe dich nicht.

Einmal sagte ihr Hilde, was sie so bedrückte: sie hatte die Empfindung, als ob es zu Ende sei mit ihrer Kunst, als würde sie nie wieder ein Bild zustande bringen. Das ging alles unter in einem Gefühle völliger Gleichgültigkeit. Sie sah keine Farben mehr und hatte auch gar kein Interesse mehr daran, irgend etwas festzuhalten. Wie blind ging sie durch die Welt, die allen Glanz verloren hatte.

Nur Ruhe wollte sie haben, nur Ruhe, daß niemand sie fragte und quälte; nur nicht gemartert werden durch die Gegenwart anderer Leute.

Manchmal verstand es Susi, sie ein wenig aufzuheitern; da vergaß sie ihre Vorstellungen und Wahnideen und war wie früher.

Und immer dabei der Wunsch, aus der Stadt fortzukommen, zurück an die See, wo dieses schreckliche Gefühl der Langenweile nicht aufkam.

Die Tage krochen hin, es war Weihnachten

geworden; Hilde hatte keine Lust, das Fest zu feiern. Allein die Schwester hatte für alles gesorgt, und schließlich war es noch sehr gemütlich bei dem brennenden Baume geworden.

Aber mit dem Herzen, wie früher, war Hilde doch nicht dabei gewesen.

Und dann kam ein frostiger Wintertag in dem neuen Jahre, das schon so frühlingswarme Tage gehabt hatte; der Schnee lag hoch, und alle Scheiben waren vereist, da kam für Hilde endlich die Erlösung.

Am Morgen war ein kleines Mädchen da, und in aller Frühe kam auch ihre alte Freundin Trude Bartling, um Mutter und Kind zu besuchen. Zweimal nur in der Zeit vorher hatten sie sich gesprochen. Einmal hatte Hilde sich verleugnen lassen, die anderen Male war sie wirklich nicht zu Haus gewesen. Vor ihr hatte Hilde alle Energie zusammengenommen. Sie sollte nicht fragen und sie quälen. Vor dem Arzt in ihr fürchtete sie sich, statt daß sie Vertrauen zu ihr hatte, wie in alten Zeiten, wo sie sich gegenseitig ihr Herz ausschütteten.

Nun das Kind da war, hatte die Welt mit einem Male ein ganz anderes Gesicht. Alle Angst, alle Schreckgebilde waren verflogen; und als sie am Morgen nach festem Schlafe erwachte und die Wärterin ihr das Kind zeigte, das sie nun erst mit Bewußtsein betrachten konnte, da atmete sie tief auf.

Es war ein ganz normales Kind, hatte Hände, Füße, und alles war in Ordnung.

Da tat sie einen tiefen Seufzer der Erlösung, denn darüber hatte sie sich die schlimmsten Ge-

danken gemacht, ob sie auch wohl ein normales Kind bekommen würde.

Hübsch konnte sie zwar das kleine gnaulende Wesen nicht finden, über das alle so entzückt taten, aber froh war sie, daß es da war. —

Es war ihr zu Anfang ganz fremd. Allmählich erst wuchs ihr Interesse, und nun hatte sie nur den einen Wunsch, daß sie bald aufstehen konnte, um sich ihres Kindes anzunehmen.

— Ach, wenn es doch erst groß wäre, daß man sieht, es ist ein Mensch, sagte sie zu Trude Bartling.

— Das kommt, ehe du es glaubst.

— Ich kann mir das gar nicht denken, wie das sein mag.

— Warte es nur ab; schon nach den ersten Monaten wirst du deine Freude haben, auch die künstlerische Freude, wie aus dem hilflosen Wesen ein Mensch wird; darin liegt ein solches Geheimnis, das wir nicht ergründen können, wie es seltsamer nicht zu denken ist.

— Ob es mir ähnlich sehen wird?

— Hoffentlich! Deine Augen hat es schon vollständig, und auch dein blondes Haar. Allein ob es das behalten wird, ist fraglich.

— Das soll mir auch ganz gleich sein, wenn das kleine Ding nur gedeiht und einem nicht allzuviel Sorge macht.

— Aber Freude soll es dir machen, nichts als Freude, und das wird es auch. Weißt du, ich beneide dich ja so. Sieh mal, in mir steckt leider zu viel Wissenstrieb, und da ist es ganz gut, daß die Muttersehnsucht, der sogenannte Schrei nach dem

Kinde, in mir nicht latent ist. Aber theoretisch stelle ich mir's manchmal vor, und da muß es ganz köstlich sein. Ist es das nicht?

— Ich weiß noch nicht.

— Mit dir ist einfach nichts anzufangen. Na, wir wollen uns in zwei oder drei Jahren mal wieder sprechen, wie du dann darüber denkst.

— Wer weiß, was dann ist.

— Wenn man dich so reden hört, könnte man wirklich böse werden. Es ist ja einfach nicht zu glauben. Da hat sie sich einen Namen von Weltruf gemacht, hat einen Mann und ein Kind, alle Leute verwöhnen sie, und sie ist nicht zufrieden, sondern nörgelt herum, als wenn sie Gott weiß wie unglücklich wäre. Das ist die größte Undankbarkeit, die mir je vorgekommen ist. Du verdienst wirklich gar nicht, daß es dir so gut geht. Wenn man dich nicht schonen müßte, würde ich dir eine ganz gewaltige Strafpredigt halten.

— Was tust du denn jetzt?

— Was ich tue? Hältst du das vielleicht für eine Strafpredigt? — O nein, das kommt ganz anders. Ja, ja, meine Tochter, ein ganz kleines bißchen Energie habe ich mir zugelegt im Laufe der Zeiten. Und ich wünschte dir, daß du es auch tätest. Ich habe Wunder geglaubt, was du für ein Kerl wärst, und nun muß ich dich so wiederfinden. Danach scheint die Ehe keinen sonderlich günstigen Einfluß auf die Charakterentwicklung des Weibes zu haben.

— Das glaube ich beinah' auch.

— Na, da wären wir uns ja einig. Die Ehe gefällt dir wohl nicht?

— Wie kannst du nur so fragen, — ich bitte dich, Trude.

— So! — Weißt du, das will mir nicht so recht gefallen. Aber du wirst es mir schon erzählen, wenn du wieder auf dem Damm bist. Jetzt muß ich fort; wenn es dir recht ist, sehe ich alle Tage mal bei dir vor.

— Ja, Trude, tu das. Und es ist ja alles Unsinn, was ich da geschwatzt habe.

— Das wollte ich mir auch ausgebeten haben.

*

Hilde hatte Muße, über ihre Ehe nachzudenken, nicht nur in den Tagen, da sie noch liegen mußte, sondern auch nachher, als sie aufgestanden war, fest entschlossen, ihr Kind solange es ging, zu nähren.

Sie fand darin das beste Mittel, daß Max sich ihr nicht näherte.

Jetzt, wo das Kind da war, schien er ihr noch fremder; sie konnte sich nicht zu der leisesten Liebkosung mehr aufraffen; wenn er sie nur anrührte, nur über ihren Arm strich, hätte sie sich am liebsten wild abgewandt.

Die Mutter in ihr erwachte langsam; aber was er auch versucht hatte, wieder seine Frau aus ihr zu machen, alles in ihr empörte sich dagegen. Er hatte ihre Kälte nicht besiegt.

Alles an ihm verletzte ihr Feingefühl: wie er ging und stand, wenn er nur den Mund auftat; sie hätte sich am liebsten eingeschlossen, um ihn nicht zu sehen. Und sie atmete auf, als er ihr erklärte, daß er auf ein paar Wochen nach Paris reisen wollte. Sie

konnte die Zeit gar nicht abwarten, daß er endlich ging; und es fiel von ihr ab wie ein Bann, als sie endlich allein war, allein mit ihrem Kinde.

Dem wollte sie sich nun ganz widmen, für das kleine Mädchen tat sie alles, und entzog sich ihrem Manne. Herrgott, das Kind würde auch so groß werden, hatte er erklärt; Hunderttausende von Kindern wurden bei der Flasche groß. Oder sie konnte sich ja eine Amme nehmen. Deshalb brauchte sie sich doch nicht selbst zu opfern.

Ihm gefiel diese Einrichtung gar nicht, und er machte ihr kein Hehl daraus. Das paßte ihm recht wenig. Deshalb hatte er die Gelegenheit, nach Paris zu gehen, auch sofort ergriffen; und er blieb länger fort, als er beabsichtigt hatte.

Darüber war Hilde anfangs froh, aber dann wurde sie ein ungemütliches Gefühl nicht los, weil seine Briefe immer kürzer wurden und er gar nicht bestimmte, wann er zurückkommen würde.

Sie hatte ihm geschrieben, daß sie bald an die See gehen wollte, weil sie es in der Stadt nicht mehr aushielt. Er schrieb zurück und stimmte ihr bei. Wenn das Wetter annähernd so warm sei wie in Paris, sollte sie es nur tun.

Es war durchaus noch nicht so warm, aber sie siedelte trotzdem über, nur um ihre Mitteilung aufrecht zu erhalten, aus einem gewissen Trotz, weil er nichts von sich hören ließ. —

Und das Wetter schlug um. Schon kamen die ersten Blätter heraus, allein dann folgten wieder Tage voll Sturm, und Schneeregen wehte über das Land.

Hilde aber langweilte sich nicht, sie hatte ja

das Kind, und das verlangte immer jemanden um sich, und kein anderes Interesse lebte mehr in ihr, als für das Kind zu sorgen, das ihr nun alles ersetzen mußte. —

Max war aus Paris zurück, aber er hatte zuvor noch in Berlin zu tun. Allerhand Arbeiten hatten sich gehäuft, die erledigt werden mußten. Zweimal verschob er sein Kommen im letzten Augenblicke. Endlich kam er auf vier Tage herüber. Mehr Zeit konnte er sich nicht nehmen.

Und nun schien er ihr wie ein ganz Fremder. Dazu kam wohl, daß er sich anders trug, andere Art Kragen und Schlipse, Kleinigkeiten, auf die sie sonst nicht geachtet hätte, die ihr aber nun in aller Schärfe auffielen und ihm ein so anderes Aussehen gaben. Sie wußte nicht einmal recht, was sie mit ihm sprechen sollte, und war froh, daß er sich zu arbeiten mitgebracht hatte, und so stundenlang beschäftigt war.

Er kam wieder damit, daß sie doch endlich aufhören solle, das Kind zu nähren; aber sie verkroch sich dahinter wie hinter einen sicheren Schutz, und dann ließ er seinen Unmut aus und ließ sich gehen, redete Dinge, die sie nie mit Worten berührt hatten, und vor denen sie sich die Ohren zuhielt und hinausging.

Und eine unheilvolle Stimmung griff zwischen ihnen Platz, und sie getraute sich gar nicht, ihm vor die Augen zu kommen.

Am folgenden Abend versuchte er es mit Liebenswürdigkeit; er stellte ihr alles vor, mit tastenden Worten, suchte sie zu überreden, daß sie ihm doch

helfen möge. Und als sie auf alles nicht einging, da stand er endlich auf, und in der Tür, während er den Hut nahm, um in die dunkle Nacht zu gehen, sagte er ganz kalt, als sei es das Natürlichste der Welt:

— Dann, bitte, beklage dich nicht, wenn die Sache eine andere Wendung nimmt.

Sie war allein; aber sie begriff noch immer nicht, was er eigentlich gemeint hatte.

Dann wurde sie blutrot, und sie begriff. Es konnte nichts anderes heißen.

Eine Geliebte wollte er sich nehmen. Das besagten seine Worte in all ihrer Roheit, eine Geliebte!

Sie schüttelte sich vor Ekel; sie hatte Angst, er könne es wahr machen, suchte sich einzureden, daß es ihm nur so entschlüpft sein konnte. Dann aber stand es mit einem Male voller Gewißheit vor ihr: was er ihr da androhte, war längst geschehen, geschehen in Paris, vielleicht schon viel früher.

Aber gewiß in Paris. Nur von dort konnte er mit solchen Anschauungen zurückgekommen sein; dort hatte er gesucht, was er bei ihr nicht gefunden hatte.

Da gab sie ihn ganz auf. —

Alle Abende saß er jetzt oben auf dem Hotel, wo eine etwas abenteuerliche Baronin wohnte, hinter der alle herliefen, und die mit ihrem koketten Wesen eine ganze Tafelrunde um sich versammelte, ganz wie damals Käthe Siebald.

Als sie hörte, daß er deretwegen hinaufging zum Boleslaw, war sie ganz mutlos.

Und kein Wort fiel mehr zwischen ihnen, und

als er abreiste, gingen sie auseinander, als sei nie etwas zwischen ihnen gewesen. —

Er stellte sich jetzt rein auf den Geschäftsstandpunkt, besprach mit ihr alles wegen ihrer Ausstellungen in Hamburg, Wien und München, wobei sie allem zustimmte; das verstand er ja am besten. Er mochte nur alles so einrichten, wie er es für gut befand. Darin gab sie ihm vieles nach. Sie kümmerte sich gar nicht um die geschäftliche Seite; selbst das festsetzen der Preise überließ sie ganz ihm; auch ohne, daß er sie erst fragte.

Bisher hatte er mit ihr immer vorher genau alles besprochen, was er im Plane hatte; jetzt berichtete er ihr nur noch über Geschehenes. Ihr war es am liebsten so.

Sie blieb mit ihrem Kinde allein, aber sie arbeitete nichts. Ein paarmal fragte er brieflich an; dann kam er selbst, ob sie denn gar nichts tue? aber sie dachte nicht daran.

Sie sah ihn mit ganz eigentümlichen Augen an; sie hätte gern gewußt, ob er seine Drohung wahr gemacht hatte, auf die sie nie wieder zurückgekommen waren.

Voller Bangen hatte sie seinem Kommen entgegengesehen; sie fürchtete, er werde wieder anfangen sie zu quälen. Als es nicht der Fall war, als er so leidenschaftslos neben ihr herging und kein Wort fiel, da wurde sie unruhig, und der Wunsch wuchs in ihr, er möge nicht so beleidigend gleichgültig sein.

Aber er reiste ab, und sie wußte nichts, fühlte sich nur verschmäht, und dabei verhehlte sie sich nicht, daß sie ganz allein schuld hatte, und sich nicht beklagen durfte.

Oft schrak sie in der Nacht auf und fragte sich, ob sie recht getan, daß sie sich wieder so einsam gemacht hatte wie vor ihrer Heirat. Dann wünschte sie, er sei bei ihr. Wenn sie an das Kind dachte, wurde sie wieder ruhiger; dann schien ihr gut, wie es war, und sie redete sich ein, daß er die Drohung nur in der Erregung ausgestoßen hatte.

Sie wußte nicht, was sie wollte, und war ganz nervös, aber auch das ging vorüber, und mit der Zeit kam alles wieder in seinen gewohnten Gang.

Max kam manchmal herüber, war äußerlich nett und freundlich wie früher, nur von einer Kälte, die sie erschreckte. Mit ruhiger Bestimmtheit traf er seine Anordnungen, als habe sie gar nichts zu sagen, und sie hatte nicht den Mut, ihm zu widersprechen. Sie kam sich vor, als werde sie nur geduldet, und nahm es als eine Art gerechter Strafe hin.

Sie wollte nichts wissen, wollte nicht daran denken, und allmählich gelang es ihr, sich darüber hinwegzutäuschen. Wenn was geschehen war, so hatte sie die größere Schuld, und mußte auch alles auf sich nehmen.

Eines Tages erklärte sie ihrem Manne, daß es nun Zeit sei, das Kind mit der Flasche zu nähren, das kräftig genug war und prächtig gedieh.

Vom Tage an, da sie diesen Entschluß gefaßt hatte, wurde Max wieder herzlicher zu ihr, aber es verging Tag um Tag, ehe das alte Verhältnis sich anbahnte, — und wenn sie es sich später vorstellte, dann war sie es gewesen, die den ersten Schritt getan und sich ihm fast an den Hals geworfen hatte.

Darüber kam sie nicht hinweg und verachtete

sich —, aber dies Leben nebeneinander konnte ja nicht immer so weitergehen, und sie wollte nur Frieden haben, und sich nicht die Schuld zumessen.

Es war ein Opfer, das sie brachte, voller Widerstreben, und doch mußte es sein, und sie ließ es geschehen. Aber sie war mit ihrer Empfindung nicht dabei; und glaubte, alles sei in ihr gestorben, und könne nie wieder geweckt werden. —

XXIV.

Die kleine Annie lief schon den ganzen Tag allein im Garten herum, oder saß mit den anderen Kindern der Sommergäste am Strande, half mit ihren kleinen Händen buddeln und bauen, und suchte Muscheln und bunte Steine.

Die Zeit ging hin, und auch in Sandhoop hatte sich vieles geändert.

Daran war Hilde nicht ohne Schuld.

Sie hatte einem Landschafter, dessen Einfluß sie viel verdankte, so lange zugeredet, einmal nach Sandhoop zu kommen, bis Rudolf Lippold sich eines Tages einfand, um den Ort zu sehen, wo Hilde Vangerow malte und lebte. —

Nun war er ganz entzückt. Das war freilich ein verlorenes Stückchen Erde, wie man es sich suchen konnte. Wie das alles versteckt zwischen den Fischerhäusern lag, wundervoll im Grün eingebettet.

Freilich die Malerkolonie mit den Damenschulen, mit all diesen Klexhexen, die die Gegend wie die Heuschrecken abgrasten, gefiel ihm weniger. Man mußte

früh hinaus, damit einen nicht solch dilettierendes Malhuhn störte. Überall stieß man auf sie.

Das war recht ekelhaft.

Am ersten Tage, als er seine Staffelei aufgestellt, sah er einen der Sandhooper sich mit allen Malgeräten bewaffnet suchend an seinen Platz heranpürschen.

Aber er tat, als sehe er nichts, obwohl er Herrn Fritz Steinfort kannte, der sich mit den andern einbildete, den Ort gepachtet zu haben.

Wenn sich einmal ein Könner in das kleine Dörfchen verirrte und die abgegrasten Motive auf seine Art anfaßte, wie das Hilde Vangerow getan, so daß was ganz Originelles daraus entstand, dann platzten die Eingeborenen vor Neid, weil sie gewohnheitsmäßig an die Dinge herantraten und ihnen keine neue Seiten mehr abzugewinnen wußten.

Scheel sahen sie auf jeden Eindringling, das wußte Rudolf Lippold. Sie hatten die Dinge stillschweigend unter sich verteilt; der eine hatte den Wald und die Wiesen, der andere Strand und Meer und die Dünen, der dritte malte fast nur Fischerstuben und Küchen, wieder ein anderer das Dörfchen und die seltsam gebauten Häuser und Ställe, und noch einer hatte die Einwohner gepachtet und malte nur Fischertypen.

Jahrelang war das so gegangen; sie sahen darauf, sich nicht ins Gehege zu kommen, wenn auch Streitigkeiten und Eifersüchteleien an der Tagesordnung waren.

Ihre Schülerinnen konnten ihnen nicht gefährlich werden. Die malten zu ihrem Privatvergnügen, um Tanten und Anverwandte mit ihren unglückseligen Versuchen zu beglücken. Wenn eine wirklich was

konnte, setzte man sie vor Motive, die möglichst wenig charakteristisch waren, vor irgend einen Eingang zu einem Hause, mit dem sie sich vergebens mühte, weil selbst eine geschickte Hand nichts daraus machen konnte.

Die berufenen Maler dagegen, die sich einstellten, bedrohten die Angesessenen mit ihrer Konkurrenz.

Rudolf Lippold hatte auf seinen Streifzügen unten am Bodden, in Seehagen, hinter dem Reimersschen Hause ein jetzt völlig verwildertes Gärtchen entdeckt, das ganz wundervoll versteckt lag.

Daran arbeitete er nun schon den fünften Tag.

Hier war noch keiner vor ihm gewesen. Das verstanden sie wohl nicht zu würdigen.

Er trat von der Staffelei zurück, die er dicht an der Weißdornhecke aufgestellt hatte, nahm die Zigarre aus dem Munde, und mit der Linken die Palette von sich streckend, neigte er den Kopf, um sich das Bild zu betrachten.

Üppig wucherten blühender Mohn und rote Stockrosen zwischen Dolden des Kümmels; und an der rotgetünchten Wand des strohbedeckten Fischerhauses rankte sich breites Weinlaub, eine ungepflegte Wildnis, die dem Garten eine eigenartige Romantik verlieh.

Am Hause stand eine Laube, ganz eingehüllt in die Riesenblätter des Pfeifenkrauts, und zwischen Büschen von Stachelbeeren und rottraubigen Johannisbeeren rankten sich die langen Blattschlangen des Kürbis, dessen große gelbe Früchte auf kleinen Brettstücken am Boden lagen.

Jeden Vormittag saß er vor dieser Wildnis, be-

geistert von den Farbenkontrasten. Morgen wurde er fertig.

Als er von seiner Arbeit aufblickte, sah er ein Gesicht am Gartenzaun auftauchen.

War das nicht Fritz Steinfort?

Wahrhaftig. Er lauerte offenbar nur darauf, daß er aufstehen sollte, um sich an den Platz zu setzen und das neuentdeckte Motiv auszuschlachten.

Rudolf Lippold beachtete den Neugierigen nicht weiter, sondern arbeitete ruhig an seinen Blumen weiter.

Die Frau kam aus dem Hause und zog aus dem Garten Mohrrüben aus, schüttelte die schwarze Erde ab und legte sie in einen Korb.

Lippold wandte sich nach ihr um und sah ihr eine Weile zu. Das war wieder ein fertiges Bild: wie die Alte da im Garten kniete, mitten in den Beeten, in einer so charakteristischen Stellung.

— Sagen Sie mal, Frau Reimers, was will denn dieser Herr Steinfort eigentlich, daß er immer da herumstreicht?

— Och, Herr, de luhrt man, bet dat Sei hier tau Enn kamen sünd. Hei will ja woll ook de Blaumen malen.

— So so! Na warte, mein Junge! Du ärgerst mich. Dir werde ich einen Streich spielen. Such du dir deine Motive alleine.

Und laut fuhr er fort, von einem Gedanken erfaßt:

— Sagen Sie mal, Frau Reimers, was kostet denn diese ganze Geschichte hier, da all die Mohnblumen und das Gestrüpp.

— Jo, Herr, wat sall dat woll veel kosten! Dat kostet doch man nix, sagte sie grinsend.

— Nee, Frau Reimers, ich möchte das nämlich kaufen.

— I, Herr, wotau willt Sei mi dat woll betahlen?

— Also, ich gebe Ihnen einen blanken Daler, und dann kann ich mir die ganze Geschichte abschneiden und mitnehmen — einverstanden? —

— Ümmer tau, Herr!

— Schön Frau Reimers, das machen wir also.

— Ja, wie Sei dat willt.

— Ich habe noch eine halbe Stunde zu tun, dann können Sie mir mal Ihre Sichel geben, daß ich mir die Blumen schneiden und mitnehmen kann.

Er ging wieder an seine Arbeit; war nach dreiviertel Stunden fertig, besah sich sein Werk und war sehr damit zufrieden.

Dann betrachtete er noch eine ganze Weile das Stückchen Natur, das er dem Untergange weihen wollte. Ein Pfuscher sollte sich nicht daran versündigen. Dies Motiv wollte er für sich allein behalten, das sollte sein Eigentum bleiben. Es gab ihm fünf, sechs Bilder und sollte, so wie er es gesehen, auf die Nachwelt kommen.

Frau Reimers kam mit der Sichel, und dann hieb er zuerst den blühenden Mohn ab und band ihn sich zusammen, um ihn mit nach Hause zu nehmen. Wie toll hieb er darauf in die Pflanzenwildnis, die ihn eben noch entzückt hatte. Mit den Stockrosen hatte er seine Not, und mußte sein Jagdmesser zu Hilfe nehmen, um ihnen beizukommen. Allein schon nach

wenigen Streichen war die ganze Stimmung dahin. Nur das Weinlaub am Hause ließ er. Sonst verfiel alles seiner Zerstörungswut, bis nur ein gestaltloses Chaos blieb.

Dann drückte er Mutter Reimers den Taler in die Hand, die mit einem Rechen die zerrissenen Ranken wegriß, daß nun nichts mehr blieb als ein Stück banalen Gartenlandes, ohne jeden Reiz.

Seine Pappen nahm er unter den Arm und zog triumphierend von dannen. Dreimal nahm er das Motiv mit sich, im Sonnenschein, bei trübem Himmel und unter einer wunderbaren Gewitterstimmung, als der Sturm die Doldenköpfe wie toll durcheinander hatte tanzen lassen.

Auf dem Heimwege traf er schon wieder Herrn Steinfort, und absichtlich hielt er seine Pappe so, daß der sehen konnte, wie er mit seiner Arbeit fertig war, und er sah noch, wie der andere sehr zufriedenen Sinnes nach Hause eilte. Von seinem Fenster aus konnte er den Weg überblicken, und schon stürmte Herr Steinfort mit einer Feldstaffelei bewaffnet in der Richtung zur Frau Reimers. Langsam aber kam er wieder zurück, mit einem ebenso erstaunten wie zugleich wütendem Gesichte. Der Streich saß. Dem hatte er es gegeben, daß er ihm ein Motiv ohne weiteres hatte wegnehmen wollen. Die Absicht hatte er ihm versalzen.

Eine diabolische Freude erfüllte ihn, als er dem braven Herrn Steinfort am folgenden Tage begegnete und den Ärger sah, der in ihm fraß. Er aber pfiff einen lustigen Marsch, und steckte die Hände tiefer als sonst in die Jackettaschen. Wahrhaftig, er hatte

doch manchmal gute Gedanken. Als er die Geschichte Hilde Vangerow erzählte, schüttelte sie den Kopf und meinte: Das hätte er doch nicht tun sollen. Fritz Steinfort sei ein ganz netter Mensch.

*

In der Nähe der Petelschen Kuhweide standen neben niederem Gebüsch drei Bäume, eine Silberpappel, eine Birke und ein Weißdorn. Wie diese drei gerade hier zusammengekommen waren, gaben sie ein seltsames Bild.

Der eingehegte Weideplatz lag vor dem Winde geschützt, hinter hohen Dünen, wo Erlen und Haselbüsche standen, überrankt von Hopfen und Geisblatt. Dazwischen große Büsche von stacheligem Ilex, daß es aussah, wie dichte Wände um eine Zauberwiese. Und auf der Weide ein Birkenwäldchen, wo Brombeerkraut sich wirrte, übersät mit dunklen Beeren. Ganz zufällig war Lippold das seltsame Dreiblatt der Bäume aufgefallen, und wie gerade zur Mittagszeit, während die andern noch beim Skat oder schon hinter ihren Suppentellern saßen, die Beleuchtung war, gab es mit den braunen und schwarz-weißen Kühen auf der saftgrünen Wiese ein fertiges Bild.

Nach einer halben Stunde war das Licht so anders, alles so banal, daß er aufhören mußte und bis morgen warten.

Er packte also zusammen und hielt nur noch einmal die angefangene Skizze von sich, als er jemanden einige Schritte hinter sich vorübergehen hörte. Er wandte sich und sah, daß es der Tiermaler des Ortes war, Franz Enderlein, der wohl nach seinen

Kühen gesehen hatte. Wieder einer, der aufpaßte, daß man ihm nichts fortnahm.

Am Abend, als Lippold auf Hildes Anraten in die „vergnügte Spickflunder" ging, statt wie sonst vor dem Hotel zu sitzen, fand er dort um einen Tisch die ganze Clique. Das laute Geschrei, das ihn angezogen hatte, verstummte plötzlich vor dem jähen St!, das einer bei seinem Eintritt ausgestoßen. Er wußte sofort, als er den Blick um diese Tafelrunde gleiten ließ, daß sie sich mit ihm beschäftigt hatten. Mochten Sie! —

Er bestellte sich sein Glas Bier, stopfte seine kurze Pfeife und ließ die Kollegen nicht aus den Augen, die leise tuschelten und offenbar krampfhaft nach einem anderen Gesprächsstoffe suchten.

Heute saßen sie nicht beim Skat, wie sonst vom frühen Morgen ab, heut hatten sie offenbar Wichtigeres vor.

Da hatte er sie alle auf einen Klumpen, Herrn Steinfort, Enderlein, Jobst Horn, Walter Prehm und Paul Jolck; die andern kannte er nicht, wollte sie auch nicht kennen lernen.

Nach einer halben Stunde erlöste er sie. Das Bier war ihm doch zu schal, als daß er länger hätte bleiben mögen.

*

Als er am folgenden Mittag auf die Weide kam, sah er schon von weitem, was für eine Verschwörung die Sandhooper gestern gegen ihn ausgeheckt hatten.

Die drei Bäume lagen am Boden und waren gefällt. Als Revanche hatte man ihm jetzt sein Motiv zerstört. Es war gar nicht nötig, daß er in der Ferne

hinter einer Stechpalme den Kopf von Jobst Horn bemerkte — er wußte, wem er das zu verdanken hatte —, so lachte er nur, setzte sich hin, den Karton auf den Knieen, und arbeitete, damit die Skizze fertig wurde, denn die Bäume hatte er. Aber was Rechtes wurde es nicht, auch nicht annähernd, was er sich gedacht hatte.

Da mußte es bleiben, wie es war; ganz verloren war seine Arbeit nicht. Das hatten sie nicht fertig gebracht. Er wollte sich nicht ärgern, aber dumm war die Geschichte, denn er erreichte gern das Ziel, das er sich setzte.

*

Es blieb ihm nichts übrig, als daß er sich einen anderen Vorwurf suchte; und er fand ihn bald, die Giebelseite eines abseits liegenden Fischerhauses, das in seiner Front ein beliebtes Sujet war und das alle Schüler Steinforts mit nach Hause nahmen.

Zwei Damen saßen und pinselten im Schweiße ihres Angesichts drauf los. Er setzte sich auf die andere Seite, und freute sich an dem wunderbaren Rot, mit dem diese Giebelseite gestrichen war, ein uraltes Rot, das mit großen abblätternden Flecken alle Schattierungen bot. Diese Wandfläche mit dem überkragenden Strohdache hatte etwas so Sattes in der Farbe. Es war ein Gedicht, wie Wind und Wetter ihre Spuren hier gezogen hatten.

Arbeit würde es kosten, mit zwei-, dreimal zwang er es nicht. Hier mußte er sich häuslich niederlassen.

Aber am zweiten Morgen traf es ihn wie ein Schlag. Die Verschwörung gegen ihn war wieder am Werk gewesen, und zwei Arbeiter hatten den

roten Anstrich, diese uralte Farbe, schon halb abgekratzt, um die Wand offenbar frisch zu verputzen. Da wurde er wütend, und fluchte wie ein Rohrspatz, als drei Tage später das Häuschen farblos grau gekalkt wurde. Das konnte er der Gesellschaft nicht vergeben.

Ein paar Tage später setzte er sich neben ein paar Malhühner, die einen verfallenen Schweinekoben vor sich hatten, der zusammenzustürzen drohte. Der Fischer hatte ihn seit Jahren erneuern wollen, aber die Maler, denen gerade an diesem Motive lag, hatten den Besitzer noch stets mit Geld und guten Worten abgehalten. Von dem Stalle machte er eine Bleistiftskizze; aber am andern Tage erfuhr er schon, daß die Malerkolonie, die hier alles als ihr Eigentum betrachtete, dafür gesorgt hatte, damit auch dieses Motiv nicht länger ausgeschlachtet wurde. Ein roter Ziegelstall sollte angefangen werden.

Sie waren dahinter gekommen, wie gefährlich es war, wenn Talentvollere sich ihre Motive nahmen. Sie hatten bisher davon gelebt, daß jeder von ihnen seine ihm gehörenden Motive ausschlachtete. Schon aber fing der Ruf des Ortes an, sich zu verbreiten. In den Zeitungen wurde darüber geschrieben; eine Fundgrube für Maler wurde das Dörfchen genannt, und wenn erst all die Fremden kamen, dann war es mit ihrer Spezialität vorbei.

So fing denn jeder von ihnen an, zu zerstören, was er im ewigen Abklatsch alljährlich auf Provinzausstellungen schickte, was er in steten Variationen behandelt hatte, immer im Atelier nach den einmal

vorhandenen Skizzen, ohne daß sich einer jemals wieder vor die Natur hinstellte.

Für ihre Schülerinnen blieben noch immer einige Vorwürfe erhalten, ein paar Häuser und Dächer — aber alles, was sie sich bisher ängstlich erhalten, was sie als unzerstörbar gehütet hatten, gaben sie jetzt preis. Sie halfen sogar den Besitzern bei den Erneuerungen. Die alte so charakteristische rote Farbe verschwand, und die moosbewachsenen Strohdächer durften den nichtssagenden Ziegelbedachungen weichen, die die ganze Landschaft verschimpfierten.

Die halb verfallenen Ställe und Zäune wurden ausgebessert, die Eingänge zu den Häusern gesäubert, die Türen grell gestrichen.

Alles drohte ein anderes Aussehen zu bekommen, und von Stimmung blieb bald nichts mehr.

Die Kolonie der Eingesessenen aber triumphierte. Nach wenigen Jahren würde kein Motiv mehr vorhanden sein, das einen Künstler reizen konnte. An Schülerinnen fehlte es ihnen trotzdem nicht. Sie aber konnten weiter ihre alten Bilder ausstellen. Die Leute staunten, wie stimmungsvoll sie diese so ärmlich scheinende Landschaft zu behandeln wußten. Das war eben echte Kunst, die aus der Natur so wunderbares herauszuholen verstand. —

Die unglückliche Idee Rudolf Lippolds, der sein Motiv für sich hatte behalten wollen, hatte ihnen den Weg gezeigt. Nun gehörten ihnen ihre Motive allein, und niemand konnte ihnen ihr Eigentum mehr streitig machen.

Das ganze Dorf drohte zerstört, verwüstet und ein banaler Ort zu werden, dem nichts charakte-

ristisches mehr anhaftete, so daß später niemand mehr begreifen würde, wie jemals Künstler hier jahrelang hatten weilen können, und voller Entzücken Bilder gemalt hatten, die es in dieser Natur nicht mehr gab.

Der Nachwelt drohte die Episode dieser Malerkolonie ein Traum zu werden, zu dessen Zerstörung der eine Taler hingereicht hatte, den Frau Reimers für die paar Blumen genommen.

XXV.

Mit jedem Jahre ging das Zerstörungswerk weiter.

Immer neue Badegäste kamen, sehr zum Verdruß der Alteingesessenen, die alle Schuld dem Hotelbesitzer und dem Ortsvorsteher gaben, die mit Prospekten und Inseraten die Leute aus aller Welt anlockten.

Das Hotel Boleslaw, das mit seinen roten Mauern, hoch auf dem Hügel, alles überragte, war so besetzt, daß es umgebaut und erweitert werden sollte, nachdem es jahrelang seinem Besitzer nur Ärger und Unkosten verursacht hatte.

Mit einem Schlage war Sandhoop entdeckt, und schon ging das Projekt, daß vom Dvars her durch den Forst eine Bahn von Bredow gebaut werden sollte. Nachdem es lange wie versteckt ein stilles Dasein geführt hatte, kam Sandhoop plötzlich in Mode.

Überall wurden die alten Fischerhäuser ausgebaut, wurden neue Villen und Pensionen errichtet, die den Anforderungen der Städter mehr entsprachen, aber nun so trostlos wirkten wie in einem auf Spekulation erbauten Berliner Vororte.

Von der alten Einsamkeit des Strandes war nichts geblieben. Mit jedem Jahre hatte sich das Bild geändert.

Eng standen jetzt die zahllosen Strandkörbe. Wo man früher glatt am Wasser hatte gehen können, war jetzt alles aufgegraben, Kanäle gezogen, und Burgen mit flatternden Fahnen waren gebaut. Der Sand war zertreten und hatte die einstige schneeige Weiße längst verloren, denn er war in all den Jahren gemischt mit all den Dingen, die achtlos zur Erde geworfen waren, selbst die Hochfluten des Winters wuschen ihn nicht mehr rein. Zeitungsfetzen flogen auf, und allerhand Butterbrotpapier trieb sich umher, und es war nichts mehr wie in früheren Zeiten.

An den Badeanstalten herrschte lärmendes Geschrei. Die Philister waren ins Land gekommen und überschwemmten die ganze Gegend. Mit Vettern und Basen, Onkeln und Tanten und Scharen ungezogener Kinder verschandelten sie den einst so vornehmen, stillen Strand.

Des Abends sangen sie ihre abgedroschenen Lieder, und wo sonst in der Dunkelheit kein lautes Wort zu hören gewesen war, da hörte man sie jetzt noch zu nachtschlafender Zeit lärmen, wenn sie nach Hause zogen, und ganz unmotiviert ihr Juhu! schrien, das sie irgendwo in Tirol oder der Schweiz gehört hatten.

Nur in den frühen Morgenstunden und zur Zeit des Mittag- und Abendessens sah der Strand ein wenig aus wie vor Jahren in seiner köstlichen Einsamkeit, oder wenn der Regen fiel, und sie dann alle in den Häusern und in ihren stillosen Villen hockten.

Längst hatte sich die Spekulation geregt; alle

Grundstücke waren in festen Händen, und den Fischern, die langsam abwanderten und ausstarben, gehörte kaum mehr etwas zu eigen.

Die Künstlervillen, die in jedem Prospekte als Sehenswürdigkeiten gepriesen wurden, verschwanden in der Fülle der Neubauten, und wurden erdrückt von den großen Kästen, die überall entstanden. Eine ganze Kolonie von Berlinern hatte ihren Einzug gehalten; Bankdirektoren mit zahlreicher Familie, Großkaufleute, die des Lebens in den großen Modebädern müde waren.

Die paar alten Militärs, die hier in Zurückgezogenheit leben wollten, die Professoren und Geheimräte, die dem Ort seinen Charakter gegeben hatten, dazu vereinzelte Bühnenkünstler und einige Schriftsteller, die seit Jahren hier ein paar Wochen zubrachten, hatten neben den paar Malern den alten Stamm gebildet.

Von den Malern waren zwei verzogen, und der kleine, verwachsene Baron Beversdorf war gestorben, mit dem Hilde befreundet gewesen, und der jeden Morgen auf seinem Jagdwagen mit den beiden schlanken Füchsen an ihrem Hause vorbeikutschierte, oft mit dem ausgestopften Rehbock, den er draußen im Walde hinstellte und malte; immer aber mit seinen beiden Teckeln, auf deren Schönheit und Reinheit er sich mit Recht mehr einbildete als auf seine Malereien.

Dafür waren immermehr Menschen gekommen, die eigentlich nicht hierher gehörten, Herdennaturen, die nur nachschwatzten und dem Zuge nach hierher gefolgt waren, weil von dem Orte viel gesprochen wurde

weil sie Bilder gesehen hatten, die sie nun vergebens hier suchten, da ihnen ja die Augen fehlten für das, was die Maler ihnen gegeben hatten.

So liefen sie nun eigentlich enttäuscht herum, ohne den rechten Mut zu haben, es sich einzugestehen, kamen wieder, weil sie es für sehr eigenartig hielten, hier ihre Ferien zu verbringen, paßten aber doch in die alte Stimmung nicht hinein, und hatten sie bald verdorben. —

Andere hielten mit ihrer Meinung nicht zurück und schimpften wie die Rohrspatzen. So was ödes war ihnen landschaftlich noch nicht vorgekommen. Das war ja ein Schwindel, daß an der Gegend was dran sein sollte, einfach Gastwirtsreklame. Aber wenn sie ein paar Tage da waren, dann blieben auch manche von ihnen; und wenn sie es sich auch nicht erklären konnten, irgend etwas war, was sie hielt; sie fühlten, daß es hier anders war als sonstwo, und söhnten sich aus, fingen langsam an zu verstehen, und waren später oft die lautesten, die Reize des Ortes zu preisen, die sich ihrer Meinung nach allerdings nicht dem ersten Besten erschlossen, sondern nur den Erwählten.

Und sie waren es, die wiederkamen und die große Masse der andern nach sich zogen.

Vor Hildes Villa blieben sie stehen, und manchmal hatte einer den Mut, anzufragen, ob er vielleicht das Atelier besichtigen könne.

Früher hatte Hilde derartige Frager durch die Reimers abweisen lassen, mit dem Bedauern, daß Fräulein Vangerow arbeite und nicht gestört werden

dürfe. Denn eigentlich fiel es niemandem ein, sie Frau Lamberg zu nennen.

Aber dann hatte Max sie überredet, daß sie eine Besuchsstunde festsetzte, und zwar den Sonntag von zwölf bis ein Uhr. Und regelmäßig stellten sich einige Neugierige ein, die einen Blick in das Haus warfen, und sich unter Frau Reimers Führung das Atelier besahen.

Max hatte recht; schon mehrere Male war es geschehen, daß sie Bilder dadurch verkauft hatte. Aber daß sie selbst anwesend war, dazu überredete er sie doch nicht. Sie ging fort, oder saß die eine Stunde hinten im Garten oder in ihrem Zimmer, wenn sie nicht draußen arbeitete.

Denn sie mußte fleißig arbeiten, weil sie ihr Leben anders nicht durchführen konnten, seit das Kind da war und allerhand Bedürfnisse hinzugekommen waren, die sie früher nicht gekannt hatten.

Max war mit der Zeit immer anspruchsvoller in allen geworden und gab zum Haushalte nichts zu. Angeblich ging die Zeitschrift nicht gut; er habe das ganze Risiko übernommen, und sie bringe nicht viel mehr ein, als was er für sich verbrauchte. Den Haushalt hier draußen bestritt Hilde von ihrem Einkommen und ihrem Verdienste allein.

Alles Geld, das einkam, ging durch seine Hand, und eigentlich hatte sie gar keinen Überblick darüber. Nur das eine wußte sie, daß er sie zur Arbeit drängte und alles daran setzte, die Bilder so rasch als möglich zu verkaufen. Zur Ausstellung kamen sie nur selten, immer nur vereinzelt einmal.

— Das hast du nicht nötig, ganze Wände ein-

zunehmen. Jetzt, wo du einen festgegründeten Namen hast, heißt es, sich selten machen. Wenn man da gleich mit acht oder zehn Sachen anrückt, schreit alle Welt: Na, die Vangerow verkauft wohl auch nichts mehr? Die hat sich überlebt. Einzeln die Sachen unter der Hand gut unterbringen, das ist der Witz dabei.

— Du mußt es ja wissen.

— Glaub mir nur, es ist so. Zeig ihnen ein einzelnes Bild, und gleich sind fünf oder sechs Liebhaber da, die sich dafür interessieren; vor allem, wenn man es ihnen schon vor der Ausstellung zeigt. Dann sind sie ganz wild, weil sie glauben, sie kriegen es billiger.

— Du hättest doch Kunsthändler werden sollen.

— Bin ich ja! Deiner!.. Aber im Ernst, das würde ich jeden Tag mit dem größten Vergnügen werden, und ihr solltet gewiß nicht schlecht mit mir fahren, du und deine Kollegen.

Er hatte sich jetzt einen so leichtfertigen Ton angewöhnt, der sie manchmal erschreckte. Dann kam er ihr so verächtlich vor, so ungewohnt burschikos, und behandelte sie oft, als sei sie ein ganz törichtes Geschöpf. Um so mehr besann sie sich dann auf ihre Würde und war ganz damenhaft. Je mehr er sich gehen ließ, um so strenger hielt sie auf Formen.

Er versuchte zwar, lachend darüber hinwegzukommen, aber sie sah, wie unangenehm es ihm war.

Manchmal verachtete sie ihn. Was nur hatte sie an ihm gefunden, daß sie ihn damals geheiratet hatte?

Zuweilen mußte sie daran denken, was er wohl

so allein in der großen Stadt treiben mochte; dann fühlte sie einen körperlichen Widerwillen gegen ihn; aber wenn er wieder bei ihr war, vergaß sie es leicht und ließ sich wieder gefangen nehmen.

Denn manchmal hatte sie ein so brennendes Verlangen, daß einer freundlich zu ihr sei, daß ihre Hände gestreichelt und geküßt würden; ihr Kopf ward ihr so schwer, als müsse sie sich an jemanden anlehnen, der ihr Schutz gewähren sollte; sie fühlte, wie das wohltun mußte, wenn liebe und zärtliche Worte ihr Ohr trafen.

Ganz frei war dieses Gefühl von jeder Sinnlichkeit; nur eine leise Sehnsucht, daß jemand lieb zu ihr war, ohne daß von ihr etwas verlangt wurde.

Das aber verstand Max nicht; er verkannte sie jedesmal, wenn sie in solch einer Stimmung war, und legte sie auf seine Art aus, daß sie erschrak, wie wenig er sie verstand, bis sie es ihm nie wieder zeigte.

Und doch fehlte ihr etwas; aber sie konnte nicht sagen, was es war; vielleicht war es nichts als eine künstlerische Sehnsucht, die eines Tages sich erfüllen würde. —

Und Hilde Vangerow saß und wartete auf die Erfüllung.



Vierter Teil

XXVI.

Susi hatte Urlaub, und eine frohe Zeit begann für die Schwestern. Hilde dachte oft daran, Susi zu bitten, doch ihre Stellung aufzugeben und ganz zu ihr zu kommen. Sie hatte es doch nicht nötig, sich so zu binden, und in der Fabrik zu arbeiten, vor allem seit sie allein für sich lebte, da sie sich mit Max und seiner ganzen Art nicht mehr vertrug, der sie mit seinem Benehmen aus der gemeinsamen Wohnung vertrieben hatte. Aber dann sagte sie sich, daß sie das von Susi nicht verlangen durfte.

Den ganzen Tag ließ sie nun die Schwester nicht mehr von der Seite; umgefaßt gingen sie im Garten, sie fuhr ihr kosend über das Haar, und sie gaben sich voller Zärtlichkeit einander hin, nun da sie ganz allein auf der Welt standen.

Auch Susi konnte diese Empfindung verstehen, von der Hilde ihr sprach, aber sie hatte ihre Beschäftigung, hatte einen netten Kreis von Freundinnen, kam viel in Theater und Konzerte, war ein Gesellschaftskind, das Freude hatte an Geselligkeit, und der es nichts ausmachte, wenn sie einmal eine Nacht durchtanzte. Am andern Morgen war sie genau so frisch wie an jedem andern Tage. Darin unter-

schieden sie sich stark voneinander, denn Hilde mochte die Menschenmassen nicht.

Einmal nur war sie auf dem Hotel Boleslaw droben gewesen, wo die Künstler zum Besten des Ortes ein Sommerfest arrangiert hatten, aber sie hatte sich ganz ungemütlich gefühlt, obwohl sie doch fast alle kannte.

Es war ihr schrecklich, wie die Menschen schwatzten, rauchten und tranken. Max war immer dabei, dem machte es Spaß; er tanzte bis in die späte Nacht, aber sie verstand es nicht, wie man Vergnügen daran haben konnte, und war früh allein fortgegangen.

Mit ein paar Menschen zusammensein, das war Gewinn; die Menge mochte sie nicht.

*

Hilde lag mit Susi auf der Düne hinter dem Hause, und sah auf den Strand hinab, der im Morgensonnenschein lag. An den Dünen waren sechs alte Frauen und ein paar Männer, unter der Leitung von Weitz, dabei, die Böschung in regelmäßigen Abständen mit Strandhafer zu bepflanzen, den ihnen ein Mann oben von der Düne holte, um die Schäden der Winterfluten wieder auszubessern, und den wandernden Sand festzumachen.

Hilde hatte ihr Skizzenbuch geholt, um die Strandweiber mit ihren großen braunen Hüten zu zeichnen, wie sie sich bückten und pflanzten.

Das Labkraut blühte, überzog alles mit dem satten Gelb und strömte seinen honigsüßen Duft aus, der über dem heißen Sande stillstand.

Das Mädchen kam mit der kleinen Annie und

brachte die eingelaufene Post, ein paar Karten für Susi, Briefe für Hilde selbst, die sie erbrach und las, während das Kind auf Weitz zulief, der als Strandwächter immer die Taschen voller Donnerkeile und Kreuzsteine hatte, sodaß alle Kinder mit ihm gute Freundschaft hielten.

Ein Lächeln flog über Hildes Gesicht, sie warf Susi einen Brief zu, und sagte dabei:

— Susi, wir kriegen Besuch.

— Wer denn, Hilde?

— Entsinnst du dich noch des Freundes von Max, der Trauzeuge bei uns war?

— Nils Erklund?

— Ja, wie gut du das behalten hast.

— Ja, die beiden andern kamen ja nicht in Betracht. Er war der Einzige, der mir gefalle hat, vor allem, weil er neben mir saß.

— Solch tiefen Eindruck hat er auf dich gemacht?

— Ich habe ihn ein paarmal in Berlin in Gesellschaft getroffen.

— Davon hast du mir ja nie etwas gesagt.

— Es war auch erst im letzten Winter.

— Du weißt doch, daß wir zusammen voriges Jahr in Arildsläge waren.

— Gewiß; er hat ja auf Ansichtskarten oft angeschrieben.

— Er kommt dieser Tage hierher.

— Das ist aber nett! Weißt du, der kann was. Na, davon ist ja auch Max überzeugt, aber sehr. Jetzt hat er einen Preis bekommen für ein Brunnendenkmal. Ich habe in eurer Zeitschrift neulich den Entwurf gesehen, der mir riesig gefallen hat.

— Ich weiß, du Närrchen. Ich kenne seine Sachen besser als du; du brauchst mir das nicht erst zu sagen. Mir ist er lieb als Mensch. Wir haben so nette Partieen zusammen gemacht; der kann mehr als Denkmäler machen; er ist auch gescheit dabei.

— Das weiß ich nun wieder besser, denn ich habe mich schon gut mit ihm unterhalten.

— Schließlich werden wir uns noch um ihn zanken, wer ihn am besten zu würdigen versteht.

— Und dann schreibt er mit einem Male ab, daß er gar nicht hierher kommt.

— Doch! Max kündigt ihn feierlich an. Er hat sich drüben in der Pension Liepe schon ein Zimmer bestellt.

— Oder er will von uns nichts wissen.

— Das glaube ich nun doch nicht, dazu haben wir in Arild zu freundschaftlich verkehrt.

— Er ist doch Schwede?

— Ja, und ich habe seine Aussprache so gern. Seine Stimme hat etwas so schmeichlerisch weiches, was einem so wohltut.

— Sieh mal an, Hilde schwärmt.

— Was du nicht redest.

— Ich glaube, er ist ein bißchen Windhund.

— Ach, er tut wohl nur so. Mir gegenüber hat er immer sehr ernst getan.

— Wir sind uns also über seinen Charakter nicht ganz einig, und wollen ihn daher mal in der Einsamkeit gründlich erkunden. Ich werde ihn chemisch untersuchen.

— Schön, und wer ihn am richtigsten beurteilt?

— Der soll mit seiner Erkenntnis selig werden. —

*

Nils Erklund hatte sich eines Tages eingefunden, und war ihnen am Strande entgegengekommen.

Ein schlanker Herr im weißen Strandanzuge grüßte sie; sie dankten, ohne aufzusehen, denn sie gingen gegen die Sonne, als er ihnen in den Weg trat und, etwas fremdländisch klingend sagte:

— O nein, so leicht kommen Sie mir doch nicht fort!

Erschreckt sahen sie auf, und sagten zu gleicher Zeit:

— Ach, Herr Erklund!

— Sie wollten mich wohl verleugnen, meine Damen?

— Gewiß nicht, nur konnten wir ja nicht vermuten ...

— Ich habe mir schon erlaubt, in Ihrer Villa für jede der Damen eine Karte zu hinterlassen. Da Ihre alte Beschließerin mir sagte, daß ich Sie am Strande treffen würde, habe ich mich auf den Weg gemacht, und fortes fortuna adjuvat, da wären wir uns nun begegnet.

Er schloß sich ihnen an und plauderte mit ihnen, die nebeneinander gingen und sich nicht losließen, sondern unter dem roten Sonnenschirme neben ihm blieben, die Gesichter so fein rot überhaucht, beide in hellen Kleidern, weil die Sonne es gut meinte, während das Meer mit kleinen kurzen Wellen an den Strand schlug.

Mit einem Male war ein Neues in ihr Leben gekommen. Es hieß Pläne machen, und die Tage waren ausgefüllt.

Wir könnten dies tun ... und wir müßten einmal das unternehmen ... hieß es jetzt täglich.

In Rostrow war Schützenfest, und am folgenden Nachmittage schon fuhren sie hinüber, den Weg über das hohe Ufer hin, wo drunten die Arbeiter dabei waren, in das Meer neue Buhnenpfähle einzurammen, während oben vereinzelte Spaziergänger sich am Abhange gelagert hatten und dieser mühseligen Arbeit interessiert zusahen.

Auf der Höhe, dort wo die Stangenpyramide des Triangulierungszeichens stand, hörten sie schon den Knall der Büchsen, konnten drüben am Bodden die Zelte sehen und den Schießstand, wo die roten Feuerflaggen wehten; und auch draußen auf dem Boddenwasser schwammen Bojen mit roten Fähnchen, damit nicht etwa ein Boot in den Schußbereich kam.

Am Friedhofe von Rostrow mußten sie vorbei, der hinter seiner hohen Mauer verlassen und einsam lag; hart an der hinteren Mauer waren die Buden aufgebaut, ein paar Zelte, wo jetzt Kaffee ausgeschenkt wurde und dicke Stücken Kuchen auf den Tellern lagen.

Dann war ein Karussell da mit freischwebenden Holzpferdchen, deren Ketten und Stangen rasselten, wenn das kleine Ding sich drehte, von einem mageren blinden Ponny gezogen, das auf das Glockenzeichen sich in Gang setzte, ohne daß sich wer darum zu kümmern brauchte, und ebenso brav wieder in Schritt fiel und anhielt, wobei ihm die dicke Besitzerin half, die sich dann auf ein an einer Kette nachschleifendes Brett stellte, das den Erdboden schon ganz aufgewühlt hatte.

Susi konnte nicht widerstehen, sie mußte einmal fahren, und sie versuchte auch Hilde zu überreden; aber

die wehrte lächelnd ab. Nein, so jung war sie nicht mehr, daß sie sich das erlauben konnte, vor all den Leuten aus dem Dorfe ging das gar nicht. Aber Susi sollte sich deshalb nicht abhalten lassen. Und so kletterten denn Susi und Nils auf zwei Pferdchen, die nebeneinander waren, Susi durchaus auf das äußere Roß, während Nils seine langen Beine etwas versteckter herabhängen ließ, und damit beinahe den Erdboden berührte.

Es waren bisher nur Kinder gefahren, aber kaum daß die sich rasch ansammelnde Menge sah, wie die beiden großen Leute sich einen Spaß daraus machten, als auch andere den Mut dazu fanden; und Susi hatte gar keine Lust, ein Ende zu machen, sondern wäre am liebsten eine Stunde auf dem seltsam geformten Holzpferdchen sitzen geblieben, von dem aus sie die kleine Wiese übersehen konnte, wo sich jetzt die Menschen an den Würfelbuden drängten, wo mit Ringen nach aufgestellten Messern und Pistolen, mit Bällen nach kleinen Puppen, die umklappten, geworfen wurde, wofür es bedenklich aussehende Zigarren gab; wo sich die Menge vor den Schießbuden drängte, an denen die eigentlichen Schützen stolz vorübergingen und in die kleine Bretterhalle eintraten, aus der das Krachen der scharfen Schüsse herschallte.

Nur die Beherzten trauten sich dort hinein. Hilde blieb draußen und sah zu, wie der Scheibenzeiger in seinem bunten Anzuge die Zahl der geschossenen Ringe angab, indem er seinen Zeigerstock mit der kleinen roten Scheibe daran schwenkte, oder auf- und seitwärts stieß, um rasch wieder zu verschwinden,

nachdem er das Loch verklebt hatte, wenn die Scheibe getroffen war.

Nils und Susi waren in den Stand gegangen und freuten sich über die Anstrengungen, die die Schützen hier machten, ehe sie ihren Schuß abgaben, wie sie zielten, wieder absetzten, tief ein- und ausatmeten, mit den Füßen lange die richtige Stellung suchten, um dann mit einem Male loszukrachen und achselzuckend und beschämt abzutreten, wenn da draußen der Zeiger hin und her wackelte, weil der Schuß sich irgendwo in der Natur verloren hatte.

Als sie, um Hilde nicht zu lange allein zu lassen, wieder ins Freie traten, sahen sie durch die Menschenmenge, die zur Seite wich, einen kleinen dicken Mann kommen, in einem altmodischen Zylinderhut, mit einer schweren silbernen Kette um den Hals, an der vorn ein großes silbernes Schild hing, während auf dem schwarzen Gehrocke vorn noch verschiedene andersartige Auszeichnungen angebracht waren.

Sie hörten, wie die Leute sich zuflüsterten, daß es der Schützenkönig vom vorigen Jahre war, ein ehrsamer Bäcker, der sich heute noch im Schmucke seiner Würde zeigen konnte, um sie dann am Montag, wenn der letzte Schuß fiel, dem neuen Könige zu übergeben.

Sie setzten sich in eins der Zelte, und Nils nahm sein Skizzenbuch heraus, um einige der charakteristischen Gestalten festzuhalten, denn zu seinem Vergnügen zeichnete er manchmal für ein Witzblatt, in seiner scharf karikierenden Art.

Viel war hier nicht los. Eigentlich hatten sie sich das alles netter vorgestellt. Die Menschen waren

alle so still, drückten sich schweigend aneinander vorbei, und nur die Orgel des Karussells, die Dorfmusikanten in dem größten Tanzzelt und ein großes Orchestrion machten Lärm, einen Lärm, den alle Augenblicke ein noch hellerer Schuß zerriß.

Sie wanderten an den beiden großen Windmühlen vorbei, deren Räder stillstanden, und durch das verlassene Dorf, an der Reihe der kleinen, ganz gleichmäßig gebauten Häuser hin, in die sich die alten Schiffskapitäne und Steuerleute zurückgezogen hatten, zu einer Zeit, als es mit Frachtfahrten noch was zu verdienen gab. —

Auch am Strande war es öde, die Kinder waren alle auf dem Festplatze, und nur einzelne alte Leute hatten sich in ihre Strandkörbe gekuschelt, die hier nahe beieinander standen, als seien es Schafe bei einem Gewitter. Dazu lagen hier Berge von Seetang und verpesteten die Luft. Deshalb gingen sie zu Wegner, setzten sich in den kleinen Hintergarten, wo in all den Lauben aus Geisblatt und Pfeifenkraut heute kein Mensch war, und warteten, bis der Wagen angespannt war, um langsam heimzufahren.

Die Sonne stand so seltsam matt am Himmel und warf ihre Strahlen schräg über die Felder; das Boddenwasser sah aus wie Blei, die Schwalben schossen zwitschernd durch die Luft und jagten sich um die strohbelegten Dächer, und wie einzelne Peitschenschläge klang es von dem Schießplatze herüber, während von der Musik nichts mehr zu hören war.

Langsam fuhr der Wagen den Weg hin, der graue Staub fiel von den Speichen der Räder, und

sie saßen alle drei und schützten sich gegen das letzte Sonnenlicht, das die Augen so unangenehm traf.

Schweigend beendeten sie die Fahrt, und erst als sie auf der Terrasse der Villa saßen, kam wieder etwas Stimmung auf; und als dann das Abendessen vorbei war, Nils mit einer Zigarre auf und ab ging, während Susi mit ihrer Zigarette sich in einem Schaukelstuhle ausruhte und langsam hin und her wippte, was sie stundenlang tun konnte, trat die alte Gemütlichkeit wieder in ihre Rechte, und jeder fühlte sich wohlig an seinem Platze.

XXVII.

Hilde hatte Pinsel und Palette hingelegt, sich die Hände gesäubert und war nun hinausgetreten auf den Balkon, um nach der Schwester auszusehen.

Sie kam heute nicht in Arbeitsstimmung, ihre Gedanken irrten beständig ab; allein wenn sie nachdenken wollte, was sie eigentlich so abzog, dann konnte sie sich nicht darauf besinnen, denn es war nichts Greifbares, nur allerhand flüchtige Bilder, die an ihr vorüberhuschten, und sie fand sich träumend in einem der bequemen Stühle des Ateliers, und die Arbeit auf der Staffelei war vergessen.

So gab sie es denn auf, ging auf dem langen schmalen Balkon, über den der Wein sich jetzt heraufrankte, auf und ab, und blickte nach dem Strande, ob Susi und Nils Erklund noch nicht zurückkommen würden.

Sie nahm das Fernglas und suchte die Küste ab, bis zum Walde, aber sie fand sie nicht. Susi war

leicht zu erkennen an dem roten Sonnenschirm, und Nils an seinem schneeweißen Anzug.

In Gedanken nannte sie ihn nie anders als Nils; so sehr war er schon in ihre Vorstellungswelt eingedrungen.

Sie fühlte sich seltsam zu ihm hingezogen, und oft träumte sie von ihm, sie, die sonst die Nächte durchgeschlafen hatte, und sich nicht erinnerte, daß sie je Träume gehabt. Am Tage schämte sie sich dieser nächtlichen Vorstellungen; zuweilen, wenn sie ihn ansah, errötete sie bei dem Gedanken, wie seine Gestalt sich so in ihren Frieden drängte. Als ob er etwas davon wissen könne. Sie glaubte wieder die Worte zu hören, die er im Traume zu ihr gesprochen, und sie war nur über das eine froh, daß seine Zärtlichkeiten im Traume, wie er ihren Arm gestreichelt, oder sie in seinen Arm genommen, eine gewisse Grenze nicht überschritten. Dafür war sie ihm auch am Tage dankbar und fühlte sich nur noch mehr zu ihm hingezogen.

Ihren Mann sah sie nur in großen Zwischenräumen. Er hatte keine Ruhe hier draußen. Seine Zeitschrift verlangte angeblich seine ständige Anwesenheit in Berlin.

Eines Tages erfuhr sie, daß er in Beziehungen zu einer bekannten Schauspielerin stand, bei deren Namensnennung, wie ihr jetzt einfiel, er noch nie ein Wort geäußert hatte, sondern immer fast auffallend still gewesen war. Sie fühlte sofort, daß es die Wahrheit sei; und kaum acht Tage vergingen, da war sie durch einen Zufall ihrer Sache ganz sicher.

Sie war weder erstaunt noch empört, es kam fast

wie etwas Selbstverständliches. Sie prüfte sich, wie so ganz anders sie diese Tatsache noch vor zwei Jahren aufgefaßt hätte. Heute nahm sie es ruhig hin, ohne eine Träne, mit einem gleichmütigen Achselzucken, fast dem Gefühle einer Befreiung, daß sie nun eine Waffe gegen ihn hatte, wenn es je notwendig sein sollte. Er war jetzt ganz abgetan für sie, das war ihr einziger Gedanke, der Trost für die kommende Zeit.

Ganz ruhig hatte sie ihm bei seiner nächsten Anwesenheit gesagt, daß er sich mit seinem Zärtlichbedürfnis nur an jene andere wenden möge. Sie sei sich zu gut dazu, zu teilen.

Verblüfft hatte er sie angestarrt, aber sie war lächelnd an ihm vorbeigegangen, um sich in ihrem Zimmer einzuschließen.

Dann fiel kein Wort mehr darüber. Ein paar Tage später reiste er ab, und damit war alles zwischen ihnen zu Ende. —

Ganz ruhige, immer ein wenig geschäftsmäßige Briefe wechselten sie, und er befaßte sich eifriger als je mit dem Vertrieb ihrer Werke, sorgte dafür, daß Artikel über sie geschrieben wurden und erschienen, aber das innere Band war zerrissen, und er ging seinen Weg, jetzt völlig ungeniert, seit er wußte, daß er ihr nichts mehr zu verheimlichen hatte.

Er nahm noch immer das lebhafteste Interesse an ihr und vor allem an dem Kinde, daß ihm ähnlich war, so daß es jedem Fremdesten auffiel. Dabei war es ein so sanftes und liebes Geschöpf, das sich mit einem Blicke leiten ließ. Mit einem unendlichen Zärtlichkeitsbedürfnisse hing die Kleine an

Hilde und war am glücklichsten, wenn sie bei der Mutter sein konnte. Stundenlang konnte die kleine Annie ohne einen Laut spielen, so daß Hilde sie oft im Atelier hatte, wo sie ihre Gegenwart kaum spürte, als ob das Kind wußte, um was es sich bei der Arbeit hier handelte.

Wenn der Vater da war, bekam auch er seinen Anteil an Liebe ab; aber immer wieder zog es die kleine Annie zur Mutter, deren Lebensinhalt neben ihrer Kunst das langsam heranwachsende kleine Wesen war.

Nun aber war ein Neues hinzugetreten, das war die Freundschaft für Nils Erklund. Sie war völlig im unklaren, seit wann diese neue Empfindung über sie gekommen war. Mit einem Male war sie da, als sei es immer so gewesen.

Alles, was sie unternahm, brachte sie in Beziehung zu ihm. Bei jedem Bilde, das sie anfing, stellte sie sich vor, was er wohl dazu sagen würde, und nachdem sie lange Zeit auf ihr Aussehen fast nichts mehr gegeben hatte, fing sie jetzt wieder an, sich vor dem Spiegel zu prüfen, wie die Sachen ihr standen.

Nils konnte jeden Augenblick zu Besuch kommen, und danach richtete sie sich in ihrer Kleidung; die kurzen Röcke, in denen sie sonst umherlief, erschienen ihr plötzlich höchst unkleidsam, und sie trug im Hause wie draußen lange Kleider; sie hatte gefunden, daß die fußfreien Sachen ihrem Alter nicht recht angemessen seien.

Susi lachte sie aus und lief wie ein Backfisch herum. Mit ihren freien, immer ein wenig hastigen Bewegungen standen sie beide nun in ziemlich schroffen

Gegensatze. Susi machte in ihren kurzen Röcken einen ganz kindlichen Eindruck, während Hilde voller Würde einherschritt. —

Wo blieben Nils und Susi heute nur? Schon den ganzen Nachmittag waren sie fort, während sie vergebens sich gemüht hatte, mit ihrem Bilde vorwärts zu kommen.

Ein ganz leises Gefühl der Zurücksetzung regte sich in ihr — daß er seine Zeit in so ausgiebiger Weise der Schwester widmete.

Die beiden waren noch immer nicht zu sehen, und sie hätte sie gern bei sich gehabt, weil sie nicht wußte, was sie anfangen sollte.

Annie kam herein und wollte zum Dorfanger, wo heute auf dem freien Platze Zigeuner angekommen waren mit Affen.

Hilde erlaubte es, und ihr fiel ein, was Nils heute morgen ihnen erzählt hatte.

Er hatte weit hinten an der Kuhweide im Grase gelegen zwischen zwei Dünen, und die Augen waren ihm zugefallen.

Plötzlich war er aufgefahren, hatte im ersten Moment nichts gesehen als den tiefblauen Himmel über sich und den warmen weißen Sand unter sich gefühlt; da hob sich über ihm ein zottiger Hals, und dicht neben ihm stand ein riesiges Kamel, das ihn anglotzte.

Er setzte sich auf und wußte nicht, was mit ihm war, ob er träumte, oder sich irgendwo in fernen Ländern in einer Wüste befand.

Krampfhaft bemühte er sich, zu sich zu kommen; dann sprang er auf, und hoch aufgerichtet stand vor

ihm ein brauner Bär, — aber der hatte einen Maulkorb um, und dann sah er das rote Viereck des Hotels in der Ferne, wußte, daß er in Sandhoop war, und sah auch zwei grüngestrichene Zigeunerwagen; auf dem einen kletterten ein paar angekettete Affen herum, und schon kam ein schmieriges Frauenzimmer in gelbem Kopftuch mit einem Tambourin und bettelte und wollte ihm wahrsagen.

Es waren Zigeuner; — allein im ersten Augenblick, als das Kamel auftauchte, glaubte er, er liege in der Wüste, oder es sei ein Zauber dabei im Spiele.

Das fiel ihr jetzt ein, als das Kind kam, und sie lächelte vor sich hin, wie dramatisch er sein kleines Abenteuer erzählt hatte. —

Endlich erblickte sie den roten Sonnenschirm, aber das Paar schien gar nicht näherzukommen. Immer blieben sie wieder stehen, der Mann bückte sich nach Steinen, die sie gemeinschaftlich betrachteten und dann wieder in das Meer zurückwarfen.

Sie wollte schon ihren Hut nehmen, um ihnen entgegenzugehen; aber dann ließ sie es wieder und stellte das Fernglas auf die beiden ein, um sie zu beobachten, die keine Ahnung haben konnten, daß sie sich so mit ihnen beschäftigte.

Jede Miene konnte sie sehen, wie Susi sich ihm zuwandte und ihm etwas sagte — aber das alles geschah so natürlich, daß Hilde eine große Beruhigung empfand.

Sollte sie eifersüchtig sein, eifersüchtig auf Susi? Und wegen Nils Erklund? — Das war ja Unsinn; dazu mußte sie sich doch für den Herrn mehr interessieren, als sie es tat.

Nun standen die beiden weißgekleideten Gestalten ganz nahe bei den Booten, die am Dünenübergange im Sande lagen, wo die Fischer dabei waren, alles für die Nacht fertig zu machen, zum ausfahren, die Netze bereitzulegen, die sie in der Dunkelheit auswerfen wollten.

Susi setzte sich auf den Rand des grüngestrichenen Bootes, und Nils stand vor ihr. Hilde sah, wie er den Mund bewegte, und sie glaubte fast hören zu können, was er ihr sagte, und dabei verging sie vor Neugier, es wirklich zu erfahren.

Die Schwester hob den Kopf nicht; sie sah vor sich nieder in den Sand, und ihr Fuß schob kleine Berge zusammen, um sie dann wieder zu zerstreuen; dabei sagte sie nichts, kniff nur die Lippen ein wenig zu und sah dabei auf das Meer hinaus. Und er stand vor ihr und sprach auf sie ein, und schlenkerte seinen Stock hin und her, — ganz langsam hin und her.

Er redete dabei beständig auf sie ein, die zuweilen ihren Kopf etwas zur Seite neigte und mit ihrem roten Sonnenschirme spielte.

Jetzt gingen ein paar Menschen dicht an ihnen vorbei und grüßten sie. Dadurch entstand eine Pause, und Nils stützte nun den Stock auf die Bank des Bootes und lächelte vor sich hin.

Susi aber schien nur Augen für einen Dampfer zu haben, der qualmend in der Ferne dahinzog in die niedergehende Sonne hinein, und an dessen hoher, hellschimmernder Ladung man erkennen konnte, daß es ein Schiff mit schwedischen Hölzern war, die hier täglich ihren Kurs nahmen, ein Schiff aus Nils Heimat.

Eine der Zigeunerinnen blieb vor ihnen stehen, und nach einer Weile hielt Susi ihre Hand hin, ließ sich wahrsagen, und Nils nickte dazu lachend, und gab der fahrenden Frau ein Geldstück, worauf sie ihm den Ärmel küßte. —

Dann stand Susi plötzlich auf und kam auf den Steg zu, der über die Düne führte. Er folgte ihr nicht gleich, dann entschloß er sich ganz langsam dazu, und nun verschwanden sie beide für Hilde eine Zeitlang hinter der Düne, in dem toten Winkel, — bis zuerst das helle Kleid Susis und dann hinter ihr nach einer Weile Nils oben auf dem Dünenkamme erschien. — Sie blieben beide stehen, daß ihre Silhouetten sich gegen den schon in beginnendes Rot getauchten Westhimmel dunkler abhoben, ganz wie damals das Liebespaar, das Hilde hier einmal gesehen; dann tauchten sie hinter den Weiden unter. —

Hilde schüttelte ein wenig den Kopf über sich selbst. Was war nur mit ihr, daß sie solch ein Interesse an den beiden nahm?

Aber sie entschloß sich doch, mit Susi zu sprechen und sie zu fragen, wie sie mit Nils stand; denn so ganz harmlos schien ihr die Szene nicht zu sein, die sie da eben beobachtet hatte.

Ganz so war es damals auch mit ihr und Max gewesen.

XXVIII.

Am hohen Ufer blühten die Immortellen, und Susi hatte ganze Sträuße mit nach Hause gebracht.

Nun saß sie im Garten und band einen großen

Kranz. Still saß sie da, und ihre Finger legten eine gelbe Blume an die andere.

— Für wen soll das denn sein? fragte Nils Erklund.

— Für einen, der nicht genug Mut hatte, oder vielleicht auch zuviel Mut, als er sein nutzloses Leben fortgeworfen hat. Für unsern einstigen Nachbarn, Walter Prehm.

— Zuviel Mut?

— Ja, denn ich glaube, es gehört Mut dazu, so aus der Sonne fortzugehen. Manchmal glaube ich, ich könnte ihn auch haben.

— Aber Fräulein Susi!

— Weshalb erschrecken Sie?

— Wie können Sie nur so etwas sagen.

— Sie sehen ja, daß ich es kann, und ich sage es nicht nur, ich empfinde es auch. Ich kann es so gut verstehen, wie einer das Leben hinwirft, wie man eben etwas fortwirft, das keinen Wert mehr für einen hat.

Nils sprang auf und ging vor ihr auf und ab, dann blieb er stehen und sah sie ganz erschreckt an:

— Keinen Wert! Ihr Leben keinen Wert?

— Ich meine ja nicht augenblicklich, — aber manchmal, wenn eine Stimmung einen überfällt.

— Eine Stimmung! — Solche Stimmungen darf man nicht haben! Wirklich, Fräulein Susi, Sie erschrecken einen.

— Und was sollte Walter Prehm anfangen? — Hat er nicht ganz recht gehabt? Aus ihm wäre doch nie etwas geworden, oder glauben Sie, daß er sich noch aufgerafft hätte? Ich denke, Sie kannten ihn,

waren doch einmal mit ihm einen Sommer in Schweden zusammen.

— Das wohl! Bei ihm war es freilich schon zu spät.

— Sie sehen, es war zu spät, aber doch nicht allzusehr. Noch einmal hat sich alles Interesse auf ihn gewandt. Sie sehen es an mir, die sich nie viel aus ihm gemacht hat. Nun sitze ich und winde seinem Andenken einen Kranz für seine Ruhestätte, die er sich selbst bestimmt und vor der Zeit aufgesucht hat.

— Aber das hat doch alles nichts mit Ihnen zu tun. Ich habe gedacht, Sie nehmen das Leben leicht, so wie ich.

— Gewiß nehme ich es leicht; deshalb lege ich ihm auch nicht so große Bedeutung bei.

Hilde kam vom Hause her. Nils ging rasch auf sie zu und bat sie:

— Liebe gnädige Frau, helfen Sie mir. Hören Sie nur, was Ihre Schwester für Ansichten entwickelt.

— Ach, Susi übertreibt ja so oft. Sie meint es nicht immer so schlimm.

— Na, Gott sei Dank!

— Du windest ja einen Totenkranz, Susi?

— Ja, Hilde, für den armen Prehm.

— Der arme Kerl.

— Weiß denn eigentlich niemand etwas näheres, wie das alles so gekommen ist? fragte Nils Erklund.

— Nein, ganz aufgeklärt wird es wohl nie werden. Sie wissen ja selbst, wie er war; den ganzen Tag hatte er mit seinen Pflanzen zu tun, immer nur dabei, seinen Garten in Ordnung zu bringen. Er hätte als reicher Junge auf die Welt kommen

müssen, dann würde seine Malerei ihren Wert gehabt haben, als eine über den Dilettantismus hinausgehende Befähigung. So war und blieb er eben nur einer unter den tausend andern Malern. Seine Freunde hielten wohl zuviel von ihm. Es ist nett, wenn Bekannte zusammenhalten, aber diesmal hat es keine guten Früchte getragen.

— Hat er denn an sich selbst geglaubt?

— Zuzeiten wohl, wenn er sich täuschen wollte. Im Grunde hat er sehr wohl gewußt, was mit ihm los war. Es ging ein Gerücht, daß er sich für eine junge Dame interessierte, die, weil er nichts tat, endlich nichts mehr von ihm wissen wollte; er hatte auch wohl Schulden, und niemand konnte oder wollte ihm helfen. Und nun, glaube ich, sollte es davon abhängen, ob seine Bilder zur Ausstellung kommen würden -- aber alle drei wurden nicht aufgenommen. Das war wohl das letzte, denn er reiste hierher und machte ein Ende.

— Waren Sie damals gerade hier, gnädige Frau?

— Ja, ich kam einen Tag später hier an, und alles war in sinnloser Aufregung. Niemand hatte derartiges gedacht. Am Abend zuvor hatte er all seine Bekannten, die hier waren, noch in sein Atelier gebeten, und es war lustig zugegangen. Nur er selbst hatte fast nichts getrunken; er war auch ein wenig stiller als sonst. Aber das fiel niemandem weiter auf. Er hatte die drei Bilder aufgestellt, eine Dünenlandschaft, die gar nicht schlecht war, besser als das meiste, was auf der Ausstellung zu finden ist, eine stille Waldwiese, zu wenig Stimmung, gar so hart, und ein gemähtes Roggenfeld mit dem roten Hause dahinter,

was nicht recht zusammenstimmte. — Aber schlecht waren die Bilder nicht, nur unfertig. — Am andern Morgen fand man ihn. Mitten im Atelier hatte er sich einen großen geschnitzten Stuhl gestellt, der sein Lieblingssitz war; die Türen zum Garten standen, wie immer, weit offen; der abgeschossene Revolver lag zu seinen Füßen, und wie schlafend angelehnt saß er in dem Sessel. Aber was ich nie vergessen werde, das waren die drei Bilder, die auf den Staffeleien herumstanden, durch jedes Bild hatte er mit blutroter Farbe einen breiten wagerechten und einen senkrechten Strich gezogen; und diese blutigen Kreuze, die sich in ihrer Grellheit so scharf abhoben von den kraftlos blassen Bildern, die immer ein wenig blutleer wirkten, haben auf mich und jeden, der sie gesehen hat, einen fast grausigen Eindruck gemacht. Es war noch alles, wie sie ihn gefunden und nichts angerührt. Im Nebenraume standen noch die Gläser und Flaschen vom Abend vorher. Kein Tropfen mehr darin, denn eher waren die Freunde nicht gegangen. Und der Gastgeber wie schlafend in seinem Stuhle, mitten unter den von ihm selbst blutig gezeichneten Werken seiner Hand.

— Ich hätte es sehen mögen, sagte Susi leise.

— Ja., es hatte etwas von Größe; nur schade, daß diese Größe erst so spät, ganz zuletzt kam, als es keinen Zweck mehr hatte, und nur für die wenigen, die zufällig dazukamen. — Ich blieb ein paar Augenblicke mit ihm allein und stand auf der Schwelle zum Garten. Draußen war ein so helles Frühlingslicht, und die ersten Blätter kamen an den Sträuchern, die er so geliebt und gepflegt hatte; dicht neben mir lag die große Gießkanne, mit der er alle Tage

so eifrig hantiert hatte, — und nun lag er still und friedlich da, hatte sich so sicher ins Herz geschossen, daß man nichts davon merkte, und endlich Ruhe und Frieden gefunden. Denn er war nicht der selbstzufriedene Mensch gewesen, wie manche wohl dachten. Er quälte sich und suchte und rang — aber die rechte Ausdauer fehlte. Er war immer gleich entmutigt. Der kleinste Erfolg in der früheren Zeit hätte ihm den Glauben an sich selbst und neue Schaffenskraft gegeben. So zerbrach er nun, ohne sich je auszugeben. —

Eine Weile war es ganz still; dann sagte Susi, die ihren Kranz beinahe fertig hatte:

— Wenn man jedesmal gleich tot wäre, nur wenn man es sich wünscht, wie viele Menschen wären dann wohl auf der Welt?

— Aber, Fräulein Susi, wie können Sie das sagen, ich zum Beispiel habe es mir noch nie gewünscht, sagte Nils Erklund.

— Nie daran gedacht?... Besinnen Sie sich einmal ganz genau.

— Nein, wirklich nicht. Dazu bin ich zu leichtsinnig. Warten Sie mal — doch!... Auch ich! Ja, Sie haben recht, auch ich.

— Sehen Sie!

— Ja, aber da war ich ein Junge, und hatte was ausgefressen. Da weiß ich, hatte ich einmal den Gedanken, es wäre am besten, tot zu sein, von einer Klippe ins Meer zu springen; aber ich konnte ja schwimmen; aber sonst wirklich nie wieder.

— Sie sind eben kein ernster Mensch.

— Will ich auch gar nicht sein.

— So, ich bin fertig! Wollen Sie mitkommen? — Heute ist sein Geburtstag. Ich will ihm den Kranz bringen.

— Aber gewiß, Fräulein Susi!

— Dann kommen Sie. Ein paar lebende Blumen muß ich ihm aber auch noch bringen. — Sie schnitt noch ein paar weiße Lilien ab, und dann gingen sie, während Hilde sich ein Buch nahm und im Garten blieb. Sie war am Morgen schon allein hingewesen. —

Die kleine Pforte des Friedhofes knarrte in den verrosteten Angeln, und durch das hohe Gras stiegen sie den steilen Hügel hinauf, wo unter den Pappelweiden die Toten schliefen.

Aber als sie sich dem Grabe Prehms zuwenden wollten, dem die Freunde einen großen Granitfindling als Denkstein errichtet hatten, da sahen sie, daß eine Dame dort stand, die die vier Eckkugeln der Einfriedigung mit gelben Immortellenkränzen behängt hatte und sich noch weiter daran zu schaffen machte, indem sie auch den Stein bekränzte.

— Kommen Sie, sagte Susi leise, und sie gingen zu der Bank, die an den Stätten der Tante und Mutter stand, und ließen sich dort nieder.

— Ich bringe den Kranz hierher, da ist er wohl heute besser angebracht.

— Wer ist die Dame? fragte Nils leise.

— Ich weiß nicht genau. Irgend ein Fräulein Rasch, oder so; die Leute nennen sie Fräulein Witwe. Weil er sie gekannt hat und sie manchmal bei ihm war, tut sie nun so, als habe sie ihm näher gestanden. Ganz als ob sie seine Braut gewesen,

und es scheint fast, daß sie selbst es glaubt, denn sie sitzt alle Augenblicke hier oben. Anfangs lief sie immer dunkel angezogen herum, aber ich sehe sie viel mit anderen Herren, und es ist, glaube ich, nicht viel mit ihr los. Es ist ihm gar nicht eingefallen, daß er sich für sie irgendwie interessiert hätte. Aber sie tut ganz so, als ob er sich ihretwegen das angetan.

— Vielleicht hat er?

— Gott bewahre! — die Sachen lagen ganz anders; aber was geht's uns an. Nur will ich es ihr nicht gönnen, daß sie sieht, wie ich ihm den Kranz bringen wollte, den nun Tante und Mama bekommen haben.

— Was hätte das geschadet?

— Nein! Einmal habe ich gesehen, wie sie alle andern Blumen von der Stätte entfernt hat, damit nur ihre Kränze allein da bleiben sollten. Dem möchte ich meinen nicht gern aussetzen.

— Was ist sie denn?

— Ich weiß nicht, denn ich kenne sie nicht. Es kümmert mich auch nicht. Sie will sich nur interessant machen. Sehen Sie, jetzt kniet sie gar am Grabe.

— Wahrhaftig!

— Weil wir da sind. Hoffentlich geht sie bald; sonst kommen wir später wieder.

— Ihr Wunsch wird schon erfüllt.

— Wir wollen hier noch bleiben, bis sie ganz fort ist; sonst beobachtet sie uns. Ist es hier nicht still und friedlich?

— Freilich!

— Hier will ich auch einmal hinkommen. Ich

habe Hilde schon dazu veranlaßt, und wir haben uns diese Plätze hier gesichert. Sehen Sie, dort! ...

— Aber, Fräulein Susi!

— Ich finde, es ist eine solche Beruhigung, wenn man weiß, wo man einmal sein Ruheplätzchen hat. Hier ist es schön und einsam, nicht diese gräßliche Einsamkeit der Berliner Friedhöfe, die irgendwo da draußen in der Öde liegen, wo nie ein Mensch hinkommt, wenn er nicht muß. — Für mich hat das alles nichts Schreckliches, aber so gar nichts. Ich kann vom Tode sprechen und daran denken. Nur möchte ich vorher noch was vom Leben haben.

— Was denn?

— Was ich haben will? — Ein bißchen Glück, was die Menschen so Glück nennen.

— Ach, Fräulein Susi, manchmal tut es mir so leid, daß ich solch ein schlechter Kerl bin. Manchmal habe ich schon gedacht, ich müßte in mich gehen, und sollte heiraten, — und wissen Sie auch, an wen ich dabei gedacht habe?.. wen ich gewiß sehr lieb haben könnte? —

— Wie soll ich das wissen.

— Das sollten Sie eigentlich wissen, da *Sie* es sind, an die ich gedacht habe.

— An mich? — Freund Nils!

— Ja, wundert Sie das so?

— Freilich! Was finden Sie denn an mir?

— Ich glaube, Sie wären eine Frau, der ich treu sein könnte.

— Dazu bin ich nicht hübsch genug.

— Eben darum; eine *schöne* Frau ist für uns bald abgetan, bei einer *hübschen* dauert es schon

länger, — aber nun bei einer, wie Sie sind, bei der man täglich etwas Neues entdeckt, kann man es auf die Dauer wohl aushalten, glaube ich.

— Sehr gütig, edler Meister.

— So recht entdeckt habe ich das erst jetzt, wo ich mich so eingehend mit Ihnen befaßt habe.

— Das sagen Sie mir alles hier?

— Warum soll ich nicht, ich meine ja, was ich sage, und ich meistere meine Worte, und passe sie dem Orte an, sonst würde ich noch ganz anders sprechen.

— Dann ist es nur gut, daß wir uns hier befinden.

— Sie sind mir böse, Susi?

— Eine Frau ist nie böse, wenn ihr Schmeicheleien gesagt werden; denn das beabsichtigten Sie doch damit?

— Nein, nein, ich meine es ganz so, wie ich es sage.

Nun schwiegen sie beide; dann sagte Niels leise:

— Sehen Sie, mir geht es auf anderem Gebiete ähnlich, wie dem armen Kerl da drüben. Es ist zu spät geworden. — Da habe ich mich verzettelt und alles vergeudet, und nun fehlt mir das Große, der Glaube an mich selbst als Mensch —, nicht als Künstler, darin habe ich Vertrauen; nein, der Glaube, Genüge zu finden in der Beschränkung. Selbst an die größte und uneigennützigste Liebe glaube ich nicht, will ich nicht glauben, weil ich mir selbst zu sehr mißtraue. Wenn das nicht wäre, würde ich heut' ganz anders zu Ihnen sprechen, als ich es tue. Ich schleppe da wohl so etwas wie eine Leiche mit mir herum; und so liegt meine Zukunft höchstens noch auf künstlerischem Gebiete. Der Mensch muß sich bescheiden und verzichten.

— Und da wollen Sie es mir verwehren, zu sagen, daß der Tod manchmal ein sehr willkommener Gast sein kann?

— Was hat das mit dem Tode zu tun? — Aus Ihrem Munde mag ich das nicht hören, weil es mir weher tut, als ich sagen kann.

— Sie sagen das so, daß man Ihnen beinah glauben könnte.

— Sehen Sie, Sie glauben ja auch nicht an mich.

— Ein klein wenig doch. Aber nun kommen Sie, das Feld ist frei, und ich möchte dem Armen zu seinem Geburtstage nicht ganz welke Blumen bringen, nachdem er wegen des dummen Mädels schon um seinen Kranz gekommen ist.

Damit erhob sie sich, ging an das Grab, während Nils ihr langsam und nachdenklich folgte, — und sie legte die Blumen nieder, und blieb dann stehen, um eine ganze Weile schweigend darauf niederzusehn.

Dann wandte sie sich zu Nils und sagte in einem ganz frischen Tone:

— Nun kommen Sie, Nils! Gehen wir zurück in das Leben!

XXIX.

Das helle Sonnenlicht fiel in die Glasveranda und auf den hohen Tisch, auf dem aus grauem Ton sich die neueste Arbeit Nils Erklunds erhob. Er war des Nichtstuns müde geworden, und eines Tages war eine große Kiste in der Villa Hildes angelangt, und am folgenden Morgen hatte Nils sich in der einen Hälfte der Veranda seine Arbeitsstätte eingerichtet.

Er wühlte im Ton und knetete ihn durch; dann hämmerte er und bog an starken Drähten ein seltsames Gebilde zurecht, um das er die graue Masse klebte und drückte; und endlich rief er, in seinem langen weißen Kittel hin und her eilend, Hilde und Susi, und sie mußten sich nebeneinandersetzen, und er bog ihre Köpfe und drehte ihre Schultern, bis er endlich hatte, was er wollte. Dann fing er an, mit den Händen zu formen, in großen Massen und Konturen; Klumpen von Ton holte er aus der Kiste und backte sie an, nahm mit wühlenden Fingern dort wieder etwas fort, bis das Ganze Gestalt gewann, und allmählich die Rundungen zweier Köpfe zu erkennen waren, und Schultern, die sich aneinanderlehnten.

Und nun in ganz schwacher Form traten die Nasen hervor und die Art der Haartracht und der Hals, den sie beide freimachen mußten, und dann, nachdem er seine Hände, die furchtbar aussahen, oftmal gewaschen hatte, trat er vor sie hin mit einem gefährlich aussehenden Instrumente, einem großen Zirkel, und sie mußten ganz stillhalten, wenn er die beiden Schenkel zusammenbog und genau die Entfernungen abmaß, vom Kinn bis zum Wirbel, von der Spitze der Nase bis zum Hinterkopf, von einem Ohr zum andern, die Schläfenbreite, die Stärke des Halses, alles, was nur zu messen war.

Beide behaupteten, das Ding kitzele sie, und hielten vor Lachen nicht still, und er mußte den Zirkel wieder und wieder stellen.

Aber er erklärte ihnen, dies müsse sein, sonst sei nachher alles Unsinn und nichts stimme, denn beim besten Augenmaß täuschte man sich zu leicht, weil die

graue Tonmasse mit ihren noch ungeformten Flächen zu leicht irreführte.

Am andern Morgen hielten sie schon ganz still, denn sonst quälte er sie nicht; und nach der ersten Stunde war Hilde erlöst. Er wollte nun erst zwei Tage Susi allein als Modell haben, dann wechselten sie ab, und erst zum Schluß mußten sie ihm wieder gemeinsam sitzen.

— Manchmal, sagte er während er mit dem Zeigefinger über den Ton wischte und streichend drückte, manchmal kommt es mir vor, als ob Sie und Frau Hilde sich gar nicht ähnlich seien, aber auch gar nicht, und dann wieder, wie jetzt, finde ich eine so frappante Ähnlichkeit, daß ich ganz erstaunt bin, und dieses Problem muß ich lösen. Es hat mich schon oft gequält, und das reizt mich jetzt bei der Arbeit, all diese Parallelen herauszufinden.

Die ganze Zeit, die er mit Susi zusammen war, tat er nichts anderes, als arbeiten und sie anstarren.

Oft stellte er sich ganz dicht vor sie hin, aber während Susi ihn einfach keck anlachte, wurde Hilde verlegen, und war immer nahe daran, zu erröten; denn ein paarmal hatte er ihr das Haar, das vom Winde zerzaust, ihr über die Ohren hing, mit leichter Hand zurückgestrichen.

— Sie haben doch das feinste Ohr, das ich je gesehen habe, sagte er. Wenn ich die Büsten fertig habe, muß ich einmal ganz für sich Ihr Ohr modellieren, alle beide, denn ich finde, das linke ist beinah' noch edler in den Linien als das rechte.

Hilde war ganz rot geworden bei diesem Lobe, — vor allem, weil sie selber wußte, wie zierlich ihre

Ohren waren; aber mit diesem Tonfall hatte es ihr noch niemand gesagt.

Es war merkwürdig, wie er sich in ihr Leben drängte, ganz unmerklich, aber so, daß sie ihn kaum mehr entbehren konnte, und sie den Tag immer nur danach schätzte, wann er kam, und nur die Stunden rechnete, die sie mit ihm zusammen verbrachte.

Was ihr an ihm so gefiel, war, daß er so kinderlieb war.

An dem Kinderfeste, das der Lehrer von Sandhoop für seine Schule und alle Kinder der Badegäste veranstaltete, — wo die Jungens mit einer altertümlichen Armbrust nach dem roten Herzen eines Holzadlers schossen, während die Mädchen mit einer, an einem Faden schwebenden Taube nach der Scheibe stachen, — hatte er sich am eifrigsten hervorgetan, daß jedes Kind zu seinem Rechte kam.

Es konnte niemand netter mit der kleinen Annie spielen, als er es tat, und das Kind hing bald mit einer seltsamen zärtlichen Liebe an ihm.

Er war wütend auf eine dicke Dame, die sich für eine Malerin ausgab, und oben in der von der Sonne überhitzten Glashalle des Hotels täglich ein paar kleine Fischermädchen quälte, die ihr sitzen mußten. Stundenlang ließ sie die Kinder auf einem Tische Modell stehen, und eins war einmal ohnmächtig umgefallen vor Erschöpfung.

Nils tobte und war wütend, als er es hörte, erklärte, das dicke Weib verhauen zu wollen. Sie hatten beide alle Mühe, ihn zurückzuhalten, aber er blieb dabei, er grüße sie nicht mehr, und warte nur auf die Gelegenheit, um ihr seine Meinung zu sagen,

aber gründlich. Er war überzeugt davon, daß sie dabei eine rabiate Tierschützlerin war. Er kannte diese Sorte.

Manchmal schien er Hilde ganz gleichgültig, immer wenn er mit anderen und ihr zugleich zusammen war. Aber kaum daß sie allein waren, so wurde er wärmer.

Hilde glaubte, daß er sich für sie interessiere. Darin lag ein eigener Reiz für sie, denn sie sagte sich, sie sei doch jung und dürfe Ansprüche an das Leben stellen, konnte noch etwas erwarten. Von wirklicher Leidenschaft war sie ganz frei geblieben, das war ihr ein unbekanntes Land; manchmal träumte sie davon, und dachte sich aus, wie sie sich wohl dabei benehmen würde, wenn das an sie herantrat. —

Einmal saßen sie in Susis Zimmer, beide damit beschäftigt, ihre Kleider durchzusehen, ein paar Sommerkleider, ganz gleich in Farbe und Schnitt, die sie ein wenig auffrischen wollten.

Die Lampe brannte, und durch die offenen Fenster kam die weiche Abendluft.

Zuweilen flatterte ein Nachtfalter um die Lampe oder tanzte an der weißen Decke, und schlug knatternd mit seinen Flügeln dagegen, bis Susi ihn mit einem geschwungenen Handtuche verjagte; denn sie konnte es nicht ertragen, daß solch ein Tier die Nacht im Zimmer blieb, um sie durch sein Geflatter am helleren Fenster im Einschlafen zu stören.

Wie so oft, fingen sie an, von Nils Erklund zu sprechen. Susi hatte ihn am Vormittage gesehen, wie er am Fuße des hohen Ufers mit der Rasch, dem Fräulein Witwe spaziert war, von der er doch be-

hauptete, sie sei ihm gräßlich. Deshalb war sie böse auf ihn, und wollte es ihm gründlich sagen. Und nun zergliederte sie ihn; sie kannte all seine Schwächen, und dennoch interessierte sie sich für ihn. —

— Würdest du ihn heiraten, fragte Hilde.

— Ich? — Nein, ich kenne was besseres. Es müßte keine leichte und angenehme Art sein, seine Frau zu spielen. Er ist, glaube ich, zu sehr Künstler, und zu wenig Mensch. Ich glaube überhaupt nicht, daß er je eine Frau haben wird, sondern immer nur eine Geliebte, und selbst wenn eine davon ihn mal heiratet, würde sie ihre Stellung damit nur verschlechtern, aber nicht verbessern und nur den einen Vorteil haben, daß sie von ihm auch nach den geschriebenen Gesetzesparagraphen betrogen würde.

— Aber, Susi, du hast ja schöne Ansichten.

— Die gewinnt man als alleinstehendes junges Mädchen. Das bringt unsere Stellung in der Welt so mit sich.

— Du hältst also nicht viel von ihm?

— Weniger als von den meisten anderen Männern, aber vielleicht habe ich ihn gerade deshalb so gern.

— Mit dir ist ja nicht ernsthaft zu reden.

— Will mein Schwesterchen das mit mir versuchen? Nun, geliebte Hilde, du sollst sehen, daß man das sehr wohl mit mir kann. Reden wir also ernsthaft.

— Glaubst du, daß er ein Mann für **mich** gewesen wäre?

— Gewiß, durchaus.

— Ach, sieh einmal!

— Ja, er ist ganz das Genre, auf das du immer

hineinfallen wirst. Dieselbe Couleur wie dein erhabener Herr und Gebieter — der übrigens ganz untergetaucht zu sein scheint —, nur mit geringfügigen Variationen, was die Arbeitskraft und -lust anbelangt. Nein, weißt du, die beiden sind in ihrer Jugend verdorben, und ich glaube, wir zwei beiden eignen uns nicht dazu, sie auf den Weg der Tugend zurückzuführen.

— Ach, du ulkst ja schon wieder.

— Ja glaubst du denn, ich sollte derartige Hypothesen blutig ernst behandeln? — Das willst du doch selber nicht. Also lassen wir die Hand davon. Als guter Freund ausgezeichnet, aber mehr auch nicht. Was darüber ist, das ist vom Übel, aber sehr.

— Und wer eignete sich, deiner Meinung nach, für mich?

— Ein braver Philister, der von Kunst nicht viel versteht, nur so viel oder so wenig, um dich in Ruhe zu lassen, und dich deiner Wege gehen zu lassen, der am Abend da ist und am Morgen, und bescheiden wartet, bis du aus dem Atelier oder von einer malerischen Exkursion zurückkehrst; der dein Haus in Ordnung hält, den Garten sauber harkt, und seinen Kindern wie dir selbst ein guter Hausvater ist.

— Du malst da grade keine überwältigende Persönlichkeit.

— Nein, aber dein Glück. Im Grunde genommen bist du so beklagenswert temperamentlos — ich meine nicht künstlerisch, nein, da gibst du dich eben zu sehr aus, daß für das rein menschliche Bedürfnis nichts mehr übrigbleibt.

— Du wirst ja immer liebenswürdiger.

— Ja, was soll man machen? Du bist doch nun mal meine Schwester, der ich die Wahrheit sagen kann, und die sie auch verträgt, soweit ich dich kenne. Was nun unsern guten Nils anbelangt, so wünsche ich ihn weder dir noch mir zum Manne; aber sonst kann alles beim alten bleiben. Er ist mir, von Einzelheiten abgesehen, sonst ebenso sympathisch wie dir. Aber nun wollen wir von was anderem sprechen, sonst klingen dem Herrn zu sehr die Ohren, und er bildet sich noch mehr ein, als er so schon tut.

*

Aber Hilde kam von ihren Gedanken und Vorstellungen nicht frei. Oft genug ertappte sie sich darüber, daß sie an Nils Erklund dachte.

Die täglichen Sitzungen trugen viel dazu bei, denn sie schufen eine Intimität, wie sie sonst nicht denkbar war.

Er kam ihr dabei näher als gewöhnlich, trat oft so dicht vor sie hin, daß sie den Kopf zurückbiegen wollte, aber das durfte sie nicht. Er hob ihr das Kinn, faßte manchmal mit beiden Händen ihren Kopf, um ihm die richtige Stellung zu geben; und wie ihr ging es auch Susi, nur daß die nicht verlegen tat, obgleich ihr das Herz wider ihren Willen schlug, sondern sich mit einer kecken Bemerkung über ihre erwachende Unsicherheit fortzuhelfen suchte.

Das wurmte Susi am meisten, daß sie sich unsicher fühlte; deshalb sprach sie über ihn ab, und suchte ihn herabzusetzen in ihren Gedanken, und mit Worten vor Hilde, deren Vorliebe für Nils sie fast mit eifersüchtiger Regung überwachte.

Auf die sogenannte Braut Prehms hatte sie eine Wut, daß der Name nicht vor ihr ausgesprochen werden durfte. —

Von allen Herren, mit denen sie je bekannter geworden, gefiel ihr Nils am besten, und manchmal hatte sie die Vorstellung, wenn seine Hand ihr nahekam, als müsse sie ihren Kopf fest gegen seine Finger drücken, damit dieser nervöse Reiz aufhörte, den sie empfand. Ihr war, als ob ihr Haar anfange zu knistern, wenn seine Fingerspitzen es berührten.

Sie wollte darüber wegkommen, und doch gelang es ihr nicht. Und gerade weil sie in der Schwester ein Spiegelbild ihrer selbst sah, war sie wütend auf sich und alles, was mit ihm zusammenhing.

Sie wußte ganz genau, er machte sich nichts aus ihr und nichts aus Hilde; aber offenbar war es ihm eine angenehme Gewohnheit, mit ihnen zusammen zu sein, gleichsam eine Erholung, und diese Tage zu dreien, wo er zugleich arbeiten konnte und sie ihm beide Modell saßen, waren ihnen allen gleich köstlich.

Nie hatten sie sich so frei gefühlt. Der Tag verging wie im Fluge, und auch Hilde fühlte sich wie angespornt und gab ihr bestes, gleichsam als ob sie die altbekannte Natur ringsum mit neuen Augen sah und neue Farben fand. Ihre Bilder gewannen an Beseeltheit, und eine leuchtende Farbe lag darüber, die alles verklärte.

XXX.

— Wie ist das, Fräulein Susi, Ihre Schwester sitzt bei der Arbeit und fürchtet sich auch vor den

Mücken, — wollen wir beide einmal zu den Reiherhorsten? Sie haben doch so was noch nicht gesehen?

— Aber mit Vergnügen; ich wickle mich einfach wie eine Haremsschönheit in Schleier ein und ziehe die Wildlederhandschuhe von Hilde an; da lassen sie mich wohl in Ruhe mit ihrem Gesteche.

— Ach, die Mücken finden überall ihren Durchschlupf, aber etwas hilft es immer. Am meisten aber hat das Gewitter geholfen. Dafür wird das Gras ein bißchen feucht sein, aber das schadet ja schließlich nichts, ich habe derbe Stiefel an und rate Ihnen auch dazu.

— In einer Viertelstunde bin ich fertig; setzen Sie sich so lange in die Laube; ich hole Sie dann ab.

Susi verschwand im Hause, und Nils setzte sich gehorsam auf die Gartenbank und rauchte seine Zigarette.

Es konnte eben nur eine Viertelstunde vergangen sein, als sie fertig vor ihm stand.

— Also los! sagte sie, ich bin begierig, ob ich diesmal tiefer in das kleine Wäldchen eindringen werde; denn bisher habe ich den Mut noch nie gehabt. Immer bin ich vor den Mücken wieder umgekehrt. Gehen wir am Strande lang? —

— Es ist heute der beste Weg; das Wasser ist zurückgetreten und der Strand ganz fest.

— Einen derben Stock habe ich mir genommen für alle Fährnisse, die uns begegnen können.

Mit lustigem Plaudern gingen sie nun am Meere hin, ohne der Menschen zu achten, die den Strand hier verschandelten, wie Susi sagte; bis sie sich rechts über den niederen Dünenstreifen ins Land hinein

wenden mußten, wo sie Lene Morching trafen, die den Arm voller Blumen hatte, und jetzt Champignons suchte. Ganz entzückt erzählte sie ihnen, wo sie die Blumen gefunden hatte, mit denen sie täglich die Mittagstafel des Hotels schmückte.

Dann gingen sie auf das Wäldchen zu. Anfangs ein häßlicher Sandweg, aber dann hinter dem Wildzaun, als sie in den Wald kamen, war es ein weicher Moorweg, der unter hohen schattenden Buchen hinging, die sich hier wie die Pfeiler eines Doms aufreckten und zu einem grünen Gewölbe oben zusammenschlossen.

Plötzlich aber hörte der Weg auf; sie mußten über zwei morastige Gräben springen, die das sumpfige Gebiet entwässern sollten, und nun mußten sie sich den Weg eine verwachsene Schneise entlang bahnen, durch Farnkraut, das über ihren Köpfen zusammenschlug; nur Nils konnte darüber wegsehen. Sie gingen wie in einem Urwalde, und Tropfen von dem Gewitterregen des Vormittags spritzten ihnen in das Gesicht, wenn sie die hohen Kräuter zur Seite bogen. Es waren schon Menschen vor ihnen hier durchgegangen, und Nils hatte am Tage zuvor erst den Weg gemacht, aber das hatte nicht viel Platz geschafft; es war schon alles wieder zusammengewachsen.

So ging das eine ganze Weile, bis sie endlich am Ende der Schneise anlangten, wo man wieder auf einen Waldweg kam, auf dem sich all die abgebrochenen Zweige häuften, die hier, wie in einer Wildnis, den Boden bedeckten. Allerhand Ranken erstreckten sich hier am Boden, und üppige Wucherpflanzen schossen auf.

Der Wald wurde lichter, das Unterholz stand nur noch vereinzelt, und zwischen Erlen und einzelnen Buchen reckten sich hier die gewaltigen Stämme uralter Eichen.

Nils ging nun langsam, mit den Augen die Baumkronen absuchend. Der starke Regen hatte die Stellen verwischt, denn sonst sah es unter den Horsten auf den grünen Pflanzen aus, als sei alles mit Kalk bespritzt, so weiß schimmerte es schon von weitem. Heute mußte man genauer hinsehn, und leise und vorsichtig drangen sie weiter vor.

— Sehen Sie dort! hier auf der großen Eiche sind die Nester.

Nils hatte sie am Arme gefaßt und zeigte ihr den Baum.

Sie blickte auf und sah nur etwas, das wie ein großes Reisigbündel aussah, das auf den starken Ästen lag.

Nils klatschte in die Hände, nichts regte sich; er rief und lärmte, aber die Horste schienen leer zu sein.

Wieder schlug er in die Hände, da hörten sie über sich ein Rauschen, und ein paar dunkle Schatten strichen ab, und ein heller, schriller Klagelaut tönte durch die Luft; zwei Reiher zogen ab.

Nun gingen sie weiter, und Susi entdeckte auf den anderen Eichen die Horste, und fing an Federn zu sammeln, die grauen und blaßblauen Federn, die mit ihrem weißen Flaum so beweglich in der Luft fluteten.

Jetzt erhoben sich die Reiher gleich bei ihrem Nahen, erschreckt durch das Fortfliegen der ersten Genossen.

Plötzlich sah Susi sich etwas am Boden bewegen.

Sie blieb stehen und faßte nach Nils Arm. Dort am Fuße der Eiche, im Springkraut, bewegte es sich.

Als sie nähertraten, war es ein junger Reiher, der aus dem Nest gefallen oder gestoßen sein mußte.

Bei ihrem Nahen sperrte er den Schnabel gegen sie auf, blieb aber hocken.

— Er wird nach Ihnen hacken, sagte Susi.

— Ich verstehe schon damit umzugehen, sagte Nils und nahm das Tier, dem erst die Federn wuchsen, hoch, indem er versuchte, es hinzustellen, aber der junge Reiher knickte in sich zusammen.

— Er hat sich gewiß was gebrochen beim Herausfallen aus dem Neste, sagte Susi.

— Scheint mir auch so, als ob der eine Ständer gebrochen sei.

— Wollen wir ihn nicht mitnehmen?

— Das hat keinen Zweck. Er muß ja noch von den Alten gefüttert werden. Allein die können, glaube ich, nicht herunter durch all die Äste hier.

— Da soll er nun so umkommen?

— Wir werden es dem Förster sagen. Vielleicht haben ihn die Alten selbst aus dem Horst geworfen, weil er schwach und krank ist. Der Förster wird schon wissen, was mit ihm geschehen muß.

— Das arme Tierchen! — Aber nun kommen Sie. Es ist ja vor Mücken kaum auszuhalten; die kommen, scheint's, alle wieder zum Vorschein.

— Mich haben sie schon ganz zerstochen, mein Nacken muß ganz rot sein; aber ich lasse sie gewähren, es tut mir nicht viel, nach einer Viertelstunde ist

alles wieder fort. Hier wollen wir quer durch. Erlauben Sie mal! . . .

Er blieb vor ihr stehen und suchte aus dem Schleier, den sie vor das Gesicht gebunden hatte, ein paar Mücken heraus, die sich dort verfangen hatten.

Dann eilten sie durch den Wald, denn jetzt waren sie auf einen sonnigen Sandweg gekommen, der neben stehenden Abzugsgräben herlief, und hier tanzten die Mücken zu Tausenden und fielen über sie her. Hunderte von blauschillernden Libellen zuckten durch die Luft, oder saßen mit ausgebreiteten Flügeln auf dem warmen Sande.

Sie hatten sich angefaßt, und mit den Taschentüchern um sich schlagend, liefen sie, um aus dem Walde wieder herauszukommen.

Schon kam der erste kühlere Lufthauch vom Meere her, und nun waren sie draußen auf der Wiese, und gingen langsam, um das kleine Wäldchen nach der Boddenseite einmal gemächlich zu durchwandern.

Das Gras wurde geschnitten, an mehreren Stellen war das Heu schon zu Haufen zusammengeharkt, und ward auf die Boote geschafft; in den Wiesen standen die Wagen, auf denen es verladen werden sollte.

Das trockene Schilf raschelte, wenn es hinaufgeworfen wurde. An anderen Stellen stand es noch, und reckte sich hoch hinauf; denn nur die mehr grasartigen Flecke wurden jetzt gemäht.

Überall waren dunkle Gestalten mit weißen Haubentüchern zu sehen, eifrig bei der Arbeit.

Eine Erle war umgeweht und lag nun ent-

blättert auf der Wiese, die im Herbst und Winter, und auch bei Ostwind unter Wasser stand.

Sie setzten sich auf den Stamm und sahen auf dem Bodden die weißen und dunkelbraunen Segel ziehen.

So weit waren sie hier von all dem Badetreiben, als seien sie in einem ganz fernen Lande, wo niemand sie kannte, sie beide allein miteinander.

Nils saß neben ihr und sah sie an.

Und plötzlich sagte er:

— Es müßte doch nett sein, Susi, sich in Sie zu verlieben.

— In mich verlieben? fragte sie erstaunt.

— Ja, in Sie.

— Und wer sollte das tun und nett finden?

— Nun, ich. — Wer sonst?

— Sie, Nils? Aber nicht doch! Was ist denn an mir?

— Doch, ich werde es auch tun. Vielleicht habe ich es schon getan.

— Reden Sie doch keinen Unsinn.

— Haben Sie keine Angst, ich will Ihnen keinen Antrag machen, ich will Sie nicht heiraten; Gott schütze Sie vor mir! — Mich bloß in Sie verlieben, das genügt mir vollständig.

— Mir auch! Ich gestatte es Ihnen, denn ich brauche hoffentlich nichts dabei zu tun.

— Nein, nur stillzuhalten.

— Das ist schon zuviel, mein Herr. Ich darf gar nichts davon merken.

— Wie soll ich das wohl machen?

— Was fragen Sie mich? — Mich soll ja die ganze Geschichte nichts angehen?

— Ein bißchen mittun könnten Sie doch.

— Verlangen Sie vielleicht, daß ich mich in Sie wiederverlieben soll?

— Jedenfalls wäre das sehr nett. Das Leben ist ja sonst so langweilig.

— Finde ich gar nicht! Ich komme auch so ganz gut aus. Ich brauche keinen Mann dazu.

— Wissen Sie, Susi, nun könnte es mich reizen, Ihnen eine andere Meinung beizubringen.

— Sie überschätzen sich, mein Herr.

— Aber einen kleinen Sommerflirt dürfte man mit Ihnen anfangen? —

— Ich weiß nicht.

— Sie können einen ganz nervös machen.

— Das liegt nicht in meiner Absicht.

— Wenn ich Sie nun hier einfach beim Kopfe nähme, und ...

— Dazu gehören doch zwei, und ich müßte dazu still sitzen bleiben.

Sie sahen sich fest in die Augen, aber ihr schlug doch das Herz, und sie fühlte eine brennende Unruhe, die sie ihm aber nicht zeigen wollte.

Und während er aufstand und sie nicht aus den Augen ließ, wußte sie nicht, was sie tun sollte; und halb in ein wenig Furcht, halb im Scherz sagte sie:

— Ich habe auch meine beiden Füße noch.

Ehe er es sich versah, glitt sie vom Baume herunter und lief über die Wiese.

Sie hatte schon einen ziemlichen Vorsprung und sah sich lachend über sein verblüfftes Gesicht nach ihm um.

Ihr Lachen ärgerte ihn, und rasch eilte er ihr nach, aber sie war gewandt, — immer, wenn er

glaubte, daß er sie habe, entwischte sie ihm, und er wollte ihr doch nicht wehetun, sonst hätte er zugegriffen und sie leicht gehabt, — aber da stolperte sie ein wenig über einen Pflock, der als Grenzzeichen der einzelnen Wiesenstreifen diente, und da fing er sie, — und als er ihr keckes Gesicht so nahe vor sich sah, mit dem halb ängstlichen, halb lächelndem Ausdruck, da faßte er sie fester, und ehe sie es wehren konnte, hatte er sie geküßt, zwei-, dreimal auf den Mund, daß ihr der Atem verging.

Sie riß sich los, und dann stand sie vor ihm mit zitternden Lippen, und er sah, wie die Tränen sich in ihre Augen drängten, und halb aufschluchzend sagte sie:

— O, das ist häßlich von Ihnen, ganz schlecht!

Da erschrak er, daß er sich hatte hinreißen lassen, und sah sie ganz verzweifelt an.

Sie wollte sich abkehren, aber schon hatte er ihre Hand gefaßt, und küßte ihre Finger, und bat und bettelte:

— Susi, liebe kleine Susi, nicht böse sein, bitte, bitte, nicht böse sein! ... Ich habe Sie ja nicht kränken wollen ... Aber Susi ...

Die Tränen liefen ihr jetzt über das Gesicht, und ganz hilflos stand sie vor ihm, mit schlaff herabhängenden Armen.

Da legte er den Arm um ihre Schulter, um sie zu stützen, und bat und flehte, daß sie doch wieder gut sein sollte, küßte ihr die schlaff herabhängende Hand und dann zog er sie ganz sanft an sich, und als er ihre Tränen sah, küßte er ganz scheu ihre Augen, und dann ihre Wangen, und zuletzt den

bebenden Mund. Und sie ließ es geschehen und legte den Kopf an seine Brust, schluchzte ein wenig auf, bis er sagte:

— Dummes, kleines Mädchen! Wer wird sich denn so erschrecken! — Sei wieder gut; ja? — Ich hab's doch nicht böse gemeint. Sieh mich doch an, Susi! ... liebe kleine Susi! ...

Wie er so schmeichelte und bat, da hob sie den Kopf und sah ihn zweifelnd an, und dann ließ sie es geschehen, daß er sie küßte, und fühlte sich so wohl, daß sie ganz still in seinen Armen blieb.

— Ist das Kind noch immer böse? fragte er leise.

Da schüttelte sie ein ganz klein wenig den Kopf, strich sich über das Gesicht, rückte den Hut wieder gerade, und spielte mit dem Schirme.

Er nahm ihre Hand, und zog sie in seinen Arm, daß sie sich stützen sollte; und während er ihre Linke mit seiner Hand festhielt, ging er vorsichtig mit ihr weiter und tat so zart und fein, daß sie gar nicht mehr böse war, sondern wieder den guten Freund in ihm sah, der er immer gewesen war; nur war etwas anderes hinzugekommen, und mit bestem Willen konnte sie nicht böse sein. Im Gegenteil, ein ganz klein wenig Glück mischte sich ein, und ein aufkeimendes Gefühl der Sehnsucht, und sie fand es ganz selbstverständlich, daß er Du zu ihr sagte. Nur manchmal ein Sie, wenn es unpersönliches galt.

Plötzlich blieb er stehen und zeigte nach dem Boddenwasser hinüber.

Von dort kamen jetzt einzeln und regellos die Reiher zurück und suchten ihre Horste wieder auf, von denen sie die scheuen Tiere vorhin verjagt hatten.

Da sagte er:

— Nun sind die Reiher wieder da, — nun ist alles wieder gut!..

Und da er das ganz ernsthaft sagte, und wahrscheinlich ganz was anderes sagen wollte, mußte sie über sein Gesicht lachen, und er lachte auch und schämte sich, und nun war wirklich alles wieder gut. —

Er führte sie noch immer. Sie mußten über ein sumpfige Stelle oder umkehren.

— Darf ich, fragte er und sah sie zweifelnd an.

Einen Augenblick zauderte sie, dann nickte sie, und er beugte sich herunter und hob sie auf; und während sie den Arm um seine Schultern legte, trug er sie über die nasse Strecke, und sie hatte das Gefühl, daß es mit ihnen ganz ebenso war wie damals mit Max und Hilde, ganz genau dasselbe, — und als sei das alles selbstverständlich.

Als er sie drüben zur Erde gleiten ließ, da blieb sie vor ihm stehen, sah ein wenig zu ihm auf und sagte ganz leise:

— Danke!..

Da faßte er ihr Kinn, hob ihr Gesicht ein wenig, und während sie ihm fest in die Augen sah, wartete sie, daß er sie küßte. —

XXXI.

Am Abend, als sie zu dreien, Hilde in der Mitte, ihren gewohnten Spaziergang machten, war alles wie sonst. Susi erzählte von dem kleinen Reiher, als sei nichts geschehen; und doch herrschte zwischen ihnen

eine ganz andere Stimmung, eine Spannung, weil doch ein Geheimnis zwischen ihnen war, von dem Hilde nichts wissen durfte.

Zuweilen streiften sie ganz leise aneinander vorbei, als suchten sie sich; aber sonst waren sie beide bedacht, daß Hilde zwischen ihnen ging, gleichsam als eine Schutzmauer.

Als sie einmal eine Weile auf dem Balkon allein blieben, da hatte keiner von ihnen eine Bewegung gemacht; nur angesehen hatten sie sich, ganz fest Auge in Auge, und ein Lächeln war gleichsam von einem zum andern geglitten, aber sie rührten sich nicht, sprachen auch kein Wort.

Und als Hilde zurückkam, und diese Stille, die ihnen beiden so wohltat, unterbrach, fragte sie ganz erstaunt:

— Nun? Ihr seid ja so still? — Was ist denn, ihr seid doch nicht verstimmt?

— Nein, gar nicht! sagte Susi und legte einen sehr kräftigen Nachdruck auf das „gar nicht".

Aber stiller als sonst war es heute doch; nur als Nils fortging, da faßte er Susis Hand fester als sonst; ihre Finger griffen ineinander und sagten sich mehr. Es lag keine Abbitte drin, und keinerlei gewährte Verzeihung, sondern es war wie der Abschluß eines Bündnisses, und noch einmal nickten sie sich zu und riefen:

— Auf Morgen! ..

Dann ging Susi mit der Schwester still in das Haus zurück, und Susi lag lange mit offenen Augen. Der Mondschein fiel in das Zimmer, und es war dämmerhell, daß man alle Gegenstände erkennen konnte. Sie sah nach der weißen Decke empor und

hörte zuweilen die Schwester in ihrem Zimmer gehen, und dann lachte sie leise vor sich hin, und reckte sich und schloß einen Augenblick die Augen, und da stand sie wieder auf der Wiese mit wildschlagendem Herzen, wußte sich so geborgen in seinem Arm, und fühlte seine Lippen auf den ihren. Und alles war wie ein Traum, wie in einem Märchen.

Und mit einem Lächeln auf den Lippen schlief sie ein, und wachte erst auf, als Hilde an ihre Tür klopfte.

*

— Ich weiß nicht, sagte Nils, als er die beiden Schwestern vor sich sitzen hatte und an der Doppelbüste arbeitete, ich weiß nicht; aber ähnlich ist nun Fräulein Susi bei mir gar nicht geworden. Das ist ja alles ganz anders! O, o, da heißt es aber fleißig sein! Den Ausdruck möchte ich hineinbringen, den sie jetzt hat. Merkwürdig, daß man sich in einem Menschenantlitz nie auskennt. Jeden Tag ist es anders, nie ist mir das so aufgefallen wie heute.

Ganz sachlich sprach er das aus, man fühlte, rein vom künstlerischen Standpunkte; und Susi fragte sich, ob er sich wohl wirklich wundere, oder nur so tat. Denn er mußte doch genau wissen, daß sie eine andere geworden war von gestern auf heute. Oder hatte er das vergessen? — Wollte er nicht mehr daran denken, und tat es ihm leid, daß er sich hatte hinreißen lassen? —

Mit seinen kleinen Hölzern arbeitete er an dem Tonmodell herum, trat näher, vergaß sie scheinbar ein paar Augenblicke völlig, um dann wieder vor sie zu treten und sie zu betrachten.

Hilde hatte den Arm um Susi gelegt, und nun war Susi in einer Angst, die Schwester könne merken, wie ihr das Blut durch den Körper jagte.

— Und ich weiß nicht, fing Nils jetzt wieder an, ich finde heute eine viel größere Ähnlichkeit zwischen Ihnen beiden, lauter kleine Züge, je mehr ich mich hineinsehe. Das ist ganz merkwürdig.

— Das kommt wohl mit dem zunehmenden Alter, versuchte Susi zu scherzen.

— Viel Zeit haben Sie aber nicht mehr, lieber Freund, sagte Hilde, am Montag muß Susi fort.

— Fräulein Susi geht fort?...

Er stand da und sah bestürzt von einer zur andern.

— Ja, das wußten Sie doch. Ihr Urlaub geht nur bis zum fünfzehnten.

— Aber das ist ja ...

— Sie erschrecken ja ordentlich. Werden Sie denn nicht fertig?

— Ach, das ist aber schade! Da heißt es freilich, sich dran halten. Daran habe ich nicht gedacht, gar nicht! —

Susi war ganz still geblieben. Sie dachte auch zum ersten Male daran, daß sie nur noch vier Tage hatte. Dann hieß es zurück in die Fabrik, wo statt der frischen Seeluft allerhand gefährliche Dünste die Luft verschlechterten. Bleischwer legte es sich plötzlich auf sie. Am liebsten wäre sie geblieben, überlegte, wie sie das anstellen könnte, ob sie um Verlängerung bitten sollte; aber das würde Hilde nicht zugeben. Die war solch ein Pflichtenmensch.

Sie konnte es nicht erwarten, bis Hilde aufbrach,

um an ihre Arbeit zu gehen. Sie selbst wollte Nils noch länger sitzen, damit er vorwärts kam, hatte sie erklärt.

Kaum war Hilde aus dem Hause, da stand er vor ihr, und ganz angstvoll fragte er:

— Ist es wirklich wahr? Du mußt fort?

Susi sah ihn an, und es stieg heiß in ihr auf, ein so verzweifeltes Gesicht machte er.

Dann nickte sie, und unterdrückte die Tränen. Und Nils bat:

— Nein, nein! — Bleib doch ... Bleib!

Und nach einer Weile, da sie schwieg, ganz resigniert, klagte er:

— Und da soll man nun arbeiten. Hättet ihr es mir doch nicht gesagt, nur ein oder zwei Tage noch. Dann wäre es nicht so schlimm gewesen. Aber so plötzlich, und gerade nach Gestern.

— Aber, Nils! ...

— Ja, ja! sagte er. Es kam nur so unerwartet. Ich dachte einmal wieder, es könne nie enden, — und nun soll es so bald aus sein.

— Was ist denn aus? Was soll aus sein? fragte sie.

— So wie wir hier miteinander gelebt haben. Ach, in der Stadt ist das nachher ganz anders. Da fehlt ja alles, was einen hier froh macht. Tut es Ihnen denn nicht leid, daß Sie fortmüssen? Susi ..!

— Gewiß tut es das; aber es ist doch nun einmal nicht zu ändern.

Sie versuchte das so fest, als es ging, zu sagen, und hätte dabei am liebsten losgeweint.

— Nicht zu ändern! ... Und das nehmen Sie so gleichmütig hin? ..

— Ich nehme das gar nicht gleichmütig.

— Ach, es ist zum Verzweifeln!

— Aber, Nils, das ist ja Unsinn. Arbeiten Sie weiter. Alles andere wird sich schon finden. —

— Ihr Frauen seid doch zu merkwürdig, sagte er kopfschüttelnd, da soll sich nun einer in euch auskennen.

Er nahm seine Arbeit wieder auf, und bald war er ganz drin, und dachte an nichts anderes, sah in ihr nur das Modell, und das kränkte sie ein wenig, daß er es konnte, und machte sie unmutig, wie er nun tat, als sei gestern gar nichts gewesen.

Aber als er fertig war, und die Hölzer fortlegte und sich die Finger gewaschen hatte, da nahm er sie, sah ihr tief in die Augen und sagte aus übervollem Herzen:

— Ich danke dir, bist ein mutiges Mädchen, Su, und mit der großen Stadt wird es wohl auch nicht so schlimm werden. Diese paar Tage wollen wir an nichts denken, die wollen wir mal ganz für uns haben; und dann mache ich rasch den Kopf von Hilde fertig, und dann: Adieu Sandhoop! — Ist es dir recht so?..

Sie nickte nur, und wußte nicht, was sie davon halten oder dazu sagen sollte.

*

Wie im Fluge vergingen die vier Tage, und Susi mußte abreisen. Da half nichts, das mußte sein. Aber am Abend zuvor gab es einen langen leidenschaftlichen Abschied, daß Nils ganz erstaunt war, wie die so kühl scheinende Susi sich so ausgeben

konnte. Ihm war es noch immer nicht viel mehr denn eine Spielerei gewesen; aber nun steckte sie ihn an, und er überlegte ernstlich, was daraus werden sollte.

Wenn er sie heiratete? ...

Allein dazu reichte es nicht; er verdiente ja manchmal ganz gut, aber dann kamen wieder Zeiten, wo er Mühe hatte, sich durchzuschlagen, und jetzt hatte er gar nichts, aber auch gar nichts. —

Als der kleine Dampfer mit Susi aus dem Hafen fuhr, fragte er sich verwundert, wie sie beide es fertig gebracht hatten, sich zum Abschied nicht zu küssen. Ganz elend war ihm zumute, und wortlos ging er neben Hilde her. Am liebsten wäre er gleich hinter Susi hergereist.

Weshalb blieb er denn noch hier? — Es war ja Unsinn.

Aber er konnte nicht; es wäre aufgefallen, wenn er seine Pläne so umgestoßen hätte, und vor allem mußte er erst seine Arbeit zu Ende führen.

Hilde war auch still, und vor ihrem Hause setzte er sich hin, legte den Hut auf die Bank, strichelte mit dem Stocke auf dem Erdboden, und kam sich wie von aller Welt verlassen vor. Als ob der Inhalt seines Lebens ihm genommen sei.

Die Rose, die sie ihm zum Abschied aus dem Strauß gegeben hatte, den er aus dem Bornhagenschen Garten ihr gebracht, entblätterte und zerpflückte er, ohne es zu bedenken.

Ganz hilf- und ratlos saß er da, und hätte am liebsten geheult, oder Hilde erklärt, daß er ohne Susi nicht leben könne, und sie heiraten wolle.

Aber Hilde kam nicht. Die Kleine war nicht ganz wohl, und als sie endlich nach einer Stunde wieder erschien und ihn noch auf der Bank vor dem Hause, wie einen treuen Hund, sitzen sah, mußte sie trotz ihrer Sorge um Annie lachen, — und damit war seine elegische Stimmung verflogen, und er ärgerte sich, daß er ihr komisch vorkam, und rappelte sich auf, und sagte nichts von Susi; und sie sprachen von anderen Dingen. —

Am Abend ging er noch ein paarmal am Hause vorüber, als könne Susi noch da sein, dann schlich er endlich ganz traurig heim. —

Am andern Morgen saß ihm Hilde zwei Stunden.

Da sah er immer neben dem einen Kopfe, den er noch durcharbeiten mußte, die fertige Büste Susis, und das machte ihn ganz krank. Er hatte das Gefühl, Susi müsse jeden Augenblick hereinkommen.

Allein die Tür öffnete sich nicht, und er war so nervös, daß er alles verdarb, was er bisher gut gemacht hatte. Mit einem Male erschrak er, und hatte solche Sorge, daß Hilde es merken könne, nahm seine Willenskraft zusammen, und hatte bald alles wieder ins Gleichgewicht gebracht; aber nun war die Ähnlichkeit mit Susi wieder zu groß geworden, und es wurde so vollkommen ihr Gesicht, daß es auch Hilde auffiel, und sie sagte:

— Nein, lieber Freund, heute verderben Sie sich zuviel. Sie sehen ja Susi vor sich. Das ist nicht mehr mein Mund, und in den Augen habe ich auch einen anderen Zug. Für heute wollen wir aufhören, sonst machen Sie am Ende Zwillingsschwestern aus uns, und damit ist weder uns noch Ihnen gedient. Also

Schluß der Sitzung für heute! Es ist so wie so recht schwül heute. Seh' ich Sie am Abend wieder?

— Aber gewiß, Frau Hilde, wenn ich kommen darf.

— Gut, dann holen Sie mich abends ab. Heut' nachmittag habe ich zu tun. Also auf Wiedersehen. —

Er schlenderte noch ein wenig die Kuhpromenade lang, und dann ging er zur Post, und wartete, bis die Mittagsbriefe sortiert waren, die aus Berlin erst so spät hier einliefen. Vielleicht war ein Wort von Susi darunter. Versprochen hatte sie es ihm.

Um diese Zeit versammelte sich fast das ganze Dorf hier, denn bis der Postbote herum kam, das dauerte den meisten zu lange, und sie holten ihre Briefe sich lieber selber ab.

Nils mochte heute mit niemandem sprechen; nur den Sohn des Ortsvorstehers fragte er, ob er fleißig sei. Der war früher zur See gefahren, dann war er krank geworden, und da hatte die allgemeine Malwut auch ihn ergriffen, und Alex Dimba hatte sich für ihn verwandt, daß er nach Berlin kam; aber es war nichts aus ihm geworden, und er saß mit seinem Dilettantismus hier herum, und tat nicht viel, würde es auch nie zu etwas bringen.

Der Postbeamte winkte Nils, und reichte ihm seine Post durchs Fenster hinaus, eine Karte von Susi war darunter, im Speisewagen geschrieben, und dann ein kurzer Brief, den er am liebsten geküßt hätte. Nur wenige Zeilen, daß sie gut angelangt sei, und viel zurückdenke, und ganz zum Schluß die beiden Worte: Komm bald!

Und diese beiden Worte machten ihn ganz glück-

lich; sie klangen ihm im Ohre, und er sagte sie leise vor sich hin: Komm bald! . . . komm bald! . . .

Er hörte nichts anderes als nur diesen Klang, und zuweilen nahm er den Brief wieder vor, und sah nach, ob er auch nicht falsch gelesen hatte. —

Unten am Strande legte er sich in den warmen Sand, und wenn die Wogen sich überstürzten und an das Ufer schlugen, hörte er nichts anderes daraus als die beiden Silben: Komm bald! . . .

Am liebsten wäre er noch heute abgefahren —, aber er wollte erst mit seiner Arbeit fertig werden, — es sollte ein Kunstwerk werden, daß die Leute davor stehen blieben, und fragen sollten, wer diese beiden Damen wohl sein mochten.

Um Susis willen mußte er bleiben und die Arbeit zu Ende führen; dann aber sollte es heißen: Ich komme!

Die Sonne brannte so warm herunter, er legte sich den Hut auf das Gesicht; undeutlich nur klang ihm das Geplauder der Badegäste in den Ohren, und er war halb am einschlafen, als er sich rasch aufrichtete und erhob.

Der Lärm einer Ferienkolonie aus Rostrow störte ihn. Und wie die Berliner Jungens sich am Strande auszogen und ins Wasser gingen, war der Anblick der oft kläglichen Körper grade keine Freude für sein Künstlerempfinden, so daß er sich abwandte.

Den Stock ließ er in der Hand herumwirbeln und ging rasch zum Herrenbade. Das hatte er heute früh unterlassen, um Susis willen, und fünf Minuten später arbeitete er gegen die Wellen an und ließ sich tragen, und zuweilen reckte er die Hand hoch, während

der Schaum über seine Schultern floß und rief laut: Ich komme bald!

Er war wie ein losgelassener Schuljunge, alle Traurigkeit war von ihm abgefallen, und er war voller Lebensfreude, und neugierig auf den nächsten Brief. —

Herrgott noch mal, das hätte er bald vergessen: er mußte ihr ja noch schreiben, damit der Brief am Nachmittage mitging. So tummelte er sich denn noch im Wasser, und ließ sich dann an das Ufer treiben. —

Eine Weile unterhielt er sich noch mit Vadder Krischan, dem Bademeister, und fragte den mehr als achtzigjährigen Fischer, ob er nie bade. — Das sei bloß was für die Stadtleute, meinte der; und sein braunes, runzeliges Gesicht bewies, daß selten ein Tropfen Wasser daran kam. — Ob er schwimmen könne. — Nee, sagte Vadder Krischan, das könne er nich. — Wenn nun mal einem Schwimmer was passierte? — Da sah er Nils groß an, und sagte: Dartau hew ick doch mien' Stang'! — und wies auf eine zwei Meter lange Stange, die noch nicht von der Badetreppe bis zum Wasser reichte.

Der Alte mit seiner Grobheit gefiel ihm. Alle hatten ihren Spaß mit ihm, bis auf einen photographierenden Professor, der nie seine richtige Wäsche bekam, und täglich laut zankte, daß man für diesen Posten grade den untauglichsten Menschen des ganzen Ortes ausgesucht habe.

Vadder Krischan humpelte mit seinem in ein großes Stück Leder eingenähten verbundenen Fuße, auf den seine Kuh ihn getreten hatte, brummend herum, und wusch getreulich die „Bekleidungsstücke"

aus, wie er die Badehosen nannte, und wies den ungeduldig Wartenden ihre „Timmers“ an, wie er die Zellen nannte, — und schimpfte auf die Jungens, die ihn täglich mit neuen Dummheiten ärgerten. —

Nach dem Essen setzte sich Nils gleich zum Schreiben hin, aber er konnte keinen Anfang finden, wußte überhaupt nicht, wie er sie anreden sollte, und schließlich schrieb er an die liebe, kleine, süße Susi, und erzählte von einem armen Tonkneter, der das Bild seiner kleinen Freundin geschaffen hatte, aber es wollte nicht lebendig werden, weil ja das Original lebte, und leider durch Wasser und Land getrennt, weit, weit von ihm fort war. —

Und nun kam er in Fluß, und verschleiert sagte er ihr alles, was ihn bedrängte, aber auch erfreute; und ohne nochmal durchzulesen, was er geschrieben, schloß er den Brief und trug ihn selbst auf die Post.

Was sie ihm darauf wohl antworten würde? — Er war unendlich gespannt; am liebsten hätte er ihre Antwort sofort gehabt, aber das dauerte drei Tage.

Er machte einen langen Spaziergang bis zur weiten Aussicht, und dort, wo es angeblich gepaschten alten Portwein gab, setzte er sich vor das Haus, unter einer Linde, und trank zwei Glas, aber dann ward ihm zu heiß darnach, und die Sonne, obwohl schon im Untergehen, stach, und so ließ er die Flasche, die er bestellt, wieder verkorken und nahm sie mit, — wartete, bis der Postomnibus vorbeifuhr, und kletterte hinein, wo er zwischen zwei sächsische Schulmeister geriet, die sich über die Bedeutung der einzelnen Ostseebäder stritten, und die ihn anfangs schrecklich ärgerten, bis er anfing, sich im schönsten

Sächsisch, das er ausgezeichnet nachmachen konnte, weil er sein Deutsch hauptsächlich in Leipzig gelernt hatte, einzumischen, und ganz ernsthaft fingen sie an mit ihm zu disputieren.

Das gab ihm alle Spannkraft wieder, und er wollte sich innerlich totlachen, daß sie seine Verulkung nicht merkten, sondern in ihrem Eifer auf alles eingingen, was er behauptete.

*

Am Abend holte er dann Hilde ab, und sie sprachen auf dem ganzen Wege nur von Susi. Was für ein prächtiger Mensch sie doch sei, und Nils fühlte, daß er sich stark ins Zeug für sie legte, und da verstummte er rasch, und ließ Hilde allein reden.

Aber jedes gute Wort nahm er begierig auf, und all die Empfindungen, die er für Susi hatte, erfüllten ihn wieder. Er sah in Hilde die Ähnlichkeit mit Susi, und während er schweigend neben ihr schritt, nahm er Hilde ganz gefangen, mit diesem seltsamen Zauber, den ein Mensch auf den andern ausströmt, wenn eine tiefe Empfindung ihn erfüllt.

Und die ganzen nächsten Tage, an dem jeder ihm frohe Nachricht von Susi brachte, gab er sich Hilde gegenüber aus, wie nie zuvor.

Er war von sorgender Zärtlichkeit, er sah sie oft mit Augen an, die in ihr Susi suchten, so seltsame Augen, daß Hilde ganz wirr ward. Manchmal hatte er Bewegungen, als wolle er sie anfassen und streicheln, und all das wirkte auf Hilde, die sich ihrerseits mehr mit ihm beschäftigte, als er ahnte.

Eine seltsame Schwüle herrschte jetzt bei den Sitzungen, daß ihre Harmlosigkeit darunter litt; und

als er eines Tages die Hölzer hinlegte und erklärte: Nun mache er nichts mehr daran, so müsse es bleiben, da war sie fast froh.

Am andern Tage erklärte er plötzlich, er habe ein Telegramm erhalten und müsse abreisen. In aller Eile packte er seine paar Sachen zusammen; aber er nahm so herzlichen Abschied von ihr, war so lieb und nett, daß sie ganz traurig war, und nun gar nicht wußte, was sie von ihm halten sollte.

Am liebsten hätte sie ihn gebeten, noch zu bleiben. Was konnte ihn denn so wichtiges abrufen?

Aber das getraute sie sich doch nicht.

Und so sah sie ihn fortziehen, und fand sich plötzlich in ihrer alten Einsamkeit, daß sie alle Lust an der Arbeit verlor, und sich selbst gar nicht verstand, wie sie so an einem Menschen hängen konnte, von dem sie nicht einmal wußte, wieviel er sich aus ihr machte.

XXXII.

Drei Tage nach Nils Erklunds Abreise stellte sich plötzlich Max ein. Er war in Madrid gewesen, und seine letzte Mitteilung kam von dort. Dann traf von ihm am Morgen eine Karte ein, auf der er seine Ankunft für den Nachmittag ankündigte.

Das kam so unerwartet, daß Hilde ordentlich erschrak. Daran hatte sie nicht gedacht. Es war nichts in Ordnung, das ganze Haus durch die stete Anwesenheit Susis und Nils ein wenig vernachlässigt.

Hilde hatte noch keine Zeit gehabt, sich darum zu kümmern. —

Er begrüßte sie kühl, und dann ging er durch das ganze Haus, und als er im Garten wieder mit ihr zusammentraf, sagte er nur:

— Das sieht ja schön hier aus!

Nichts weiter; aber der Tonfall, in dem er es hinwarf, war so kränkend, daß sie zusammenzuckte.

Am Nachmittage fragte er plötzlich:

— Wo bleibt denn dein Freund Erklund? — Ich denke, der hockt hier den ganzen Tag! — Heute läßt er sich wohl gar nicht sehen?

Sie stand auf und wollte etwas erwidern, aber er fuhr höhnisch lächelnd fort:

— Zur Begrüßung des Hausherrrn erscheint er wohl nicht? Oder hat der junge Mann vielleicht mit einem Male das Verständnis bekommen, daß er hier ein bischen zuviel herumsitzt?

— Was soll das? —

— Das soll: daß man sich allerlei erzählt von ihm und seinen Beziehungen zu diesem Hause, nicht nur hier, wo es ja alle Leute täglich sehen; auch in Berlin wurde ich gleich mit der angenehmen Nachricht begrüßt.

Er drehte an seiner Zigarre und lächelte, indem er zu ihr aufsah, um die Wirkung seiner Worte zu beobachten.

— Dann sag nur den Leuten: Der Grund, weshalb Nils Erklund so viel in dies Haus gekommen ist, war der, daß er von mir und Susi eine Doppelbüste modelliert hat.

— Schau, schau! Also das auch noch? Damit die Menschen auch künftighin Gelegenheit und eine rechte Greifbarkeit haben, weiterzuklatschen.

— Was kümmert mich der Klatsch der Menschen! Aber, daß du es wagst . . .

— Was denn, mein Kind, was denn? . . .

— Du fühlst wohl gar nicht, wie albern das ist.

Er zuckte die Achseln:

— Albern oder nicht. Mir paßt die Geschichte hier nicht!

— Leider ist Herr Erklund nicht mehr hier, um dir die Antwort geben zu können, die sich auf solches Gerede gehört.

— Ach! er ist nicht mehr hier? — Sieh doch! Der Herr zieht es also vor, zu verschwinden, ehe man ihm zeigt, wer hier Herr im Hause ist.

Sie war ganz bleich geworden, beherrschte sich aber, und fragte:

— Wer ist hier Herr im Hause? Ich dächte, darüber hätte ich noch ein Wort mitzusprechen. Was in meinem Hause geschieht, das geht, glaube ich . . .

— In deinem Hause? Mein Kind, du willst wohl sagen, in unserem? Denn ich dächte, es wäre unser Haus.

— Ich werde mir von dir nicht vorschreiben lassen, mit wem ich verkehren will; noch gehört dieses Haus mir!

— Du irrst, mein Kind. Ich, als dein Mann, habe das Bestimmungsrecht darüber, und kann darüber verfügen, wie ich es für gut halte, sowohl was derartig kompromittierenden Verkehr anbelangt wie auch hinsichtlich des Hauses selbst.

— Mach dich doch nicht lächerlich.

— Ich mache mich gar nicht lächerlich. Wenn mir die Geschichte nicht paßt, dann wird diese Bude

hier einfach verkauft, und du hast dahin zu gehen, wohin ich bestimme.

— Ach, was du nicht sagst!

— Ja, was ich nicht sage! Und da möchte ich dir denn in aller Freundschaft vorschlagen, daß wir dies Grundstück verkaufen. Ein günstiges Angebot liegt mir vor, und dann werden wir nach München übersiedeln. Ich habe dort einen Verleger gefunden, der meine Zeitschrift im größten Stile erweitern will. Unsere Villa und die vom Senator Heim will ein Konsortium erwerben, — das Atelier von Prehm haben sie sich schon gesichert, — um ein großes Hotel zu errichten. Eine so günstige Offerte wird uns so leicht nicht wieder gemacht, und es wäre sehr töricht, wenn wir nicht darauf eingingen.

— Nein! . . .

— Nicht so hastig, bitte! — Es hilft dir ja doch nichts. Dir wird dein Atelier völlig verdunkelt und zugebaut werden, und Aussicht nach der Nordseite hast du nicht mehr, denn dann kommt das Hotel auf das Grundstück von Prehm. Und ob der Lärm eines großen Gast- und Logierhauses deinen sowieso schon gereizten Nerven gut tun wird, möchte ich bezweifeln.

— Ich wiederhole dir: Nein! —

— In München dagegen hättest du neuen Boden. Sieh mal, Berlin wird in Kunstsachen doch nie das werden, was München seiner ganzen Tradition nach ist. Der Markt hier ist voll von deinen Sachen, in allen Salons hängt ein Bild von dir, und die Käufer sind nicht mehr aufnahmefähig. Fortschritte hast du in der letzten Zeit auch nicht gemacht. Es

ist immer der alte Stiefel: du versimpelst und versauerst mir hier, wie die anderen.

— Meinst du?...

— Ja, das meine ich. Du mußt was Neues sehen, nicht auf einer Reise, das nutzt nichts. Du mußt dich verpflanzen. Sonst wirst du diese Landschaft doch nie los, wohin du auch kommen, welches Motiv du dir auch wählen magst. Du bist schon wie die alteingesessenen Sandhooper, über die du früher so gespottet hast; nur bist du jetzt noch viel mehr verknöchert und versteinert. Ich will dir einen Vorschlag machen: gehen wir nach Dachau! Das ist mal was anderes, und du sollst sehen, du wirst selber deine Freude haben.

— Nein!

— Damit ist es nicht getan. Ich will dich nicht heute bestimmen, laß dir die Sache durch den Kopf gehen. Ich bin doch kein Unmensch. Überleg dir die Geschichte. Wir haben ja noch Zeit. Nur bis zum Winter müssen wir im klaren sein. Du mußt hier heraus.

— Warum muß ich?

— Verdienst du vielleicht noch was? — Ich kann deine Bilder längst nicht mehr so gut verkaufen wie früher. Du fängst an, dich zu entwerten. Und schließlich will man doch leben.

— Tun wir das nicht? Haben wir, trotzdem unsere Lebenshaltung eine andere geworden ist, etwa nicht genug? Auch ohnedem?

— Genug! genug! ... Ich brauche Geld!

— Du brauchst Geld? ...

— Ja, denkst du, Reisen kosten nichts. Und ein-

bringen tun sie immer erst später. Die Ausgaben aber wollen gleich berichtigt sein. Ich brauche notwendig dreitausend Mark.

— Dreitausend Mark? ...

— Ja, deshalb bin ich hauptsächlich gekommen. Ich weiß, wo ich noch das ein und das andere Bild von dir unterbringen könnte. Laß mich einmal sehen, was du da hast!

Sie stand vor ihm, und wie im Fluge zog ihr ganzes Leben an ihr vorbei.

Er war in den letzten Jahren immer bloß gekommen und hatte ihr unter den Fingern fortgenommen, was sie gearbeitet hatte. Dann hatte er ihr einen kleinen Teil der Summe gegeben, den Rest aber behalten. Einmal erfuhr sie, daß es weit mehr gewesen war, als er ihr angegeben hatte; aber damals hatte sie keinen solchen Wert darauf gelegt.

Jetzt aber kam er und wollte Geld haben, und sie wußte, daß er das Geld nicht für sich allein gebrauchte. Sie hatte erfahren, daß er zuletzt in Paris gewesen und seine Freundin nach dort hatte nachkommen lassen. Und für die sollte sie Geld geben, für die arbeiten? ..

Nein! das mußte ein Ende haben.

Und ganz schroff sagte sie:

— Ich habe kein Geld für dich!

— Aber bares Geld will ich ja auch gar nicht. Ich will ja nur das ein oder andere neue Bild. Es ist sowieso noch allerhand zu bezahlen.

— Meine Kunst ist mir zu gut, um ..

— Ach, liebes Kind, keine hochtrabenden Worte! — Ich kenne die Geschichte doch besser. Was wärst du

denn ohne mich? Als Dilettantin einfach untergegangen! Ich allein habe dich doch gemacht; und ohne mich wärst du gar nichts.

— Du hast wohl meine Sachen gemalt?

— Gewissermaßen, ja. Denn ich habe dich sehen gelehrt. Ich habe auch die anderen sehen gelehrt. Ich habe sie schon in der ersten Zeit all das in deinen Bildern sehen lassen, was noch gar nicht drinsteckte, und erst später hineingekommen ist. Ohne mich krähte kein Hahn nach dir, das kannst du mir glauben.

— Und was soll das alles?

— Ich wollte dir nur zu Gemüte führen, was ich schließlich für dich bedeute, und daß du keine Ursache hast, so erhaben stolz zu tun. Vorläufig bin ich noch der Herr, und mein Wille ist hier ausschlaggebend. Aber ich hoffe, daß du verständig genug sein wirst, es nicht auf eine Machtprobe ankommen zu lassen. Du könntest dabei den kürzeren ziehen.

Damit stand er auf, und ging in den Garten. —

Ganz betäubt blieb sie zurück.

Sie kam sich so entwürdigt vor, als sei sie eine Sklavin, der der Herr gedroht hatte, sie peitschen zu lassen und zu verkaufen.

Sie sollte fort, fort aus diesem Hause? ..

Niemals! — —

Hier hatte sie ihre Wurzeln, aber das gerade wollte er wohl, sie heimatlos machen. Denn wenn er sie erst von hier fort hatte, dann glaubte er gewiß, sie ganz in der Hand zu haben.

Noch konnte er an das Haus nicht heran. Der Grund und Boden und alles, was zum Hause gehörte,

war ihr Eigentum, und das wollte sie verteidigen, koste es was es wolle.

Wenn sie das alles hier aufgab und verkaufte, dann blieb von dem Gelde bald nichts mehr. Aber darauf hatte er es wohl einzig angelegt.

*

Am Nachmittage klopfte es am Atelier, und er trat ein. Sie hatte stundenlang gesessen und nichts getan, hatte sich anfangs eingeschlossen, aber dann war die alte Reimers gekommen, und da hatte sie die Tür offen gelassen.

Er ging im Atelier herum und sah sich alles an, nahm die Bilder und kehrte sie um, nickte bald mit dem Kopfe, bald wiegte er ihn zweifelnd, zuweilen ließ er ein Urteil fallen.

Und sie saß da, und wußte nicht, was sie anfangen sollte; am liebsten hätte sie ihm die Bilder aus den Händen gerissen, die er da so kritisch musterte. Sie hätte aufschreien mögen, aber die Kehle war ihr wie zugeschnürt, und wortlos sah sie zu, wie er mit ihren Arbeiten umging. Er stellte die Blendrahmen und Pappen anders hin, er sortierte sie.

Nun war sie gespannt, was er beginnen würde.

Endlich hatte er drei Bilder ausgewählt, stellte sie nebeneinander, und sagte:

— Die drei könntest du mir mitgeben. Ich glaube, mit denen ist noch was zu machen. Überlege es dir bis morgen. Wenn nicht, dann .... Was ich noch sagen wollte, ich hatte daran gedacht, Annie mit nach Berlin zu nehmen; ich weiß nicht, ob der Aufenthalt hier für das Kind gut ist.

— Was soll das Kind da?

— Einmal in etwas strengere Zucht kommen. Mir scheint, die Kleine verwildert hier ein wenig, wie alles andere auch. Sie sieht wohl ein bißchen zuviel hier. Ihr drittes Wort ist Onkel Nils. — Und das, offen gestanden, paßt mir nicht ganz. — Also, die drei Sachen! —

Und wieder ging er, ehe sie ein Wort der Erwiderung fand.

Sie hätte ihm nacheilen mögen, ihm die Antwort nicht schuldig bleiben, aber sie war wie betäubt von all seinen Drohungen.

Das Kind wollte er ihr nehmen! — Sie wußte ganz gut, was er damit bezweckte.

Da standen die Bilder. Zerfetzen mußte man sie, nicht nur die — alles, alles, was herumstand und hing, damit es nicht in seine Hände fiel.

Aber dann nahm er ihr das Kind, — dann würde er sie um ihr Haus bringen, an dem sie mit leidenschaftlicher Liebe hing; würde sie wurzellos machen, um sie ganz in seine Gewalt zu kriegen.

Sie aber wollte frei sein. Freiwillig hatte sie bisher alles für ihn getan, — gezwungen wollte sie den Kampf mit ihm aufnehmen. Aber sie fühlte jedesmal, wie sie schwach wurde, wenn er auf Nils Erklund zu sprechen kam.

War sie ganz frei von Schuld? . . Hatte ihre Phantasie nicht mit allerhand lockenden Bildern gespielt? — Und wenn auch nichts geschehen war, kein Wort gefallen, nichts Greifbares — es bestand etwas zwischen ihr und jenem Manne, — und an dieses ungesagte und unfaßbare Letzte sollte er nicht rühren.

Lieber gab sie alles hin, lieber arbeitete sie, und ließ sich die nasse Leinwand von ihm unter den Fingern fortnehmen, als daß er mit seinen rohen und plumpen Worten ihr das beschmutzte.

Aber sie wollte sich nicht verteidigen. Wenn er in Wut schäumte, und sich in zweifelnder Eifersucht verzehrte, — so war das gut! Sie wollte ihm wehtun — aber er hatte wohl nur eine höhnende Genugtuung, daß er ein Mittel hatte, sie zu demütigen.

Das Kind in seinen Händen? .. niemals!

Schon einmal hatte er es ihr angedroht gehabt.

Da war sie vor Sorge fast vergangen.

Des Nachts lag sie und grübelte, was sie tun sollte. Ihr Kind nehmen und damit fliehen? . . . Was half ihr das? Dann fiel alle Schuld auf sie.

Ein wilder Haß keimte in ihr auf gegen den Mann, der ihr das antun wollte, der ihr mit Worten schon weher getan, als eine Frau ertragen konnte.

Zum ersten Male begriff sie, wie man einen Menschen so hassen konnte, daß man ihm den Tod wünschte. Sie stellte sich vor, wie sie aufstehen würde, um den Schlafenden, dessen tiefes Atmen sie in der Stille der Nacht von jenseits des Korridors hörte, zu erwürgen.

Sie hatte ihre Tür verschlossen und verriegelt, hatte noch was davorgestellt, damit sie beim geringsten Geräusch erwachte, — und nun wünschte sie plötzlich, er möge kommen, er möge in ihr Zimmer dringen. Auf dem Tischchen an ihrem Bette lag der Revolver, mit dem sie seit Jahren umzugehen wußte. Nicht eine Sekunde würde sie gezögert haben, davon Gebrauch zu machen gegen ihn. —

Aus dem Garten hörte sie das Klagen Flocks, der sich kaum mehr auf den Beinen halten konnte und seit einiger Zeit jämmerlich winselte; das klang nun so schauerlich durch die tiefe angstvolle Stille.

Aber die Nacht verging, und nichts ereignete sich. Sie hatte keinen Augenblick Schlaf gefunden. Alles hatte in der Dunkelheit phantastische, riesenhafte Formen angenommen, und sie hatte keinen Ausweg gesehen aus ihrer Not.

Im Morgenlichte nahm alles wieder seine richtigen Verhältnisse an, und sie verstand sich nicht mehr.

Das Atelier war verschlossen, und alles war, wie sie es am Abend zuvor verlassen hatte. —

Max kam erst ziemlich spät zum Vorschein; sie hörte, wie er sich Frühstück bestellte und dann laut schalt, weil ihm irgend etwas nicht recht war.

Nach einer Weile kam er zu ihr herauf, und nach einem lässig hingeworfenen „Guten Morgen!" sagte er:

— Ich habe da einen Brief gekriegt, und möchte gern heute wieder abfahren. Also wie ist das? Soll ich Annie mit mir nehmen, oder kriege ich die drei Bilder? — Du antwortest mir nicht? — Gut, bis Mittag hat es Zeit, dann bitte ich aber um eine Entscheidung. Das mit dem Hause überlege dir, — darüber sprechen wir später. Und was den Monsieur Nils betrifft, so hätte ich ihn mir gern vorgenommen und ihm einmal gehörig den Zahn gefühlt. Na, dazu wird sich ja auch eine Gelegenheit finden. Also auf nachher, schweigsames Götterbild! —

Nur fort sollte er, nur so rasch als möglich fort. Ja, ja!.. er sollte die Bilder haben, wenn er nur ging und sie allein ließ. —

Als sie hinunter wollte, um es ihm zu sagen, sah sie ihn in dem kleinen Nebenraume, wo all ihre Skizzen und Studien in großen Regalen lagen, hunderte von rasch hingeworfenen Sachen, lauter Blätter vor der Natur, die ihren Wert nicht nur für sie selbst und ihre Arbeit, sondern auch in sich trugen, da sie ihre Kunst am klarsten ausdrückten.

— Was tust du hier? fragte sie ihn.

— O, nichts, ich sehe die Sachen wieder mal an.

— Und die Blätter dort, was sollen die?

Er wurde ein wenig verlegen und sagte:

— Die habe ich bloß so ausgesucht.

Sie nahm sie in die Hand und schob sie in das erste Fach hinein. Er ließ es ruhig geschehen und lächelte nur.

Ihr fiel ein, wie sie vor einiger Zeit verschiedene Skizzen gesucht hatte und nicht finden konnte.

Sie glaubte, sie habe sie verlegt; nun aber wußte sie, wo sie geblieben waren.

Die er da eben ausgesucht hatte, sollten denselben Weg gehen.

Wie sie ihn verachtete! — Aber das gab ihr die Kraft wieder, und in aller Ruhe sagte sie:

— Annie bleibt hier. Die drei Bilder kannst du haben. Nimm dir dreitausend Mark davon, was darüber ist, bitte ich, mir zu schicken.

— Na also! sagte er. Wir werden uns schon verständigen.

— Du reist heute mittag?

— Ja! wenn du nichts dagegen hast, wäre es mir lieb.

— Ich habe nichts dagegen. —

XXXIII.

Annie wollte den Papa zum Dampfer bringen. Deshalb ging Hilde mit und nahm auch das Kinderfräulein mit, das ihr ganz ergeben war, damit dem Kinde nichts geschah.

Aber er dachte nicht daran, war froh, daß er mit den Bildern abziehen konnte. —

Ganz ruhig nickte sie ihm zu, als der Dampfer abfuhr, und sah sich die Leute an, die herumstanden und gewiß dachten, welch eine brave Frau sie sei; und dabei war sie fest entschlossen, sich von dem Manne, der da mit dem Taschentuche seinem Kinde und scheinbar auch ihr Abschied winkte, so bald es ging, freizumachen. Er sollte keine Rechte haben, weder über sie noch über das Kind. Wenn es nach ihr ging, hatte sie ihn heute zum letzten Male gesehen.

Gestern nacht war sie entschlossen gewesen, an Nils Erklund zu telegraphieren: Helfen Sie mir, ich bin in Not!

Aber nein, den durfte sie jetzt nicht hineinmengen.

Mit dem Dampfer ging zugleich ein Eilbrief an Trude Bartling, in dem die leidenschaftliche Bitte stand, doch auf ein oder zwei Tage zu ihr zu kommen, und ihr zu helfen. Sie mußte mit einem Menschen über all das reden, wenn sie nicht verrückt werden sollte, und Susi wollte sie sich nicht anvertrauen. Die konnte auch nicht helfen. —

*

Der Dampfer war verschwunden, und als sie mit Annie an der Hand zurückgehen wollte, sah sie, wie Klaus Reimers seine Kisten, Körbe und Fässer auslud.

Sie rief ihn heran und fragte ihn, ob er ihr einen Dienst erweisen wollte. Er hatte doch gedient und wußte also mit einer Schußwaffe umzugehen.

Der alte Flock sollte sich nicht mehr quälen.

Die letzten Nächte hatte sein Winseln sie ganz krank gemacht, und Max, dem der Hund noch beim Abschied die Hände geleckt, hatte sich beklagt, daß sie den Hund nicht von seinen Qualen erlöste.

Nun sollte Klaus Reimers ihn erschießen.

Gegen Abend kam er in die Villa, und ging mit dem Hunde hinten in den Garten; aber nach einer Weile kam er wieder und sagte: Nein! er könne es nicht. Er hatte Flock zu lange gekannt, und der Hund hatte ihn so treuherzig angesehen, ganz wie ein Mensch. Er konnte es nicht. —

Aber Hilde bat ihn, daß er ihr doch den Liebesdienst tun und den Hund erlösen solle, und als er stumm blieb, da sagte sie, er solle denken, daß er seinen ärgsten Feind vor sich habe, einen, der ihm das schlimmste getan.

Da sah er sie an, ging zurück, und dann hörte sie den Knall, den sie erwartete, mit geballten Händen, um der Versuchung zu widerstehen, sich die Ohren zuzuhalten.

Und in der Gartenecke, unter einer jungen Birke, ward Flock eingescharrt.

Das Geld, das Hilde dem Klaus geben wollte, lehnte er ab. Nein, das nahm er nicht, — drehte seine Mütze, und ging sehr still ab. —

Es war das letzte Mal, daß Hilde Bangerow mit Klaus Reimers gesprochen hatte.

Wenn er etwas zu schicken hatte, brachte es ein

anderer, und wenn sie ihm begegnete, ging er ihr aus dem Wege.

Und als es Herbst geworden, da saßen ihre alte Reimers und Klaus' Mutter tagelang am Bodden und warteten auf ihn, — aber er kam nicht wieder. —

Er war mit dem Frachtboot in Reibwitz gewesen; der Dampfer fuhr nur noch bis nach Rostrow, nicht mehr bis Seehagen, und Klaus Reimers hatte viel zu tun.

Die Wintervorräte mußten noch vor Einbruch des Herbstes von Reibwitz herübergeschafft werden, und alle Tage hatte er jetzt Passagiere, die drüben einkauften und sich mit Kisten und Körben seiner Führung anvertrauten, um direkt nach Hause zu kommen.

Eines Tages bei naßkaltem, stürmischen Wetter hatte er das Boot voller Frachtgut, aber kein Passagier hatte sich heute eingefunden, er war im Begriff, abzusegeln, als noch zwei Leute ihm winkten.

Als der eine sah, wer das Boot führte, stockte er; aber der andere lachte. Es war Harms, der von seinem Bekannten Abschied nahm und dabei sagte:

— Ach wat, dat wär' ja noch schöner! Davor is hei ja do. Hei kriegt siene fief Groschen, un 't is gaud.

Der andere sagte etwas, aber Harms lachte und stieg ins Boot, nahm das Geldstück aus seiner Börse und reichte es Klaus Reimers, der nicht danach hinsah.

— Nanu, will hei nix hebben? — Wist mi doch woll nich vor umsüß raewer bringen?

— Nee! — umsüß nich! ...



Dabei sah er ihn an; und ein bißchen anders wurde Harms doch.

Dann sagte Klaus zu dem Jungen, der als Mithelfer fuhr:

— Hinrich, kannst na Hus gahn. Ick bruk di hüt nich mihr. Ick hew ja nu wen, de helpen kann.

Der Junge ließ sich das nicht zweimal sagen.

Mit einem Sprunge war er wieder am Land und warf das Tau los. Da konnte er die Nacht mal wieder bei Muttern in Reibwitz schlafen, wie er das manchmal tat. —

Er gab dem Boot noch einen Stoß mit dem Fuße. Der Wind legte sich in das Segel, und das Boot trieb vom Ufer ab. Klaus Reimers saß am Steuer und sah nach der roten Korbboje, um die er herum mußte, um nicht in den Tang zu geraten.

Der Freund von Harms und der Junge standen noch am Bollwerk, und sahen, wie das Segelboot gegen die Wellen ankämpfte.

Weiter und weiter verschwand es in der Ferne; dann wandten sie sich ab und gingen nach Hause. —

Das Boot mit Harms und Klaus Reimers ist aber nie angekommen, und niemand weiß, wie und wo es am Grunde des Boddens liegt.

Nie ist wieder was davon an das Tageslicht gekommen. —

*

Auf Hildes Brief hatte Trude Bartling sich für drei Tage angesagt; und am Sonnabend traf sie ein; aber sie fand Hilde anders, als sie gedacht hatte, ganz ruhig und sicher.

Die Angst war von ihr abgefallen. Nur hatte

sie bis zu Trudes Ankunft das Haus nicht verlassen, die Gartentür blieb fest verschlossen, und wenn es schellte, dann sah sie selbst immer erst nach, wer draußen stand, und Annie wurde unter beständiger Aufsicht gehalten; denn Hilde fürchtete, das Kind könne ihr doch noch genommen werden.

— Ja, sagte Trude, wenn die Sachen so stehen, ist das beste eine Trennung, je früher, je besser. Aber alles, was du mir da erzählst, wird dem Richter kaum genügen. Das kann sich jahrelang hinziehen.

— Und genügt es, wenn ich beweise, daß er mich seit Jahren betrügt? Ich will frei sein!

— Wenn du es ihm verziehen hast, nein!

— Ich habe ihm nichts verziehen.

— Also du hast es gewußt, und geduldet?

— Ja; denn damit blieb ich doch aus dem Spiele.

— Du hast es gewußt? — Alles?...

— Ja! — Warum? — Glaubst du, das bleibt einem verborgen? Dafür sorgen schon die sogenannten guten Freunde und deren anonyme Zuschriften.

— Das erleichtert die Sache freilich.

— Wieso? Was meinst du?

— Hast du positive Beweise für das was du sagst?

— Was heißt das! Ich habe mich mit diesem Schmutz nicht befaßt.

— Aber der Richter verlangt den Beweis.

— Das ist dann Sache meines Anwalts.

— Ich könnte dir vielleicht helfen.

— Du, Trude?... Wieso?

— Das ist sehr merkwürdig, aber ich habe eine Bekanntschaft von ihm in Behandlung gehabt.

— Du? — Und hast mir nie etwas gesagt?

— Aber Hilde, wie sollte ich? — Also laß dir erzählen. Ich wurde eines Tages zu einer kranken jungen Dame gerufen, und bei der sah ich sein Bild stehen. Da die Betreffende Schauspielerin ist, dachte ich mir mein Teil. Der Portier hatte mich gerufen, weil ich in dem Hause eine alte Patientin habe, ganz in unserer Nähe. Die hat mir dann erzählt, daß dein Mann dort oft hingekommen ist. Ich wollte eigentlich die Behandlung gleich aufgeben. Aber schon nach dem zweiten Besuche war ich überflüssig. Neulich sollte ich wieder hinkommen. Ich sagte der Portierfrau, die kam, daß sie sich an wen anders wenden solle, weil ich wisse, daß der Mann einer Freundin dorthin komme. Da hat sie mir erzählt, es hätte nächtlicherweile Krach gegeben, und die beiden seien auseinander. Da bin ich schon aus Neugier nochmal hingegangen, habe wie nebensächlich gefragt, ob nicht vor dem Spiegel immer eine Photographie gestanden habe, — und bei der Gelegenheit habe ich mehr gehört, als mir lieb war. Aber jetzt weiß ich, wozu es gut sein kann. Das Persönchen ist so voller Haß auf ihn, daß sie mit Freuden Zeugnis gegen ihn ablegen würde. Außerdem genügt, was die Portiersleute wissen.

— Wie ekelhaft und gemein ist das alles.

— Freilich! Aber was hilft es. Jedenfalls ist das die einzige und beste Möglichkeit, die du gegen ihn hast. Für dich bedeutet dieses Wissen die Freiheit. Leg alles in die Hände eines tüchtigen Rechtsanwaltes; der wird schon dafür sorgen, daß du mit dem Schmutze nicht in Berührung kommst.

— Das also ist das Ende.

— Wenn du dir selber lieb bist, ist das die einzige Rettung.

— Ja, frei sein will ich! Um jeden Preis, um jeden! — Also muß ich auch das mit in den Kauf nehmen. Sei's darum.

— Du weißt, wenn du irgendwelche Hilfe brauchst, — du kannst jeden Augenblick mit Annie zu uns kommen.

— Ich danke dir, Trude, aber nun habe ich mich wiedergefunden; und ich werde mich schon durchschlagen. —

Dann sprachen sie von andern Dingen, Trude erzählte von ihrer Praxis und von ihrem Mädchen, das krank geworden, und das, als sie es behandeln wollte, gesagt hatte:

— Nee, Fräulein, lassen Se man; ich jehe lieber zu 'nem richtigen Doktor.

Da mußte Hilde lachen; und es war, als sei sie schon jetzt ganz fertig mit all den Widerwärtigkeiten, die noch kommen mußten, ehe sie ihre Freiheit wiedererlangen konnte. —

XXXIV.

Susi saß im Atelier Nils Erklunds. Er hatte sie so lange gequält, er müsse ihren Arm für eine Figur haben, ihre schönen schlanken Arme, die er vom Sommer her kannte, wenn sie in ihren leichten Kleidern ging, bis sie endlich eingewilligt hatte.

— So! sagte er, nun ist das Kleinchen erlöst. Hat dich auch nicht gefroren.

— Nein, mir ist ganz mollig hier. Tüchtig eingeheizt hast du ja, das muß man sagen.

— Aber du sollst dich doch nicht erkälten. Und nun schönen Dank, mein Fräulein, für die gütigst gewährte Sitzung. Hast du Hunger?

— Ja, Nils, tüchtig.

— Na dann komm und lang zu. Wart, ich werde dir helfen.

Und er half ihr in die Bluse hinein, die sie sich nun vor dem Spiegel zumachte. —

Der Winter war gekommen, und Susi war seit langem vertraut mit allen Dingen hier im Atelier. Anfangs hatte sie ihm noch ein paarmal für die Büste sitzen müssen, das konnte sie ihm nicht abschlagen; dann ergab es sich von selbst, daß sie zu ihm kam.

Niemand beaufsichtigte sie. Hilde war in Sandhoop geblieben. Weihnachten wollte sie ein paar Tage in Berlin zubringen und dann mit Annie nach Italien gehen.

Sie hatte sofort die Scheidungsklage eingereicht, und die Sache nahm ihren Verlauf. Der Sühneversuch war gescheitert, und nun erwartete sie den Termin in Sorge.

Max hatte eine Widerklage gegen sie eingereicht, die das schlimmste enthielt, was er ihr nur antun konnte. Aus allerhand Kleinigkeiten hatte er ein Gewebe von Anschuldigungen gegen sie gesponnen, die aber vor dem Richter nicht standhielten, der für Hilde Sympathie gefaßt hatte, und alles tat, um ihre Sache rasch zu Ende zu führen.

Als Trumpf hatte Max sie der Beziehung zu Nils Erklund bezichtigt. Damit hatte er bisher freilich nichts erreicht, denn er sollte Zeugen dafür er-

bringen, aber der Versuch war gescheitert; sein eigener Anwalt riet ihm, diese Beschuldigung fallen zu lassen, und hatte auch verhindert, daß Erklund etwas davon erfuhr.

So stand die Sache vorläufig nur in den Akten. Max ließ sich von seinem Verdachte nicht abbringen, und so wurde die Angelegenheit von Woche zu Woche verschleppt, weil er immer mit angeblich neuem Beweismaterial eine Verzögerung herbeiführte. Der Richter schüttelte den Kopf, wenn seine Behauptungen sich jedesmal als ganz haltlos erwiesen.

Hilde hatte Nils Erklund seit dem Sommer nicht wiedergesehen, nur einmal hatte sie eine flüchtige Begegnung mit ihm am dritten Orte gehabt. Ihr Rechtsbeistand hatte ihr geraten, sich ganz von ihm zurückzuhalten, damit sie ihrem Manne nicht neue Veranlassung bot, die Sache auszunützen.

Es wurde ihr unendlich schwer, und um nicht in die Versuchung zu kommen, doch einmal mit ihm zusammenzutreffen, war sie in Sandhoop geblieben.

Sie hätte gern jemand gehabt, der ihr freundschaftlich nahestand. Sie hatte jetzt immer nur mit Männern gegen ihren eigenen Mann zu tun.

Das hatte Max sehr geschickt gemacht, daß ihr einziger Freund nun nicht in Betracht kam, sondern ganz ausscheiden mußte.

Aber niemandem hatte sie etwas davon verraten; selbst Susi hatte sie sich mit keinem Worte anvertraut.

Nie durfte er davon erfahren, und doch konnte ein unglücklicher Zufall alles enthüllen. Vielleicht suchte Max gerade diesen Ausgang, wollte, daß Nils Erklund davon erfuhr, damit ein Kampf auf Leben

und Tod zwischen den beiden Männern unvermeidlich wurde. Das aber durfte nicht sein.

— Sag mal, wie steht die Sache eigentlich mit deiner Schwester? fragte Nils, während er Susi Tee einschenkte. Die Geschichte kommt wohl gar nicht vom Fleck?

— Ich weiß nicht. Neulich war wieder einmal ein Termin; da war sie für zwei Tage in Berlin. Weißt du, es ist mir so lieb, daß Hilde zu niemanden geht, ja kaum nach einem Bekannten fragt. Denk nur, wenn sie mit mir und dir zusammenträfe. Ich wüßte ja gar nicht, was ich anfangen sollte.

— Aber wieso?

— Ach, Nils, manchmal ist mir so angst.

— Du Schäfchen!

— Ich weiß ja, kein Mensch hat mir was zu sagen — ich kann tun und lassen, was ich will. Selbst Hilde hat mir nichts zu befehlen — die schon gar nicht. Trotzdem ist mir zuweilen so bange — aber dann ist es auch bald wieder vorüber. Immer, wenn ich bei dir bin, bin ich gleich ganz ruhig; dann kann meinetwegen die Welt untergehen, es ist mir gleichgültig.

— So gefällst du mir besser!

— Du weißt doch, ich bin nicht wehleidig! — Aber der moderne Mensch, selbst wenn er kein Gewissen mehr hat, darf doch mal eine Stimmung haben, sogar eine trübe, nicht wahr?

— Na gewiß!

— Nun ist alles wieder gut! Meinetwegen können alle meine ehrenwerten Bekannten jetzt hier hereintreten, ich würde nicht einmal aufstehen, sondern ruhig mein Butterbrot weiter essen, wie jetzt. —

Aber wenn sie auch vor ihm mutig tat, zuweilen überfiel die Angst sie, weil er nie ein Wort sagte, wie alles einmal werden sollte. Sie mochte selbst nicht daran denken, und wenn ein Augenblick kam, in dem sie ihr Leben übersah, täuschte sie sich rasch darüber weg.

Was hatte sie denn sonst vom Leben? Den ganzen Tag Arbeit, und am Abend niemand, mit dem sie verkehren konnte. Ihre Freundinnen hatten sich verheiratet; bei ihnen kam sie sich überflüssig vor. Und wenn sie mit andern jungen Mädchen zusammen war, gab es fast immer Verstimmung; das fühlte sie sehr wohl. Ihr eigenartiges Aussehen, die Lebensfreude, die ihr aus den Augen sprühte, zog die jungen Leute an, die gern auf ihr keckes Geplauder eingingen. Aber das wurde ihr leicht falsch ausgelegt, und allmählich war sie ganz hinausgedrängt, weil man in ihr eine gefährliche Konkurrentin sah.

Dazu war sie in einer Fabrik angestellt und hatte mit Arbeitern und Fabrikmädchen zu tun, und war selbst eine bezahlte Angestellte. Das paßte vielen nicht. Neue Bekannte ergaben sich nicht so leicht, und in einen der Frauenklubs zu gehen, wo sie immer Lust verspürte, den hochtrabenden Phrasen der Weiber zu widersprechen, die hier die große Rolle spielten während sie im Kampf um die Arbeit nichts bedeuteten, das gefiel ihr auch nicht. Zu Trude Bartling hatte sie nie Beziehungen gehabt.

Wenn sie doch ein Heim hätte, jemanden, für den sie arbeitete. Manchmal glaubte sie, es müsse wunderbar sein, ein Kind zu haben, an das man den ganzen Tag denken konnte, mit dem sie sich vom Nachmittage

an, da sie aus der Fabrik kam, bis zum Abend beschäftigen konnte. —

Ein Heim haben! . . . Das war jetzt ihre Sehnsucht.

Manchmal wollte sie Nils sagen: Behalt mich doch bei dir! Schick mich am Abend nicht fort in meine verlassene Stube. Behalte mich bei dir, versuch es, ob es nicht geht! Tagsüber wollte sie ihrer Arbeit nachgehen, aber die Abende hatten sie doch gemeinsam.

Was war denn groß dabei? Sie gingen eines Tages mit ein paar Stücken Papier zu einem Manne, der vom Staate dafür bestellt war, und der gab ihnen auf einem Stück Papier die Erlaubnis, daß sie zusammen hausen konnten, in allen Ehren vor aller Welt.

Wenn es später einmal nicht mehr ging, konnten sie ja wieder von einander lassen. Wenn sie das einsah, wollte sie gern wieder gehen und alle Schuld auf sich nehmen, wenn sie ihn störte.

Zuweilen war sie nahe daran, ihn zu fragen, ob er denn solche Angst vor diesen paar Formalitäten hatte. — Aber dann traute sie sich wieder nicht; und tief im Innern hoffte sie, er würde es eines Tages von selbst sagen, und sie brauchte nicht um etwas zu bitten, was er vielleicht nur widerwillig gewähren würde.

Sie wollte nicht daran denken. Es würde ja doch so enden, sie hatte ihn viel zu lieb; und er sagte es ihr auch, und wollte sie oft nicht fortlassen, jammerte und klagte, sprach davon, daß ein Künstler keine Fessel auf sich nehmen dürfe; — und dann brachte er sie nach Hause, und ging allein zurück in sein Atelier.

Sie war auch so zufrieden, ihr Dasein hatte doch einen Inhalt, einen besseren als die Beschäftigung mit all den Dingen in ihren Gläsern und Retorten; und gar jetzt, wo es in der Fabrik selten etwas Neues zu tun gab, wo sie ihre Arbeiten, ohne dabei zu denken, ausführen konnte. —

Über die Weihnachtsfeiertage kam Hilde mit der kleinen Annie. Im Segelschlitten war sie über den gefrorenen Bodden gefahren, und wohnte bei Trude Bartling.

Sie erzählte ihr von Max, der die neueste Entdeckung gemacht hatte: daß Käthe Siebald die größte Porträtmalerin der Neuzeit sei. Schon der zweite große Artikel über sie stand in seiner Zeitschrift, und er wurde viel mit dem koketten Mädchen gesehen. Er hatte also schon für Ersatz gesorgt. —

Susi war es unter dem Weihnachtsbaum gar feierlich zumute, ihre ganze Kindheit tauchte auf, und den ganzen Abend saß sie bei Hilde, und das Herz war ihr so übervoll, daß sie nahe daran war, ihr alles zu beichten. Es war ja Unsinn, was sie früher immer, anfangs auch zu Nils, gesagt hatte: daß sie nie heiraten wollte, weil sie glaubte, sie dürfe keine Kinder haben wegen der Mutter und ihrer Krankheit.

Aber es waren auch noch andere Leute da. Deshalb schwieg sie; und am nächsten Tage sagte sie sich, daß es eine rechte Dummheit gewesen wäre, und nur gut, daß sie Hilde nichts gesagt hatte.

Nach Nils Erklund fragte Hilde nur ganz flüchtig, und Susi berichtete, daß sie ihn ein paarmal gesehen habe, auch bei ihm im Atelier gewesen sei, weil er den Gipsguß der Büsten mit ihr vergleichen wollte,

denn die Arbeit sollte zum Frühjahr zur Ausstellung kommen. Auch war sie mit ihm im Theater gewesen, damit sie wen hatte, der sie abends nach Hause brachte.

Er hatte sich sehr gewundert, daß Hilde so gar nichts von sich hören ließ und er auf einen, wie er meinte, sehr netten Brief, nur einen flüchtigen Gruß erhalten hatte. Ob er in Ungnade gefallen sei? Und ob er die gnädige Frau nicht einmal sehen könne?

— Der arme Kerl, sagte Hilde; aber sag' ihm nur, er solle sich noch eine Weile gedulden, dann hoffe ich ganz frei zu sein. Hörst du, sage ihm das: Dann hoffe ich ganz frei zu sein! und dann soll er der erste sein, den ich wiedersehen will.

— Ich glaube, er wird sich ganz gut zu trösten wissen, sagte Susi.

— So? Meinst du? — sagte Hilde und lächelte vor sich hin, denn sie war froh, daß er bei dem Prozesse jetzt ganz ausschied, und nicht erfahren würde, welch eine Rolle er beinah darin gespielt hätte.

Viel, viel später wollte sie es ihm vielleicht einmal sagen, wenn alles anders war. —

Dann fügte sie hinzu:

— Ich hätte ihn gern gesehen, aber es geht nicht. Grüß ihn schön von mir, hörst du? —

*

Hilde war abgereist, und das Leben ging weiter.

Der Schnee fiel, und in Nils Erklunds Atelier glühte der große eiserne Ofen, und warf seine roten Flammenstreifen über den Fußboden, und spielte über die nackten weißen Glieder der Gipsfiguren, und warf einen schwachen Dämmerschein in den kleinen

Nebenraum, wo Susi so oft von all den Dingen träumte, die kommen sollten.

Sie wartete auf den Frühling, und hatte eine Sehnsucht nach Sonne und Wärme, eine brennende Sehnsucht in all ihrem Winterglück.

Und die Tage kamen, wo die Kastanien blühten und der Flieder anfing zu duften — und der Frühling war da.

XXXV.

Susi kam nie unangemeldet in Nils' Atelier. Sie wußte, er liebte das nicht. Bis in den Nachmittag hinein arbeitete er, und erst am Abend trafen sie sich, aber auch nicht jeden Tag. Er hatte allerhand zu tun, mußte in Vereine und Gesellschaften, und auch Susi war nicht immer frei, obgleich sie sich von fast allem Verkehr zurückgezogen hatte, seit sie sich offen mit Nils Erklund zeigte.

Von der Zukunft sprachen sie noch immer nicht, Susi aus ihrem Stolz heraus. Was geschehen war, ließ sich ja doch nicht mehr ändern. Sie hatte die gleiche Schuld daran wie er, wenn von Schuld die Rede sein sollte. Sie war ja kein dummes Mädchen, das sich hätte betören lassen, hatte gewußt, was geschehen konnte, und mit der Gefahr gespielt.

Alles hätte anders werden können, — sie aber hatte sich ihr Urteil gesprochen, indem sie wiedergekommen war. —

Es war so verschwiegen heimlich gewesen in dem kleinen, behaglich ausgestatteten Nebenzimmer, von dem aus man in das große Atelier sah. Sie hatten

gelacht und geplaudert. Zuweilen griffen seine Finger nach ihr, und es war alles wie ein Spiel. Dann ließ sie sich küssen, lange brennende Küsse, die immer wilder wurden.

Sie wußte nicht, ob sie auch nur eine einzige wehrende Bewegung gemacht hatte; und kein Wort war nachher über ihre Lippen gekommen, daß es sie reute.

Wie in einem wohligen Rausche war alles, und traumhaft nur erinnerte sie sich, wie sie an jenem Abend nach Hause gekommen war. Das verstand sie nicht ganz, weshalb sie gegangen war, aber er hatte sie fortgebracht, während sie gedacht hatte, daß sie nun bleiben würde.

Dann hatten sie lange Abschied genommen, und er hatte sie noch hinaufgebracht bis vor ihre Tür und nahm den Schlüssel mit fort, und sie hatten bestimmt, wann sie sich wieder treffen wollten: am folgenden Abend bei ihm.

Und pünktlich war sie gekommen, hatte ihm zugelacht, der mit erwartungsvollem Gesicht ihr öffnete, und sie hatte sich ihm in die Arme geworfen und ließ ihn nicht los, so hatte sie sich nach ihm gesehnt. Sie tat ganz, als müsse alles so sein, und als sei es das Selbstverständlichste von der Welt.

Das schien ihm zu imponieren. Sie sah es seinem Gesichte an, daß er sich auf Vorwürfe und Tränen gefaßt gemacht hatte; und nun war alles ganz anders, daß er aufatmete und von einer bezaubernden Liebenswürdigkeit war, wie ihn Susi überhaupt noch nicht kannte. —

Und eine abenteuerliche Zeit begann. Mit jedem Tage wurde sie sorgloser, und Woche auf Woche ver-

strich, und sie lebten, als seien sie allein auf der Welt, dachten nicht an die Zukunft, sondern vergeudeten die Gegenwart.

Und niemand war, der ihnen die Augen öffnete. Es war ja Zeit, an das Leben und die anderen Menschen zu denken, wenn es einmal nötig wurde.

Sie schlossen beide die Augen und lebten in den Tag hinein.

Susi war fleißiger als je. Sie arbeitete jeden Tag bis zum Nachmittag im Laboratorium der Fabrik und war so vergnügt, daß sie alle damit ansteckte.

Sie blühte auf, hatte Freude am Leben, daß alle sich wunderten, wie sie sich zu ihrem Vorteile geändert hatte. Etwas so Selbstsicheres lag in ihr, als habe diese Zeit sie gefestigt.

Keine traurige Stimmung kam mehr auf, alle Wolken waren verflogen, denn ihr Leben hatte einen Inhalt, und sie wußte, wozu sie lebte. —

Aber eines Tages erschrak sie, und ein paar Tage folgten, in denen sie sich gespannt beobachtete — dann gab es keinen Zweifel mehr. — Eine bange Gewißheit stand drohend vor ihr.

Nun hieß es an die Zukunft denken; es mußte davon gesprochen werden, was werden sollte.

Aber noch fand sie nicht den Mut, es ihm zu sagen. Sie fürchtete sich davor, — sie konnte sich nicht vorstellen, wie er es aufnehmen würde. Er mußte es wissen, je eher, je besser,. denn nun drängte die Entscheidung.

Vielleicht war es so am besten, — denn damit endete die Ungewißheit, in der sie geschwebt hatte. Es gab ja nur die eine Lösung mehr. —

Sie saß am Abend allein zu Hause. Nils hatte eine Verabredung, und sie selbst hatte den Abend für sich haben wollen und eine Bekannte besuchen. Aber im letzten Augenblicke überlegte sie es sich anders und gab den Besuch auf.

Ein Sonntag, nach einem heißen Sommertage.

Sie öffnete das Fenster, und setzte sich in die Fensterbank, um das Gefühl zu haben, daß noch andere Menschen auf der Welt waren.

Die Schwalben schossen zwitschernd vorüber.

Zuweilen fuhr unten ein Wagen vorbei, und sie hörte in der Dämmerung die Stimmen der Menschen heraufklingen. Die Bäume bewegten ihre großen Zweige ganz langsam, und der Himmel war wolkenlos, und die Dunkelheit kam.

So weich und warm war die Luft, und sie hatte plötzlich solch eine Sehnsucht nach einem andern Menschen, nach Nils, daß sie es im Hause nicht mehr aushielt.

Sie mußte immer an den stillen Sonntagabend denken, als Nils sie auf dem glatten Meere an der Küste entlang ruderte, und sie Alex Dimba auf der Düne vor seinem Häuschen trafen, wie er sich die Beinkleider aufgeschlagen und bis an ihr Boot gekommen war, um Nils einen Schnaps einzugießen.

Und dann waren sie weitergefahren, am hohen Ufer lang, wo der Vollmond die hohen Wände mit seinem Lichte so phantastisch übergoß.

Kurz entschlossen zog sie sich an und ging hinunter auf die Straße. Sie würde ihn ja kaum treffen, das wußte sie. Er war nicht zu Hause, aber sie mußte den Versuch machen. Sie wollte nichts weiter

als den Weg zu ihm einschlagen, um das Gefühl zu haben, als ginge sie zu ihm.

Sie war fest entschlossen, ihm alles zu sagen, wenn sie ihn antraf; und nun hoffte und fürchtete sie zugleich, und wußte nicht, was sie wünschen sollte.

Ganz langsam ging sie durch die Straßen, zögernd, ob sie nicht einen Umweg machen sollte, und dabei trieb ein innerer Zwang sie vorwärts; und ehe sie es recht empfand, war sie vor seinem Hause. Durch das hohe schmiedeeiserne Gitter des Vorderhauses schritt sie über den ersten Hof, und dann an dem Gartengitter entlang, zum Atelierhause.

Es war dunkel geworden, und auf den Hinterbalkons brannten die Lampen, und man hörte die Stimmen der Leute, die in den Loggien saßen.

Leise ging sie weiter. Wie oft war sie hier bei Schnee und Regen gegangen. Am liebsten bei Regen. Dann konnte sie den Schirm aufspannen und lief die Strecke bis zum Atelier. Aber nie hatte sich wer um sie gekümmert. Es gingen ja so viele hier, so oft Modelle; denn in dem Hause hatten noch fünf Maler ihre Ateliers.

Nun stand sie vor der Eingangstür, aber sie trat noch nicht ein, ging erst an das große Atelierfenster und sah, im Atelier war es dunkel, aber im Nebenraum mußte Licht sein; ein feiner Schimmer fiel durch den Vorhang, der nicht ganz vorgezogen war.

Sie kannte das genau, denn sie hatten es ausprobiert, damit niemand sie störte.

Ihr Herz schlug, als sie sah, daß er zu Hause war; sie mußte die Hände fest auf die Brust legen,

und atmete tiefer, um zur Ruhe zu kommen. Dann trat sie in das Haus ein.

Sie überlegte, ob sie klingeln oder klopfen sollte, aber da er sie ja nicht erwartete und nicht im Atelier war, so hob sie den Klingelgriff. Leise schrillte der Ton zweimal. Dann war es still, und sie lauschte angestrengt.

Es näherte sich jemand vorsichtig, wie auf Strümpfen der Tür. Das kannte sie. Zweimal war es geschehen, daß jemand, während sie bei ihm war, geklingelt hatte, und er war so an die Tür geschlichen, in die er seitlich ein kleines Löchlein gebohrt hatte, um sehen zu können, wer da war; denn das offizielle Guckloch konnte dazu nicht in Betracht kommen.

Ganz deutlich hörte sie, daß er an der Tür stand, und sie sagte leise:

— Nils, ich bin's! ... Susi!

Aber nichts regte sich. —

Sie klopfte an die Tür ...

Nun glaubte sie, vielleicht habe sie sich doch getäuscht, und niemand stehe an der Tür, — nur das laute Schlagen ihres Herzens narre sie; aber den Lichtschein, den hatte sie ganz deutlich gesehen.

Sie ging rasch hinaus, es waren nur wenige Schritt bis vor das Haus, und als sie zum Atelierfenster sah, blitzte der Schein noch einmal hell auf und erlosch sofort. Und sie glaubte eine ärgerliche Stimme zu hören, und den unterdrückten Laut einer Frauenstimme.

Nun pochte sie an die Scheiben. —

Nichts regte sich ...

Sie ging zurück, riß an der Glocke, zweimal, wieder, und noch einmal!

Und dann fielen ihr die Arme herab, und ihr war, als beängstige ein Traum sie.

Sie eilte aus dem großen stillen Treppenhause mit seinen breiten Steinstufen, wo nur die Gasflammen surrten und die hellen Wände so seltsam leuchteten, ins Freie. Da hörte sie von den Balkons das Plaudern und Lachen. Es war kein Traum, wie sie einen Augenblick in dem gespenstisch leeren Flur geglaubt hatte.

Was war mit ihr? — Was war geschehen?...

Sie starrte auf das große Atelierfenster, mit seinen vielen kleinen rechteckigen Scheiben, und fing an, mechanisch die Reihen zu zählen.

War denn nicht Licht gewesen? —

Hatte sie nicht zwei Stimmen gehört, zwei kurze, unterdrückte Laute? — Oder hatte sie sich getäuscht?

Sie strich sich über die Augen.

Und dann machte sie sich klar: Es war jemand bei ihm, und er öffnete ihr die Tür nicht. Eine Frau war bei ihm, eine andere Frau!..

Einen Augenblick dachte sie daran, sich den Eingang mit Gewalt zu erzwingen; dann sagte sie sich: Wozu? —

Aber Gewißheit mußte sie haben.

Wenn sie hier wartete? — nein! das hatte keinen Zweck. Sie mußte sie in Sicherheit wiegen, sonst erfuhr sie nie etwas.

Und so kehrte sie um und ging mit lauten Schritten zurück, an dem Gitter entlang, das den Garten abschloß, bis sie unter der dunklen Torwölbung zum vorderen Hofe stand.

Hier blieb sie und wartete. Denken konnte sie

nichts, wußte auch nicht, was geschehen würde. Sie stand nur und wartete.

Und die Zeit verstrich. —

Sie konnte das Atelierfenster von hier aus sehen, aber es blieb dunkel. Ein paarmal wollte sie zurückgehen, allein das war verkehrt, und sie hockte sich auf die Bordschwelle und wartete.

Einmal sah sie nach der Uhr. Es war kurz vor zehn, und das Haus mußte gleich geschlossen werden. Was tat sie dann? Sollte sie bleiben?...

Der Portier kam, um das Licht auszudrehen. Da erhob sie sich und ging mit einem hastigen „Guten Abend!" an ihm vorbei.

Nun stand sie draußen auf der Straße, und wußte nicht, was sie anfangen sollte.

Dem Hause gegenüber war ein Droschkenhalteplatz, und zwei Wagen hielten dort. Sie wartete, bis der erste fort war, dann nahm sie sich den zweiten, setzte sich hinein, so daß sie die Haustür im Auge behielt, und gab dem Kutscher die Weisung, vorläufig noch zu warten, aber das Verdeck aufzuschlagen.

Der setzte sich auf den Bock und nahm die Peitsche zur Hand; aber als die ersten fünf Minuten vorbei waren, steckte er sie wieder fort und sah sich ein paarmal mißtrauisch nach seinem seltsamen Fahrgaste um. Wenn die man keine Dummheiten vorhatte. Da hieß es, sie scharf im Auge behalten.

— Na, Freilein, det wird hier woll 'ne lange Sitzung? getraute er sich endlich zu fragen.

Sie sah auf. Der Mann hatte wohl Sorge, ob er auch zu seinem Gelde kam.

Sie griff in ihre Tasche und gab ihm ein Zweimarkstück mit einem kurzen: Hier!

— Nee, Freilein, sagte er nun, so war det ja nich jemeint. Is ja schon jut.

Aber das Geldstück behielt er.

Über eine halbe Stunde mußte sie warten, dann ging drüben die Tür.

Es war Nils. — Er trat heraus und sah sich vorsichtig spähend nach beiden Seiten um, dann hielt er die Tür auf und rief: He! Kutscher! ...

— Fahren Sie drüben vor, sagte Susi jetzt.

Er sah sie einen Moment an, aber sie hatte das so ruhig gesagt, daß er den Wagen umlenkte und vor das Haus fuhr, in dessen Tür jetzt die Dame erschien, zu der Nils sich herabbeugte, um Abschied von ihr zu nehmen.

Da stand Susi auf, — jäh fuhren die beiden an der Bordschwelle auseinander, — im selben Augenblick hieb der Kutscher wie toll auf sein Pferd ein, daß Susi auf den Sitz zurückfiel, — und erst an der nächsten Straßenecke hielt er an, sah sich um und sagte aufgeregt:

— Um Jotteswillen, Freilein! wat wollten Se denn machen? Man bloß nich! — Se machen sich ja unjlücklich vor's janze Leben. Nur nich schießen, nee, nee! — Wo hab'n Se denn det Dings? ...

— Was wollen Sie denn? Ich habe ja nichts!

— Se haben nischt? ... Mir war doch so! — Ach Jott, denn entschuldigen Se man; ick dachte nämlich ... Nee aber ooch! ... Tja, Freilein, wat soll denn nu werden?

Sie sah zurück, die Straße war ganz leer. Da sagte sie mutlos: Es ist gut, fahren Sie weiter.

Und sie gab ihre Adresse.

Nur fort wollte sie, so rasch als möglich fort, nach Hause! nur fort aus dieser Gegend.

Vor ihrem Hause entschuldigte sich der Kutscher umständlich immer wieder, aber sie hörte gar nicht, was er erzählte; sie sah immer nur die beiden, wie sie Abschied von einander nehmen wollten, und wie sie erschreckt aufgefahren waren bei ihrem Anblick.

Was dann geschehen, wußte sie nicht. Sie war in den Wagen zurückgetaumelt, und fragte sich nun, was sie eigentlich hatte tun wollen.

Er sollte nur sehen, daß sie da gewesen war und alles wußte, alles!..

Nun stand sie am Fenster und blickte auf die Straße. Vielleicht kam er. Es war ja möglich...

Bei jedem Menschen glaubte sie, er sei es; aber die Stunden gingen hin, und niemand kam.

Dann setzte sie endlich den Hut ab, und langsam, ganz mechanisch zog sie sich aus, alle Augenblicke am offenen Fenster; und auch als sie sich endlich legte, sprang sie noch mehrmals auf, um hinauszusehen, wenn nur ein Geräusch sich draußen erhob.

Mitten in der Nacht fiel ihr ein, daß er vor drei Tagen die Büste von ihr und Hilde zur Ausstellung fortgegeben hatte, die so lange im Atelier gestanden. Und kaum daß die fort war, schien er auch fertig mit ihr selbst zu sein; sonst hätte er das gewiß nicht getan. —

So verging ihr die Nacht. Immer wieder schreckte sie aus dem Schlafe auf, und mit brennenden Augen

erhob, sie sich am anderen Morgen und wartete auf den Briefträger.

Aber der brachte nichts als ein paar gleichgültige Karten, eine von Hilde, die fragte, wie es ihr gehe, und ob sie Nils Erklund manchmal sähe, und wann sie nach Sandhoop komme. —

Nun fiel ihr ein, daß, selbst wenn er gestern noch geschrieben hatte, der Brief erst mit der zweiten Post kommen konnte.

Aber worauf wartete sie denn? — Daß er sich entschuldigte? — Gab es eine Entschuldigung oder Erklärung für das, was gestern geschehen war? — Das war ausgeschlossen.

Und doch wartete sie auf ein Wort von ihm. —

Sie ließ in der Fabrik sagen, daß sie erst nach zehn Uhr kommen werde.

Und nun suchte sie alle Briefe und Andenken zusammen, die sie von ihm hatte, und alle seine Bilder, packte sie zusammen, und ehe sie alles zusammenband, malte sie auf die einzelnen Päckchen große rote Kreuze. Sie dachte dabei an Walter Prehm mit seinen Bildern. — Dann wußte er, ohne daß sie ein Wort schrieb, daß nun alles aus sei.

Mit einem Boten sandte sie es sofort zu ihm ins Atelier und wartete die Rückkunft ab. —

Nils hatte das Paket genommen, es geöffnet, aber nichts geantwortet und nichts bestellen lassen.

Es ist gut! hatte er dem Boten gesagt.

Nun saß sie am Fenster und wartete wieder auf den Briefträger. Als er kam und sie an der Korridortür ihn abpaßte, hatte er nur einen Brief für ihre Wirtin. —

Langsam zog sie sich an und stand vor dem Hause.

Er hatte doch nun das Paket in Händen. Weshalb kam er nicht? — Wußte er nichts anderes zu sagen als: Es ist gut! ...

Nach allen Seiten blickte sie sich um; dann fiel ihr plötzlich ein, daß er zur Fabrik gegangen sein würde, weil er doch nicht wissen konnte, daß sie zu Hause war, und sie nahm eine Droschke und trieb den Kutscher zur Eile an. Aber als sie ankam und fragte, war niemand dagewesen. —

Da sank ihre Hoffnung, und obgleich man ihr riet, nach Hause zu gehen, denn man sah ihr an, daß sie krank war, blieb sie und machte sich an ihre Arbeit wie gewöhnlich.

Sie ging in das Laboratorium, und nahm sich vor, es bis ein Uhr nicht zu verlassen.

Da hatte sie ein wenig Zeit und sich mittags schon auf einen Augenblick mit ihm getroffen. Bis dahin wollte sie aushalten und nur an ihre Arbeit denken.

Ihr Fenster lag nach hinten zu. Über die nahe Mauer streckten sich die Äste von Bäumen und Sträuchern aus den Nebengärten; die Kastanien waren schon abgeblüht und setzten kleine grüne Früchte an.

Der Sommer war gekommen. —

Aber zu ihr kam niemand.

Wie sollte das werden? Wie sollte das alles nur werden?

Es gab keinen Ausweg mehr für sie.

Niemand konnte ihr Hilfe bringen; nur sie selbst konnte sich helfen.

Die Stunden krochen hin. Um ein Uhr ging sie hinaus, am Ufer des Kanals hin, wo Nils sie jenseits der Brücke erwartet hatte.

Die Sonne schien so warm und hell, und auf dem Kanal zogen die Dampfer hin und schleppten die großen Zillen; andere lagen an der Steinmauer und wurden entladen, rote Ziegelsteine und schwarze Kohlen und weißer Kalk, und über all dem wölbte sich der Himmel hell und klar.

Lange stand sie und sah sich nach allen Seiten um, dann nahm sie einen Wagen und fuhr daheim vor, aber nichts hatte sich ereignet; — und er hatte dem Boten doch selbst das Paket abgenommen, es aufgerissen und ihm nur das Wort gesagt: Es ist gut! ...

Es ist gut! ...

Alles in ihr krampfte sich zusammen, wenn sie daran dachte; sie hörte ganz deutlich, wie er das gesagt hatte; genau den Tonfall seiner Stimme hatte sie im Ohre, dieser Stimme, die so schmeicheln konnte.

Und kein Wort mehr. Den ganzen Tag nur dies eine fürchterliche: Es ist gut! ...

Sie fuhr wieder zurück an ihre Arbeit.

— Nun, Fräulein, was hat der Arzt gesagt? fragte Dr. Falk, der mit ihr gemeinsam arbeitete.

Und sie log, als sei sie beim Doktor gewesen und er habe ihr irgend etwas verordnet.

Dann war sie wieder allein mit sich.

Sie saß vor ihrem Arbeitstische, die Hände im Schoße.

Nun stand ihr Entschluß fest.

Noch war sie in Gedanken immer um diese eine

Lösung herumgegangen. Allein es gab keinen anderen Ausweg.

Ganz ruhig war sie mit einem Male. Sie hatte so oft in Gedanken und auch mit Worten mit dem Tode gespielt. Nun mußte es geschehen! —

Nie würde er erfahren, weshalb sie gestern unvermutet zu ihm gekommen war. Was sie ihm hatte anvertrauen wollen, das nahm sie als ihr Geheimnis mit sich.

Sie holte Glaskolben und Röhren herbei, nahm aus dem großen Laboratoriumsschranke die notwendigen Dinge und fing eine Arbeit an, die sie früher einmal unterbrochen hatte.

Ganz ruhig baute sie das alles auf, bog sich in der Flamme die Glasrohre und leitete sie in die Wanne, wo auf der Brücke ein großer Glaszylinder stand, wog ab, füllte die Retorten und schloß sie, entzündete die Gasflammen, und beobachtete, wie das Gas sich entwickelte.

Sie hatte verspielt und wollte aufstehen und still fortgehen aus dem Leben, das ihr nichts mehr zu bieten hatte.

Als das Gas sich stark genug entwickelt hatte, beugte sie sich über die Glasröhre, die von der einen Retorte zur anderen führte, und mit einem Glasstäbchen durchschlug sie das dünne Rohr.

Tief sog sie das tödliche Gift ein, und sank betäubt auf den Tisch, in die Scherben, während die todbringenden Gase über sie hinströmten. —

Doktor Falk sah durch die Tür herein. Er hatte das leise Klirren gehört, und die plötzliche Stille beunruhigte ihn. Das Fräulein schien wirklich nicht

ganz wohl heute; vielleicht war ihr etwas zugestoßen.

Im nächsten Augenblicke hatte er Fenster und Türen aufgerissen und die Flamme abgedreht. Auf seinen Ruf kam der Diener herbei, und ohne der Gefahr zu achten, rissen sie die Betäubte aus dem Bereich der giftigen Gase und brachten sie ins Nebenzimmer.

Wenige Minuten später war ein Arzt da, aber der konnte nicht mehr helfen.

Es war schon zu spät. —

In der ganzen Fabrik wußten sie es gleich; und als zum Feierabend die Arbeiter und Arbeiterinnen hinausströmten, da geschah es leise und scheu, und kein lautes Wort war zu hören; denn sie hatten alle das kleine Fräulein gekannt und gern gehabt, das bei ihren Arbeiten durch einen unglückseligen Zufall umgekommen war.

Dr. Falk aber konnte sich nicht beruhigen, daß er sie nicht einfach am Morgen nach Hause geschickt hatte. Und immer wieder kam er darauf zurück, wie er ausdrücklich bestimmt hatte, daß bei diesen Versuchen er selbst und der Gehilfe stets dabei sein sollten, weil die Gefahr eben zu groß war. Aber sie war immer so übereifrig gewesen, und er hatte sich keinen besseren Assistenten wünschen können. —

Eine Stunde später ging ein Telegramm ab an Hilde Vangerow, und als sie am anderen Tage eintraf, da war ihr erstes, zu Nils Erklund zu schicken; aber sie bekam nur die Antwort: Der Herr sei gestern mittag auf ein paar Tage nach München verreist, habe aber nichts näheres hinterlassen, nur daß er wahrscheinlich am Donnerstag wieder zurück sei. —

So mußte sie nun die Schwester allein zur Ruhe bringen, auf dem kleinen Sandhooper Friedhofe, wo Susi sich schon vor langer Zeit neben einem Strauche wilder Heckenrosen ihren letzten Platz bestimmt hatte.

XXXVI.

Nun lagen hier schon drei Gräber nebeneinander.

Die warmen Frühlingswinde strichen darüber hin, und in den wilden Rosensträuchern baute der Würger sein Nest und saß auf den weißen Kreuzen des Friedhofs, pfiff sein Lied, und spießte seine Beute mitleidlos an den Dornen der Rosen auf.

Die Schafe grasten an dem Abhange der alten Schwedenschanze, und die Schmetterlinge spielten in der warmen Sonne, um am kühlen Abend elend unterzugehen, oder zu Hunderten vom Winde hinausgetrieben zu werden auf das weite Meer, wo sie so dicht an die weißen Wogenkämme heranflatterten, die sie für weiße, lockende Blüten hielten, bis ein Spritzer sie traf, und sie im Wasser umkamen. —

Hilde kam von dem frischen Sandhügel, den sie ganz mit Kränzen bedeckt hatte, zurück. Immer wenn sie aus dem Hause trat, zog es sie nach dort. Sie kannte keinen andern Weg mehr.

Von dem Telegramm ab, das sie nach Berlin gerufen, bis heute verstand sie noch immer nicht, wie das alles hatte geschehen können.

Sie ging in ihren schwarzen Kleidern im Hause

herum, wußte nicht, was sie beginnen sollte, und dieses Nichtstun machte sie ganz krank.

Die kleine Annie verstand von alledem noch nichts, sollte auch nichts wissen.

So hatte sie nun niemanden, an den sie sich wenden konnte, und stand ganz allein in der Welt.

Jetzt war sie ganz allein, das Urteil war gesprochen, und sie war frei. Den fremden Namen, den sie all die Jahre getragen hatte, und der nie mit ihr verwachsen war, legte sie ab, und hieß nun wieder wie früher, wie auf all ihren Bildern, für immer: Hilde Vangerow. —

Zuweilen liefen ihr die Tränen herunter, aber zum rechten Bewußtsein kam sie noch nicht. Sie war wie betäubt.

Sie wußte nur noch, daß sie alles in Susis Wohnung hatte zusammenpacken lassen, und das stand nun oben in dem Zimmerchen, wo Su geschlafen hatte, wenn sie zu Besuch kam.

Das fiel ihr jetzt ein, daß die Sachen da waren, und sie ging hin, um zu sehen, was mitgekommen war. Einmal mußte es ja doch geschehen. Je früher, desto besser. Mit Hilfe des Mädchens ließ sie alle Kleider auspacken und in die Schränke hängen. Dann waren da Kisten mit Büchern und dazwischen ein Pack Zeitungen und Briefe, die noch auf Susis Schreibtische gelegen hatten und mit eingepackt waren, wie sie gekommen waren.

Hilde hielt alles in ihrer Hand, wie das Mädchen es ihr gegeben hatte. Es waren Briefe darunter, die zu spät gekommen waren, und die Su nicht mehr hatte öffnen können.

Hilde suchte sie aus den Zeitungsblättern heraus und legte die wenigen zusammen, und da erkannte sie die eine Handschrift; und während das Mädchen abgerufen war, setzte sie sich auf einen noch verschlossenen Reisekorb und öffnete den Brief; denn er war von Nils Erklund, und aus München, wie sie an dem Stempel und der Marke sah.

Er war fort, und wußte wohl bis jetzt noch nichts.

Sie hatte das Kuvert aufgerissen und las:

Liebe, kleine Susi!

Ich fand den Mut nicht, nach der dummen Geschichte von Sonntagabend, Dir gleich wieder vor Augen zu kommen; um nicht der Versuchung zu unterliegen, doch vor Dich zu treten, damit Du mir meine Strafe verkündigst, habe ich die Gelegenheit benutzt und bin auf drei Tage nach München gefahren, wo ein großer Auftrag mir winkt.

Inzwischen werden wir beide ruhiger geworden sein, und können dann wie zwei vernünftige Menschenkinder, die sich von Herzen lieb haben, über diese alberne und häßliche Sache uns aussprechen.

Ich will mich nicht reinwaschen; ich habe Schuld, eine große, große Schuld! aber Du mußt mich erst still anhören, ehe Du mich verdammst. So schlimm, wie Du gewiß denkst, ist die Geschichte nicht, wirklich nicht.

Weshalb bist Du auch auf den unglückseligen Gedanken gekommen, so spät am Abend noch zu mir zu kommen?

Ich hatte, trotzdem es Sonntag war, für die Münchener Arbeit Modell gehabt, und das war geblieben, und als Du dann vor der Tür standest, da wagte ich nicht, Dir zu öffnen und Dich einfach einzulassen. Ich war ja so verblüfft, daß ich das Dümmste getan habe, was der Mensch nur tun kann.

Daß Du böse und empört bist, verstehe ich; aber daran ist auch der Kutscher schuld, der mit einem Male mit Dir sinnlos davonjagte, daß wir kein Wort miteinander sprechen konnten. Das habe ich gar nicht verstanden.

Also, alles andere lassen wir, bis wir uns wieder Auge in Auge gegenüberstehen.

Du weißt, daß ich Dich lieb habe, — Du kannst mit mir machen, was Du willst, und brauchst nicht eifersüchtig zu sein.

Ich dächte, über solch törichte Kleinlichkeit wirst Du erhaben sein.

Sobald ich hier abkommen kann, erhältst Du Nachricht. Heute nur in Eile dieser Brief.

Und nun küsse ich Deine lieben kleinen Hände, denn ich glaube, mehr wirst Du mir zur Zeit kaum gestatten; aber ich hoffe, daß Du Gnade walten lassen und mir bald wieder alles gewähren wirst, wonach in aufrichtiger Liebe zu Dir sich sehnt

Dein sich bitterlich sorgender,
und selbst schwer anklagender
Nils

Die Sendung habe ich richtig erhalten, aber ich werde Dir alles bei meiner Rückkunft wiederbringen, denn es gehört Dir, wie Dir gehört

Dein Nils

Hilde hielt den Brief noch immer in Händen.

Was war das, was sie da las? —

Noch einmal prüfte sie Wort für Wort, und dann kam die alte Reimers, und sie mußte ihr eine Frage beantworten, während sie den Brief verbarg.

Gewißheit mußte sie haben, was dieser Brief bedeutete; und so ließ sie alles, was sich an Papieren und Briefschaften fand, ins Atelier schaffen, und fing an zu suchen und zu forschen.

Aber sie entdeckte nichts. Anfangs hatte sie alles hastig durchgesehen; nun nahm sie jedes einzelne Blatt vor; aber es waren lauter gleichgültige Briefe von anderen.

Als sie schon glaubte, nichts mehr zu finden, fiel ihr ein angefangener Brief Susis in die Hände, und als sie den gelesen hatte, hatte sie keinen Zweifel mehr, wie die beiden zueinander gestanden hatten. —

Am Sonntagabend mußte etwas geschehen sein, als Susi hatte zu ihm gehen wollen, — und am Montag war sie tot.

Das stand im Zusammenhang, das war kein Zufall — war nur die Folge von dem, was am Abend zuvor sich ereignet hatte.

Noch immer suchte Hilde weiter, aber sie fand nichts, nur ein kleines Bild von Nils, wie für ein Medaillon bestimmt.

Und er war fortgegangen und hatte Susi allein gelassen, wußte heute noch nicht, was geschehen war, denn nur andeutungsweise war etwas von dem Unfall in eine Zeitung gekommen.

Er wußte noch nichts. — —

Wenn er zurückkam, fand er sie nicht mehr vor.

Ein plötzliches Mitgefühl quoll in ihr auf — aber es war die letzte freundliche Regung.

Dann kam ihr zum Bewußtsein, daß er allein schuld trug an allem, daß Susi seinetwegen den Tod gesucht und das Wort wahrgemacht hatte, daß sie oft leichtherzig hingeworfen. Nun war sie vor der Zeit aufgestanden und hatte sich eine Stätte gesucht, wo sie für immer ruhen wollte. —

Rastlos schritt Hilde auf und ab im Atelier und wußte sich keinen Rat.

Nun war ihr auch Nils Erklund verloren.

Nun hatte sie einen neuen Toten zu den dreien, die sie schon hatte.

Es blieb ihr nichts, als ihrem Kinde zu leben und still zu warten, bis man auch sie einmal hinaustrug.

Denn sie wollte in Sandhoop bleiben und hatte keinen anderen Ort mehr auf der Welt; sie wollte bleiben und zusehen, wie die Zerstörung weiter ihren Weg nahm, bis nichts mehr von dem alten stillen Fischerdorf vorhanden war.

Schon war das Atelier von Walter Prehm nebenan abgerissen. Der Garten, dem er alles geopfert, lag verwüstet, und im Sande der Düne erhoben sich schon die Steinmauern zu einem neuen Hotel; aber es kam nicht so hart an ihr Haus, wie ihr Mann gedroht. Der Blick wurde beschränkt, aber sie sah noch den Strand und die feingeschwungene Bucht des Meeres und den fernen Wald mit dem Leuchtturm, der ihr jeden Abend sein Licht grüßend herüberschickte.

Das alles konnten sie ihr nicht nehmen. Das nicht, und nicht ihre Kunst.

Dort auf dem Tische lag die Entscheidung über ihre Freiheit.

Für wen hatte sie sich die nun erkämpft?...

Der Traum war jämmerlich zu Ende gegangen. —

Da klopfte das Mädchen, aber ehe sie noch ein Wort sagen oder fragen konnte, stand Nils Erklund vor ihr.

Keiner sagte ein Wort, bis sich die Tür hinter dem Mädchen wieder geschlossen hatte.

Er wollte auf sie zugehen und ihre Hand erfassen, — aber sie zog sie zurück. Und nun stand er und starrte sie an, und las in ihren Augen, daß sie alles wußte.

Und dann stammelte er tonlos:

— Ich habe ja von nichts gewußt! Ich bin erst gestern zurückgekommen, und . . .

Er atmete schwer und fand nichts. Jedes Wort klang ja so banal, und er hatte sich auf der langen qualvollen Fahrt alles überlegt, was er sagen und fragen wollte, — und nun war alles wie weggewischt, und er fand nichts.

Eine furchtbare Angst quälte ihn, daß dieser Tod, der ihn wie ein Blitz getroffen, kein Zufall sein könnte.

Aber nein! nein! — Es durfte nicht sein! — Es war ein Zufall, einer jener schrecklichen blind wütenden Zufälle, wie das Schicksal sie so gern über die Menschen verhängt.

Er wollte Gewißheit haben, daß es so sei! — Es mußte so sein!

Aber beim ersten Blick auf Hilde Vangerow wußte er, daß er sich nicht darüber täuschen konnte: es war, wie seine Angst es ihm ausgemalt. —

Kalt und ruhig sah sie ihn an; und dann sagte sie in die Stille, durch die nur sein schweres Atmen klang:

— Was wollen Sie noch von mir? — Ich will von Ihnen nichts hören; ich weiß alles! — Da! — — und nun gehen Sie! . . .

Sie warf ihm seinen letzten Brief hin.

Er ließ ihn zur Erde flattern, und sah sie an, wollte noch etwas sagen . . . dann wandte er sich, — und ohne ein Wort mehr, ganz ratlos und gebrochen ging er hinaus . . . aus der Tür, durch den Garten hinaus, über die Düne, — sah den Strand voller Menschen, hörte die Musik, die oben vom Hotel und unten von dem neuen Strandpavillon schallte, — mußte durch lärmende Kinder hin, die hier ihre Burgen bauten, ihre Fahnen flattern ließen, tobten und lärmten, — an lauter frohen Menschen vorbei ging er — und wußte nicht, wohin sein Weg ihn führen sollte . . .

(Ende.)



Auszüge aus Besprechungen der Werke Heinz Tovotes.

Die rote Laterne; 7. Auflage; Preis: M. 2.—.

Der Vorzug Tovotes, eine gewissenhafte Beobachtung, ein Aufspüren kleiner, scheinbar unwesentlicher Momente, die doch in richtiger Beleuchtung zur Charakterisierung der Personen wie der Situationen ein wesentliches beitragen, dieser Vorzug ist dem neuen Buche treu geblieben. Die große Mehrheit der zwölf Geschichten bleibt dem Stoffbereiche des Erotischen treu, nicht ohne ein paar neue pikante Nuancen zutage zu fördern: So gehört z. B. gleich die zweite Geschichte „Verschlafen", über deren Schlußpointe ein Schimmer diabolischen Humors gleitet, zu den Novellen, die Giovanni Boccaccio nicht anders erzählen würde.

Am poetischsten ist das Stimmungsbildchen, mit dem der Erzähler, der in der Anordnung des Ganzen eine sehr glückliche Hand zeigt, das Buch ausklingen läßt. Litt. Echo.

Frau Agna; 11. Auflage; Preis: M. 3.50.

In lebensvoller, fesselnder, förmlich dramatisch sich steigernder Weise werden im Roman die Tatsachen entrollt, die eine Familie in Angst und Qual versetzen, und die Frau Agnas Schuld für sie nach sich ziehen. — All diese Gestalten treten plastisch, lebensgetreu und klar gezeichnet hervor. Dresdener Anzeiger.

Eine schmerzlich bange Sehnsucht nach Erlösung aus einer Welt des äußeren Scheins, der konventionellen Phrase, in eine Welt wahrer menschlicher Gefühle, Leidenschaften, Freuden und Schmerzen durchzittert „Frau Agna", durchzittert den neuen Roman von Tovote.

Radikaler Pessimismus erfaßt Tovote beim Betrachten einer Gesellschaft, deren einziges Ziel und Streben es ist, den Schein zu wahren, den Skandal zu vermeiden.

Das neue Buch von Heinz Tovote hat das Verdienst, einen Fortschritt auf einem Wege zu bedeuten, der die Dichtung zu einem erreichbaren Ziele führen kann — weil es seinen Inhalt aus dem wirklichen Leben der Gegenwart schöpft und einen Ausschnitt aus diesem Leben gibt. Kritische Korrespondenz.







